BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rust, Johann Ludwig Anton

Antiquitäten

Bd.: 1

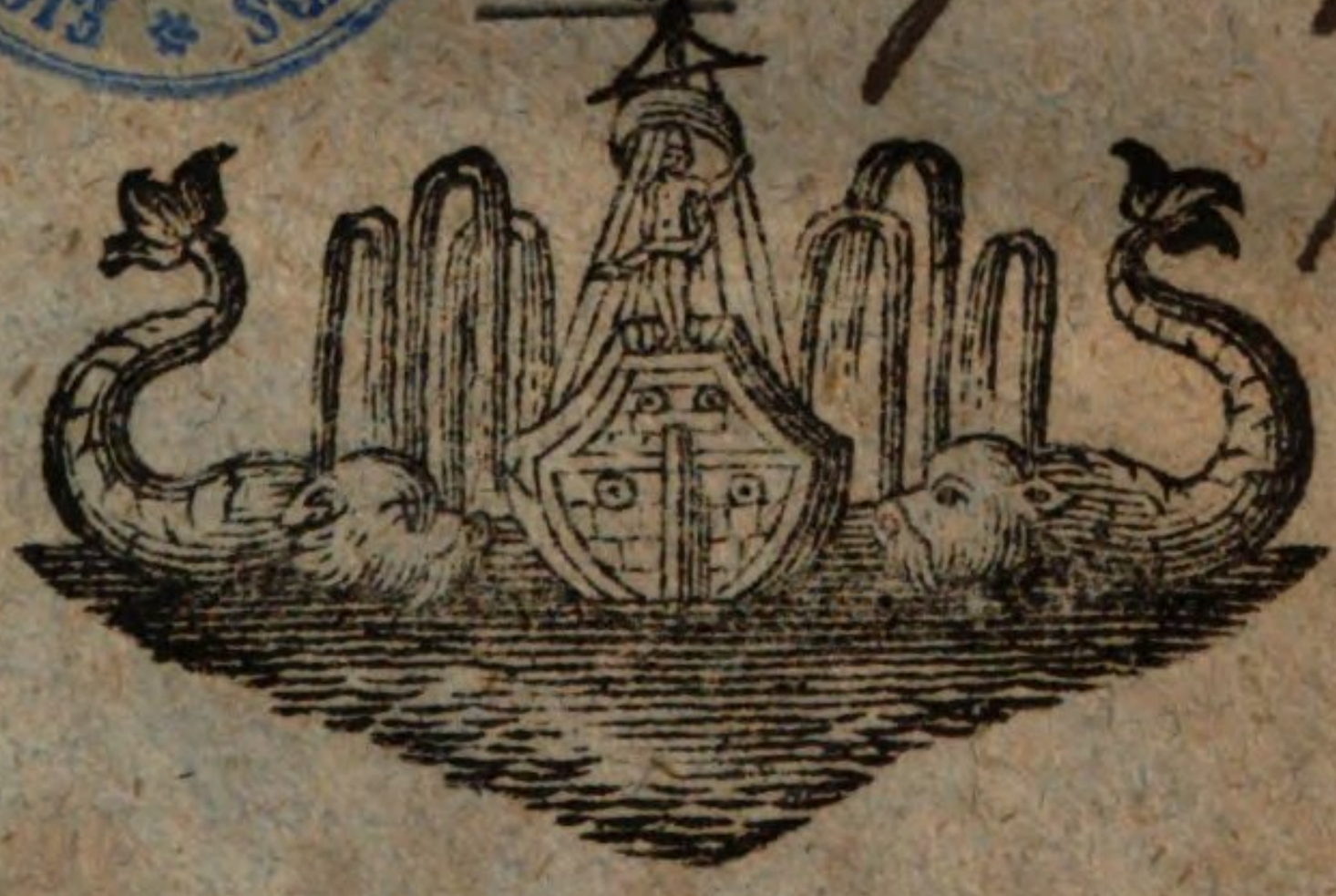
S.l. (1775)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 553
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245653-1
VD18 14521938-011

Antiquitäten.

GYMNASIUMS KATHOL. STUDIENFONDS
IN
AUGSBURG

Ratzeberger
1. Vers.



Im Jahr 1775.

Dem

tapfern Streiter für die Ehre Gottes,

Dem heldenmüthigen Vertheidiger des christlichen Glaubens,

Dem eifrigen Bekenner des Evangeliums,

Dem rüstigen Besieger der Freygeister, Indifferentisten, und Spötter der Religion,

Dem unerschrocknen Bestürmer des Unglaubens,

Dem freymüthigen Herolde der Wahrheit,

Dem geschwornen Feinde der Lügen und Schmeicheley,

Dem aufrichtigen Verehrer der Gottseligkeit und Tugend,

Dem muthigen Bekämpfer der Laster, Thorheiten und Vorurtheile,

Dem wahren Menschenfreunde,

Dem beherzten Retter der Liebe des Nächsten,

Dem

Dem rühmlichen Verfechter der Freyheit des menschlichen Geschlechts,

Dem unverzagten Bestreiter des Despotismus und der willkürlichen Gewalt,

Dem gründlichen Kenner der Welt und ihrer Eitelkeit,

Dem großmüthigen und standhaften Märtyrer der gerechten Sache,

Dem Mann ohne Menschenfurcht und Ansehn der Person,

Dessen Lohn im Himmel seyn wird,

Dem großen Karl Friederich
von Moser,

widmet,

zum Zeichen seiner aufrichtigen und be-
ständigen Verehrung,

diese geringen Blätter,

in aller schuldigen Unterwürfigkeit
ganz gehorsamst, wiewol unbe-
kannter weise,

der Verfasser.

Vor-

Vorrede.

Ich bin eben kein sonderlicher Liebhaber von Vorreden, werde auch niemals einen Vertheidiger derselben abgeben; solche aber ohne alle Einschränkung ganz und gar zu verwerfen, wie einige thun, das scheinet mir doch zu unbillig zu seyn. Ich glaube vielmehr, daß sie in gewisser Absicht und in gewissen Fällen nicht nur nöthig sind, sondern auch ihren guten unstreitigen Nutzen haben. Es ist wahr, in solchen Fällen, wo man aus der Ueberschrift des Buchs so gleich den Inhalt desselben und die Absicht des Verfassers wissen kann; wo der Vorwurf nur eine einzelne Wissenschaft und Materie, oder doch nur ei-

nige wenige betrift, kann man ganz sicher behaupten, daß eine Vorrede, wo nicht unter die unnützen, doch gewiß ziemlich überflüßigen Dinge gehöre; es müßte denn seyn, daß der Verfasser etwa einen besondern Umstand, oder sonst etwas Nothwendiges, ohne welches seine Absicht nicht beurtheilet werden könnte, seinen Lesern annoch zu sagen hätte. Allein bey solchen Werken und Schriften, deren Titel kurz sind, und woraus man den Inhalt und das Vorhaben des Schriftstellers nicht, oder doch nicht füglich wahrnehmen kann, ist nicht nur eine Vorrede oder ein Vorbericht nützlich und nothwendig, sondern es erfordert auch so gar die Schuldigkeit eines jeden Verfassers, seine Leser von dem Inhalte, der Beschaffenheit und dem Endzweck des Buchs gehörig zu unterrichten; woferne er nicht seine eigene Absicht verfehlen, und den Abgang des Buches, zum Nachtheil des Verlegers selbst verhindern will. Denn viele, durch den Schaden gewitziget, sind so gesinnet, (und sie thun auch recht daran,) daß sie nicht gerne ein Buch eher kaufen, bis sie den Inhalt davon wissen. Diese können durch eine Vorrede, die bald durchzulaufen ist, gar

leicht

leicht aus ihrem Zweifelmuth gerissen wer-
den. — — Wer heißt es dir aber, wird
hier vielleicht mancher ausrufen, die thörich-
te Mode unserer Zeiten mitzumachen, und
den Büchern gar zu lakonische und orakelmä-
sige Titel zu geben, daß kein Christenmensch
den Inhalt des Buches und die Absicht des
Verfassers errathen kann? Warum macht
man nicht lieber die Ueberschriften deutlich,
vollständig, und so, wie sichs gebühret; da-
mit ein jeder Leser so gleich wissen kann, was
er in dem Buche anzutreffen habe? Denn
was kurz ist, das ist nicht allezeit gut; es
muß auch deutlich seyn. — — Der Ein-
wurf ist nicht ungegründet, nur mich trift
er nicht. Es ist so ferne von mir, ein Freund
der Moden überhaupt zu seyn, daß ich viel-
mehr solche gelehrte Tändeleyen, die kurzen
und seltsamen Büchertitel von ganzem Her-
zen verabscheue. Von mir ist es gewiß der
Mode wegen nicht geschehen. Allein sollte
es denn nicht auch Fälle geben, wo dergglei-
chen entweder gar nicht, oder doch sehr
schwerlich zu vermeiden stehet? Mich deucht
immer, es werden sich diese Fälle zum öftern
äusern. Wenn z. B. in einer Schrift oder
in einem Buche vielerley und so verschiedene

Vorrede.

Sachen aus allerhand Wissenschaften abgehandelt werden; wenn darinnen lauter Sammlungen und gemischte Materien begriffen sind, so will ich den sehen, der mir, ohne über die Gebühr ins weitläuftige zu verfallen, einen ausführlichen und vollständigen Titel dazu machen soll, woraus die Leser so fort den Inhalt erkennen könnten. Wenigstens überlasse ich es jedem meiner Leser, einen Versuch zu wagen, ob er im Stande sey, einen solchen zu dem gegenwärtigen Werke ausfindig zu machen. Mir gilt es inzwischen gleich viel, man mag es taufen und nennen wie man will; gut oder schlecht, ernsthaft oder spaßhaft. Es bleibt doch immer was es seyn soll: nemlich Worte zu seiner Zeit. So viel zur Rechtfertigung der kurzen Titel.

Dieses voraus gesetzt, erkenne ich also gar wol, daß es auch meine Schuldigkeit seyn werde, meinen Lesern von dem Inhalt und der Absicht dieser Schrift Rechenschaft zu geben. Sie können solches nicht nur mit Recht von mir fordern, sondern es ist auch, da ich mich in obgedachtem Falle befinde, eine Art von Nothwendigkeit ihnen

anzu-

anzuzeigen, was sie hierinnen zu suchen haben. — —

Allerhand kleine Aufsätze, gemischte Versuche, Einfälle, patriotische Betrachtungen und Beherzigungen, Erfahrungen, scherz- und ernsthafte Gedanken über verschiedene Materien und Gegenstände aus dem bürgerlichen Leben und dem Reiche der Gelehrsamkeit, über allerhand in den verschiedenen Ständen im Schwange gehende, wiewol mehrentheils unerkannte Mängel, Gebrechen, Vorurtheile, Thorheiten und Laster; das werden ohngefehr diejenigen Sachen seyn, die der geneigte Leser hierinnen antreffen wird. Keine flüchtige Entwürfe, keine witzige und vorüberrauschende Einfälle, keine ästhetische Spielwerke und gelehrte Tändeleyen; keine veramorte Schnurren und Gesänge von Liebe und Wein; keine unnütze Anekdotenkrämereyen, keine überflüßige Auszüge und zusammengerafte Samlungen von nichts bedeutenden Sächelchens, die anjetzt so sehr zur Mode geworden sind, und fast die einzige gangbare gelehrte Waare ausmachen; keine aus persönlichen Absichten und Leidenschaften herrührende Ausbrüche

brüche und Verunglimpfungen; keine übertriebene Lobeserhebungen, oder niederträchtige Schmeicheleyen; keine unnöthige Wiederholungen schon oft gesagter Dinge, oder aufgewärmte Sachen in einem neuen Kleide, woraus die mehresten unsrer neuesten und so genannten besten Werke zusammen gesetzet sind; — — dergleichen darf der geehrte Leser hier nicht vermuthen. — — Nein; es sind lange genug geprüfte und erwogene Gedanken, in der Erfahrung bestättigte Wahrheiten, Ueberbleibsel und Gerippe von durchgedachten und entworfenen aber nicht zu Papier gebrachten ganzen Abhandlungen, wovon jeder Artikel, so zu sagen, so beschaffen ist, daß man eine eigene Abhandlung oder Erörterungsschrift davon schreiben kann. — — Vielleicht darf ich mir in dieser Absicht schmeicheln, einem und dem andern unserer Gelehrten, die oft gerne schreiben wollen, und doch nicht wissen, wovon sie schreiben sollen, einigen Dienst geleistet zu haben; gesetzt, daß ich auch in Ansehung der Sachen selbst ihren Beyfall nicht allezeit erhalten sollte? Diese können das gegenwärtige Werkchen wenigstens als ein Register oder kleines Vorrathshaus von

Titeln

Vorrede.

Titeln zu auszuarbeitenden Materien anse-
hen, welches sie aus ihrer Unentschlossen-
heit und Verlegenheit über die Wahl der
Materien reissen kann. Doch bescheide ich
mich sehr gerne, daß sie mir ausser diesem
weiter nichts zu verdanken haben. Ich be-
gnüge mich, ein bloßes Skelet dargestellet
zu haben, das sie nach Belieben ankleiden,
ausputzen, und ihm das Ansehen eines le-
bendigen Körpers geben können. Was ich
verneinet und getadelt habe, mögen sie beja-
hen und loben, oder umgekehrt; mir wird
es gleichgültig seyn. Genug, ich hoffe doch
den Vortheil davon zu haben, daß ich viel-
leicht zuweilen eine schöne Abhandlung eines
oder des andern feinen Geistes von dieser
und jener von mir im Schatten nur entwor-
fenen Zeichnung zu lesen bekomme. Was
für eine Ehre für mich, eine solche angeneh-
me, wiewol in Ansehung meiner ganz ge-
ringe Veranlassung dazu gegeben zu haben!

Ich komme nunmehr auf die Absicht die-
ser Blätter. Dieselbe gehet vornemlich auf
die Beförderung und Vertheidigung der
christlichen Religion, der Liebe des Näch-
sten und der Freyheit des menschlichen Ge-

schlechts,

schlechts, und dahingegen auf die Bestreitung des Unglaubens, des neuen Heidenthums, des Despotismus, der Laster und Thorheiten. Sollte nicht schon in dieser Betrachtung das Buch mit Recht den vorgesetzten Titel verdienen? Ja leider! **Unglauben und Despotismns**, das sind eben diejenigen Dinge, die zu unsern kläglichen Zeiten so stark überhand genommen haben, die so viel Unheil in der Welt anrichten, und den Verehrern der christlichen Religion so manchen gerechten Seufzer abpressen. — — Wollte GOtt! die Zeiten wären so beschaffen, daß man nicht nöthig hätte, Worte zu seiner Zeit zu schreiben. — — Doch genug hiervon.

In Ansehung der Schreibart habe ich nicht sowol auf den schönen und feinen Ausdruck, als vielmehr auf die Sache selbst gesehen, und nicht sowol witzig als vielmehr nützlich seyn wollen. Es war dieses auch um so nöthiger, da ich keine blendende ästhetische Aufsätze, keine zierliche, gleissende und schimmernde Ausarbeitungen, keine erdichtete Erzehlungen nach poetischer Art, keine Schmeicheleyen, keine gelehrte Lügen oder

Vorrede.

Lobschriften, sondern Wahrheiten habe schreiben wollen, womit eine geschmückte und geblümte Schreibart am allerwenigsten bestehen kann, als welche öfters die beste Wahrheit in eine scheinbare Lüge verwandelt. Will man dieses tadeln? Immerhin; wenn ich nur Wahrheiten geschrieben habe, die Schreibart mag beschaffen seyn, wie sie will.

Sollte man mir vielleicht vorwerfen, daß ich hin und wieder wol etwas zu frey geschrieben habe; daß ich diesen oder jenen bey der unglaubigen, witzigen und despotischen Welt in Ansehen stehenden Mann etwas mehr hätte schonen können? — — Auch diesen Vorwurf kann ich ganz gelassen anhören, weil er nicht wider, sondern für mich ist. Da ich keine Schmeicheleyen sagen, sondern eingewurzelte Laster, unerkannte Thorheiten, Vorurtheile, Gebrechen, und das Laster der Schmeicheley selbst bestreiten wollte, so erforderte es auch meine Schuldigkeit, so wie es ohnedieß die Pflicht eines Christen, und eines jeden rechtschaffenen Mannes erheischet, die Wahrheit gerade heraus, ohne Scheu, Schminke und Ansehen der Person zu sagen, und das Kind bey seinem rechten

Namen

Vorrede.

Namen zu nennen; woferne ich nicht selbst mich desjenigen Lasters, das ich so sehr verabscheue, und von jedem Liebhaber der Wahrheit mit Recht verabscheuet wird, nemlich der Schmeicheley, schuldig machen wollte. Was kann ich dafür, daß dieser oder jener ein wirklicher Ungläubiger, ein Menschenfeind, ein Despotischgesinnter, ein Thor, ein Geck ist? Wer wird von einem redlichen Manne verlangen, daß er einen Menschenfeind und Thoren, keinen Menschenfeind und Thoren heissen, sondern ihn mit einem feinern Namen belegen solle? Das kann mit der Eigenschaft und dem Wesen eines redlichen Mannes nicht bestehen. Ich habe mich wenigstens nicht überwinden können, dieses zu thun. — — Die Erfahrung lehret auch überdieß mehr als zu deutlich und gewiß, daß bey dergleichen Leuten mit dem Moralisiren in abstracto wenig oder gar nichts auszurichten ist, wenn man solches nicht in concreto thut; das ist: wenn man ihnen nicht wirkliche Urbilder darstellen kann. Es verhält sich damit eben so, wie mit den allgemeinen Bestrafungen auf der Kanzel, wo man sich sorgfältig hüten muß, es ja nicht merken zu lassen, auf wen die Bestra-

fung

fung eigentlich gehen soll. Ein jeder Lasterhafter denkt immer, daß nicht er, sondern vielleicht ein anderer damit gemeynet sey. Darum bessert sich auch niemand. So bald aber der Prediger mit der Sprache etwas gerader heraus gehet, so, daß man den Lasterhaften wol einigermaßen errathen, und dieser es selbst merken kann, daß damit auf ihn gezielet sey, so bald fängt er an, das Laster zu empfinden, er findet sich getroffen, gehet in sich, und bessert sich vielleicht nolens volens, wenn er nicht aller Schaam gute Nacht gegeben hat. — — Wem also dieses nicht anstehet, und wer kein Menschenfeind, kein Thor — — mehr genennet seyn will, der bekehre sich; weiter weiß ich ihm keinen Rath zu geben. Was kann ich dafür, daß die Wahrheit mehrentheils bitter schmeckt! Man zürne darüber, so viel man will; genug, daß unter den hier gesagten keine ist, welche nicht lange genug durchgeprüfet, in der Erfahrung bestätiget, und so beschaffen wäre, daß ich mir solche nicht gegen GOtt und die christliche Welt, auch alsdann, wenn ich im Begriff stünde, so fort in die Ewigkeit überzugehen, zu verantworten getrauen sollte. Beruhigender

Vorrede.

Trost für mich gegen alle hämische, tückische und boshafte Anfälle, gegen alle Lästerungen und lieblose Urtheile, denen dieses Buch nebst mir ausgesetzet seyn wird! Es ist wahr, die Ungläubigen, die Freygeister, die Religionsspötter, die Menschenfeinde, die Beförderer der willkürlichen Gewalt, die Thoren, die Gecken, werden freylich übel damit zufrieden seyn, und ich sehe schon im Geiste, was sie bey Durchblätterung dieses Büchleins für grämliche und possierliche Gesichtsschnitte machen werden. Unglauben, Despotismus, die neumodische Aesthetik, der so genannte schöne Ausdruck in Worten auf Stelzen ohne Bedeutung, Lieder von Liebe und Wein, Römische und Griechische Antiquitätenkrämereyen, übertriebener Witz, gelehrte Tändeleyen und Spielwerke; das sind diejenigen Dinge, welche ihre Heiligthümer ausmachen. Wer diese antastet, der greifet ihnen nach dem Leben. Es ist also nicht zu verwundern, wenn sie sich so ungebärdig hierüber anstellen sollten. Allein je ungebärdiger und boshafter, je besser! Ein gewisses Kennzeichen, daß sie sich getroffen finden. Ich verlange ihre Gunst und ihre Zufriedenheit nicht. Sie mögen sich reuspern,

sie

sie mögen spotten, lästern, witzeln, wie sie wollen; sie mögen süß oder sauer dazu sehen; es soll mir vielmehr recht angenehm seyn, wenn sie dieses thun. Alles ist mir einerley. Ihr Toben, Lästern und ihre Urtheile achte ich eben so wenig, und noch viel weniger, als ein im tiefen Nachdenken Begriffener das Vorbeysummen einer elenden Schmeißfliege achten wird. Wer sollte sich durch solche klein denkende Geister aus seiner Fassung bringen lassen! Genug, wenn ich in meinem Gewissen überzeuget bin, daß ich Wahrheiten geschrieben habe. Der Beyfall eines einzigen redlichen Christen, wahren Menschenfreundes, und ernsthaftengesetzten Gelehrten soll mir angenehmer und unendlich schätzbarer seyn, als eine ganze Welt voller Freygeister, Menschenfeinde und Witzlinge. Und wenn ich auch weiter nichts ausrichte, als daß nur ein einziger Freygeist, ein einziger despotischer Minister, ein einziger Thor oder witziger Geck dadurch bewogen wird, in sich zu gehen, und seine Gesinnungen zu ändern, so werde ich mich schon dadurch in Ansehung der auf diese geringe Schrift gewendeten Arbeit und Mühe, reichlich genug belohnet halten.

Vorrede.

Daß vielleicht ein und der andere Einfall von diesem oder jenem vor mir bereits gesaget worden, ist leicht möglich; mir ist es aber unbewußt. Denn wer kann alle Schriften lesen! Immerhin! — — Es schadet ja nicht, es ist vielmehr nützlich, wenn eine gute Wahrheit mehr als einmal gesaget wird. Will jemand aber daraus so gleich den Schluß machen, daß ich solchen Einfall aus andern genommen habe, so muß ich ihm sagen, daß dieses sehr voreilig und unbillig geurtheilet sey. Denn wie leicht kann es nicht geschehen, das zween Schriftsteller auf einerley Sache und Gedanken gerathen, ohne daß der eine von dem andern etwas weiß. Die Erfahrung bestätiget dieses zur Gnüge. — — Ich betheure auf mein schriftstellerisches Gewissen, daß ich mit Wissen und Willen niemand ausgeschrieben, ausser in den Fällen, wo ich es bemerket habe. Will der Tadler damit nicht zufrieden seyn, so kann ich ihm nicht helfen.

Ob ich mich der gelehrten Welt in Schriften bereits gezeiget habe oder nicht, das scheinet zwar eine ganz überflüßige Frage zu seyn; weil es hier blos darauf ankömmt, ob ich

Wahr-

Vorrede.

Wahrheiten geschrieben habe oder nicht. Daß ich wirkliche Wahrheiten geschrieben habe, davon bin ich in meinem Gewissen sattsam überzeuget. Es kann also zur Sache eigentlich nichts beytragen, diese Frage zu beantworten. Ich sehe es aber schon im Geiste, daß mancher Witzling, mancher brausender Kunstrichter bey Erblickung dieser Blätter ausrufen wird: schon wieder ein rüstiger, muthiger Sittenrichter, der vielleicht zum erstenmale auftritt, und noch mit dem ersten Schwerdte ficht. Ein solcher will die Welt reformiren! Diesem Vorwurf und einem daraus herfliessenden voreiligen und nachtheiligen Schluß auf den Werth des Buches zuvorzukommen, muß ich diesen Herren sagen, daß ich das erste Schwerdt, als Schriftsteller schon vor länger als 25 Jahren abgeleget habe; daß ich der gelehrten Welt nicht unbekannt sey, und daß ich unterschiedliche Schriften, wiewol ohne meinem Namen herausgegeben habe.

Von meinen übrigen Umständen etwas zu melden, muß ich billig Bedenken tragen. Nur einen Umstand kann ich nicht unangemerkt lassen, weil vielleicht dadurch einem künftigen Mißverständniß in der gelehrten

Vorrede.

Geschichte vorgebeuget werden kann. Er betrift meinen Namen und meine Abkunft. Einige möchten leicht auf die Gedanken gerathen, daß ich ein Bruder oder naher Anverwandter des Simon Ratzebergers, des jüngern, sey, der die Dedication zum 4ten Theile des so genannten Vademecum für lustige Leute, unterschrieben hat, und nicht nur von dem berühmten Geschichtschreiber, Matthäus Ratzeberger, dessen ungedruckte Urkunden der berühmte Herr Professor Hausen in seiner pragmatischen Geschichte der Protestanten gebrauchet hat, abstammet, sondern auch zugleich ein Blutsfreund des Christian Adolf Ratzebergers ist, der im Jahr 1768. die zwey allerliebsten Briefelein des Herrn Jakobi an den Herrn Gleim mit lehrreichen Anmerkungen von neuen heraus gegeben hat. Diesen muß ich aber sagen, daß sie sich in ihrer Vermuthung irren, indem ich nicht zu dem Geschlecht des gedachten Simon Ratzebergers gehöre, auch, da wir in sehr entfernten Gegenden von einander wohnen, ihn nicht einmal von Person kenne; ob wir gleich von einem gemeinschaftlichen Stammvater herkommen. Dieser gemeinschaftliche Stammvater, welcher

cher sich durch unterschiedliche gründliche und nützliche Schriften in der gelehrten Welt berühmt gemacht hat, führete den Namen Hans Konrad Ratzeberger, starb in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, und hinterließ zween Söhne, wovon der älteste Udalrich Wunnfried, und der jüngste Dieterich Meinrad Ratzeberger hieß. Von dem jüngsten stammet derjenige her, der uns aus der Hausenischen pragmatischen Geschichte der Protestanten bekannt geworden, der erstere aber ist mein Anherr, von dem ich in gerader Linie abstamme. Bey der Theilung der väterlichen Erbschaft fiel dem jüngsten unter andern der Büchervorrath zu; der ältere aber bekam zu seinem Theile die berühmte und zahlreiche Sammlung von kostbaren und raren Manuskripten, originalen Urkunden, Briefschaften und Nachrichten, die in Ansehung der Seltenheit der Stücke wenig ihres Gleichen hatte. Nach Verlauf von ohngefehr 100 Jahren fiel es einem von der jüngern Ratzebergerischen Linie, der aber von der Gelehrsamkeit nicht viel vergessen hatte, ein, diese Sammlung, besonders in Absicht auf die seltenen Urkunden, ebenfalls zu haben. Er bat

daher den damaligen Besitzer, meinen Vorfahren, ihm die Erlaubniß zu gestatten, daß er jemand schicken dürfte, der Abschrift davon nähme. Der Besitzer versprach ihm auch solches, und der Abschreiber kam an. Allein aus einer gewissen Art von gelehrten Neide, der den Besitzern solcher Seltenheiten, eben wie bey anderen Liebhabereyen im gemeinen Leben zu geschehen pflegt, eigen ist, hatte derselbe nichts weniger im Sinne, als jenem eine völlige Sammlung der Urkunden, oder etwas ganzes zu gönnen. Er behielt daher sehr vieles, und zwar das Beste zurück, und gab nur dasjenige heraus, was ziemlich entbehrlich war, und dieses, wie es ihm einfiel, ausser aller Ordnung uud Verbindung, auch öfters nur bloße Fragmente, woran er hier und dar mit Fleiß etwas ermangeln ließ. Zum Unglück war der Abschreiber ein solcher unwissender Mensch, daß er nicht einmal im Stande war, die Lateinische Sprache ohne Fehler zu lesen, geschweige, daß er die guten Theils vermoderten und durch das Alter unkenntlich gewordenen Schriften sowol in Lateinischer als alter Deutscher Sprache, besonders die alten Deutschen Mundarten hätte

verste-

verstehen sollen. Er schrieb daher vor der Faust weg, wie es ihm einfiel. Was er nicht verstehen konnte, ließ er entweder, ohne Raum zu lassen, aus, oder setzte nach Gutdünken zuweilen etwas anders dafür hin, um nur einigermasen einen Sinn heraus zu bringen. Jemand darüber zu fragen, schämete er sich aus Hochmuth eines Theils, und andern Theils hatte er auch keine Gelegenheit dazu; und noch zum grössesten Unglück war der damalige Besitzer, seiner Amtsgeschäfte wegen, öfters über ein halbes Jahr und länger in Verschickungen abwesend, hielt sich, wenn er ja einmal nach Hause kam, kaum länger als einen oder zween Tage auf, und hatte nicht einmal so viel Zeit, an den Abschreiber zu gedenken, geschweige ihm zurechte zu helfen. Man kann daher leicht denken, was das für schöne und getreue Abschriften müssen geworden seyn. Oefters war gar kein Zusammenhang und menschlicher Sinn darinnen zu finden, und die Urkunden waren durch die willkürliche Auslassungen und Hinzusetzungen so verunstaltet, daß man nicht einmal den Vorwurf und die Handlung, weshalb sie verfertiget worden, zu errathen vermögend war. Mit einem Worte, man konn-

te, wie ich nachher, da ich einige dieser Abschriften in Händen gehabt, gesehen habe, daraus machen, was man wollte; aus einem Privilegio einen Kaufbrief, aus einer Schuldverschreibung eine Ehestiftung, aus einem Lehnbriefe eine donationem inter vivos, aus einem Reichsabschiede oder kayserlichen Gnadenbrief ein Testament, u. s. w. je nachdem es einem einfiel. Endlich reisete der Abschreiber mit diesen Abschriften, worüber er über ein Jahr zugebracht hatte, fort, ohne im geringsten an einiges Kollationiren, wozu ihm ohnedieß die Gelegenheit mangelte, zu gedenken; denn er war froh, daß er fertig war. Sein Principal, der Vorfahr des gedachten Simon Ratzebergers, freuete sich darüber, wie ein Kind, weil er sie nicht verstund, ließ solche in zierliche Bände einbinden, verwahrete sie in einem eigenen dazu gemachten Schranke, und dachte Wunder, was er für Schätze besäße. — —

Dieses ist nun diejenige Sammlung von Urkunden, über die der große Haufen, bey seiner pragmatischen Geschichte der Protestanten, zum Unglücke gerathen ist, und die er sich, aus allzugroßer schriftstellerischer

Treu-

Vorrede.

Treuherzigkeit, als ächte originale Urkunden hat aufdringen lassen. Da er diese hin und wieder zum Grunde geleget hat, so ist kein Wunder, daß er dadurch zu unzähligen Fehlern und Unrichtigkeiten verleitet werden müssen, welche seinem sonst unsterblichen Werke und dem Werthe desselben einen so empfindlichen Stoß zuwege gebracht haben. Ich bedaure diesen grossen Mann, der ohne sein Verschulden zu solchen Irrthümern gebracht worden, von ganzem Herzen, und beklage recht sehr, daß ich von seinem Vorhaben, jenes Werk zu schreiben, nicht eher etwas erfahren habe. Ich würde mir sonst ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm mit den wahren originalen Urkunden aus der berühmten ächten Ratzebergerischen Sammlung, wovon ich, vermöge des Erbgangrechts, Miteigenthümer, und zugleich geheimer Archivarius und Verwahrer bin, gern und willig an Handen zu gehen. Sollte es ihm auch gefällig seyn, dem sehnlichen Verlangen der gelehrten Welt gemäß, das Werk noch einmal durchzugehen, und es durch eine neue Ausgabe zu seiner Vollkommenheit zu bringen, so stehen ihm solche Urkunden, auf sein Begehren, allezeit noch zu Dienste. Nur

bitte

bitte ich mir die einzige Bedingung dabey aus, daß er mir, bis die richtige Zurückgabe erfolget ist, zween unserer grössesten feinen Geister, etwan den Herrn Klotz, und den kleinen Herrn Jakobi zu Bürgen stelle, welche auf ihr christliches und schöngeisterisches Gewissen Sicherheit dafür leisten. Er wird mir dieses hoffentlich um so weniger verübeln, da, wie den Gelehrten ohne mein Anführen bekannt seyn muß, diese Sammlung von einem sehr hohen Werthe ist.

Der geneigte Leser verzeihe mir diese Ausschweifung. Sie ist eines Theils zu meinem Vorhaben, und zu Vermeidung eines Irrthums nothwendig, und andern Theils gehet auch vornemlich die Absicht mit dahin, zur Vollkommenheit jenes unsterblichen Hausenischen Werks etwas beyzutragen. Dieses wird mir hoffentlich an Statt aller Entschuldigung dienen.

Ich könnte meine Leser zwar noch mit mehreren Anekdoten in Ansehung des Ratzebergerischen Geschlechts unterhalten; allein, da ich ihre Geduld schon so lange gemißbrauchet habe, so will ich zum Beschluß dieser

Vor-

Vorrede.

Vorrede nur noch einen einzigen Umstand, welcher zu meiner Rechtfertigung gegen etwanige Vorwürfe dienen wird, bemerken. So wie ich mit Recht, und ohne mich dem Vorwurfe eines Familienstolzes auszusetzen, die Asche meines Anherrn und meiner Vorfahren von Vaters wegen verehren muß, eben so wenig habe ich auch Ursache, mich der Vorfahren und des Stammvaters mütterlicher Seite zu schämen. Ich muß meinen Lesern nur ohne weitere Umschweife sagen, daß ich mütterlicher Seite von dem berühmten **Sebastian Brand** abstamme, mit dessen einzigen und gelehrten Tochter mein gedachter Stammvater, **Udalrich Wunnfried Raßeberger**, verheirathet gewesen ist. Diesen großen Gelehrten habe ich also mütterlicher Seite als meinen Anherrn zu erkennen. Als derselbe in seinen letzten Tagen auf dem Krankenbette lag, und sein herannahendes Ende vermerkte, ließ er seine Kinder, und darunter auch seine Tochter, meine Stammmutter, vor sich kommen, um Abschied von ihnen zu nehmen, und seinen väterlichen Segen zu ertheilen. Bey dieser letzten Unterredung drückte er sich unter andern folgender Gestalt aus:

„Mei-

Vorrede.

„Meine lieben Kinder! die Zeit ist vorhan-
„den, da ich euch und diese Welt verlas-
„sen muß. Lebet unter einander und mit
„jedermann in Friede und Ruhe; befleis-
„siget euch jederzeit eines ehrlichen und
„christlichen Wandels, und eines guten
„Gewissens gegen GOtt und Menschen,
„so wird es euch zeitlich und ewig wohl ge-
„hen. Ich habe die Gnade meines Schö-
„pfers unendlich zu rühmen, welcher mich
„die ganze Zeit meines Lebens mit grossen
„Wohlthaten vorzüglich vor andern, wie-
„wol ohne meine Würdigkeit, überhäu-
„fet, und es mir jederzeit und bis hieher
„ziemlich wol und nach Wunsch hat gehen
„lassen; so, daß ich eben nicht Ursache
„hätte, der Welt gram zu seyn. Allein,
„wenn ich bedenke, daß ich einen guten
„Theil meines Lebens damit habe zubrin-
„gen müssen, mit den Thoren zu kämpfen;
„was für Mühe, Mißgunst und Unruhe
„ich mir dadurch zugezogen habe, und was
„für Widerwärtigkeiten und Verdruß sie
„mir, wenn ich noch länger leben sollte,
„noch zuziehen würden, so bekenne ich auf-
„richtig, daß ich dadurch der Welt endlich
„satt geworden bin, und also mit Freu-

„den

„den von hinnen scheide. Ich muß euch „aber, lieben Kinder! zu guter letzt noch „eröffnen, und vorher sagen, daß es euch „eben nicht besser gehen wird; da nach ei„ner alten, bey unserer Familie im Schwan„ge gehenden Ueberlieferung, unser Ge„schlecht vorzüglich dazu ausersehen seyn „soll, sich mit den Thoren zu messen. Rü„stet euch daher nur in Zeiten mit Muth „und Kräften, die Kriege gegen das „Reich der Thoren auszuführen. Es ist „wahr, es bringet viele Mühe, Arbeit, „Verdruß und Haß zu Wege; allein es „ist doch allezeit ein nicht geringes Ver„gnügen, einen Thoren zu überwinden „und zu bessern. Je saurer und schwerer „es also euch werden wird, und je selte„ner ein solcher Fall sich zuzutragen pfle„get, desto mehr Ruhm werdet ihr davon „haben; wenn ihr auch nur einen oder we„nige bekehren solltet. Mir ist es wenig„stens nicht selten gelungen, und ich habe „allezeit bey Vernünftigen nicht geringe „Ehre damit eingeleget. Lasset nur die „Hände und den Muth nicht sinken; es „wird besser gehen, als ihr denket. Ihr „dürfet nicht befürchten, daß es in der Zu-

„kunft

Vorrede.

„Kunft je an Thoren ermangeln werde.
„Es wird eben so wenig daran fehlen,
„als es an Fröschen je gebrechen wird.
„Ihr könnet vielmehr versichert seyn, daß
„in den folgenden Zeiten ihre Zahl immer
„mehr und mehr wachsen, und daß be-
„sonders im 18ten Jahrhundert deren ei-
„ne ungeheure Menge seyn werde. —
„Ja — —

Hiemit verschied der redliche Mann, und bekräftigte das Gesagte mit seinem Tode. — Seit der Zeit hat sich diese Sage in unserem Geschlechte ununterbrochen erhalten, und meine sämtlichen Angehörigen, Blutsfreunde und Anverwandten, sind von der Wahrheit und Zuverläßigkeit derselben so überzeuget, daß es gänzlich vergebens ist, sie eines andern zu überführen. Zum Unglücke ist noch bis hieher die Erfüllung fast bey allen und jeden unsers Geschlechts eingetroffen, und es wird schwerlich einer seyn, der nicht unterschiedliche male mit den Thoren hätte anbinden müssen. Ohne Zweifel träget dieses das mehreste zu Erhaltung des Vorurtheils für diese Sage bey. Ich für meine Person bin nichts weniger als abergläubisch,

aber

aber ich muß gestehen, daß ich selbst nicht recht weiß, was ich von der Sache denken soll. Wie fest hatte ich mir, um die Falschheit, Nichtigkeit und den Ungrund dieser Sage zu zeigen, und den Aberglauben und das Vorurtheil meinen Anverwandten zu benehmen, vorgesetzet, gerade das Gegentheil zu thun, und mich mit den Thoren niemals abzugeben, sondern vielmehr dieselben gänzlich in Ruhe zu lassen. Allein ein unwiderstehlicher Trieb hat mich dahin gerissen, diesen Vorsatz zu brechen, und durch gegenwärtige Schrift wider meinen Willen die Feder gegen sie zu ergreifen. — Nun sage man mir, ob man auch mit Recht allen und jeden Weissagungen und Ueberlieferungen ohne Unterschied ihre Wahrheit und Gültigkeit absprechen könne? — —

Ich habe dieses nur deshalb angeführet, damit mir nicht etwan diejenigen witzigen Herren und andere, die sich getroffen finden möchten, eine Bosheit oder Feindseligkeit beymessen möchten. — — Eine Sünde und ein Verbrechen ohne Vorsatz läßt sich ja, wie sie aus den Rechten und der Sittenlehre wissen, nicht gedenken. Habe ich also

Vorrede.

keinen Vorsatz gehabt, sie zu beleidigen, was kann ich dafür, wenn sie dennoch beleidiget zu seyn glauben sollten! Ich dächte, das wären doch für einen ehrlichen Mann Entschuldigungen genug!

Hiermit empfehle ich mich dem geneigten und billigen Leser zur Wohlgewogenheit bestens. Geschrieben zu Lindhorst, am 25ten des Brachmonats 1771.

Busso Ludolf Ratzeberger,
Senior, Lehnsträger und geheimer Archivarius des Ratzebergerischen Geschlechts.

Ver-

Verzeichniß

der

hierinn enthaltenen Materien.

1)	Reformation, hält	6 Artik.	a. d. 1 u. ff. Seite.
2)	Religion, Christenthum,	25 Art.	9
3)	Paradoxa,	14 Art.	37
4)	Sprachen, Sprachverderber,	4 Art.	41
5)	Thorheiten, Vorurtheile,	6 Art.	46
6)	Schöndenker, Witzlinge,	3 Art.	54
7)	Frühzeitige Würden,	4 Art.	61
8)	Moden,	7 Art.	67
9)	Gelehrte Moden	16 Art.	76
10)	Projektmacher, Kameralisten, Finanziers,	4 Art.	95
11)	Schaubühne	4 Art.	102
12)	Philosophie, Weltweisheit,	3 Art.	107
13)	Wahrheit,	3 Art.	113
14)	Treue und Glauben,	3 Art.	118
15)	Mahler, Bildhauer,	3 Art.	124
16)	Jagd,	5 Art.	130
17)	Handel und Wandel,	5 Art.	136
18)	Schmeicheley,	5 Art.	142
19)	Gesittete Zeiten und Völker,	4 Art.	147
20)	Krieg	3 Art.	152
21)	Sol-		

		Seite.
21)	Soldaten, Soldatenstand, 3 Art.	157
22)	Tapferkeit, Ruhm, 4 Art.	162
23)	Lob, 8 Art.	167
24)	Kunstrichter 5 Art.	175
25)	Geschichte, 4 Art.	183
26)	Freygeister, 6 Art.	189
27)	Aberglauben, 3 Art.	197
28)	Geistliche, geistlicher Stand, 4 Art.	202
29)	Juristen, Rechtsgelehrte, 2 Art.	217
30)	Aerzte, Heilkunst, 3 Art.	225
31)	Große, Mächtige der Erden, 3 Art.	233
32)	Despotismus, willkürliche Gewalt, 5 Art.	242
33)	Beytr. zum Glossario polit. 7 Art.	255
34)	Staatskunst, Gleichgewicht, 2 Art.	260
35)	Gelehrte Possen und Tändeleyen, 27 Art.	267
36)	Unnütze gelehrte Beschäftig. 18 Art.	328
37)	Aesthetische Pralereyen, 7 Art.	387
38)	Ueberflüßige Fragen, 4 Art.	407
39)	Geschmack, 3 Art.	420
40)	Unzeitige Verbesserungen, 3 Art.	431

Anti-

Antiquitäten.

Reformation.

Fast bey allen grossen Veränderungen und Verbesserungen wird der Haupt-fehler begangen, daß man von einer Ausschweifung auf die andere fällt, und den rechten Gebrauch nicht von dem Mißbrauche unterscheidet. — — Vor der **Glaubensreinigung** hatten die Geistlichen zu viel Gewalt, nachher zu wenig, und zu unseren aufgeklärten Zeiten gar keine. Vorher hatten wir nur einen **Statthalter Christi** auf Erden, und es war mit der Kirchenzucht schon schlecht beschaffen; jetzt ist diese Statthalterschaft, zumal bey uns Protestanten, unter so viele getheilet, als wir Regenten haben. Wie viele gibt es besonders nicht in Deutschland, nach dem Westphälischen Frieden. Daß ihnen nunmehr eben die höchste bischöfliche Gewalt zustehe, die sonst der Pabst und die katholische Geistlichkeit ausgeübet hat, ist eine Sache, die nie-

mand läugnen darf. Wer wird ihnen also die Statthalterschaft Christi absprechen können! Aber — — die erforderlichen Eigenschaften — — wie siehet es damit aus? Es ist wahr, Schriftgelehrte sind sie nicht, sie begehren es auch nicht zu werden; aber sie sind gebohrne Statthalter Christi, und haben doch die Haupteigenschaft des allgemeinen Statthalters Christi nicht an sich, nemlich die Unträglichkeit und Unfehlbarkeit. Diese Eigenschaft verträget keinen Widerspruch. Ein Weiser merket auf das Wort, und lässet ihm rathen. — — Der Schlüssel Petri ist weggeworfen, und an dessen Statt das Schwert umgegürtet, welches ihren Bannstral nachdrücklicher und wirksamer macht, als des allgemeinen Statthalters. Bewegungsgründe genug, ohne Widerrede zu gehorchen! — — Wie Sie gnädigst befehlen, antwortete jener Oberhofprediger auf Befragen mit bebender Stimme; und siehe, so ward einem Unschuldigen, der sich einer so genannten zum Besten des Landes gereichenden, wiewol höchst ungerechten Verfügung widersetzet hatte, ohne Urtheil und Recht der Proceß gemacht, und — — Gehorsam ist besser, denn Opfer und Grübeln; ein Grundsatz, womit man alles ausrichten kann! —

2.

Es sey ferne von mir, daß ich den theuren Rüstzeugen GOttes, einem **Luther, Melanchthon, Kalvin**, und andern erleuchteten Männern, welche an der Reformation Theil haben, unlautere

oder

oder eigennützige und sträfliche Absichten bey diesem heilsamen Werke leymessen sollte; ob aber die Beförderer derselben, die Grossen damaliger Zeiten, hiervon ganz frey zu sprechen seyn möchten, das ist eine andere Frage. — — Ich glaube immer, die Vorwürfe, welche einige Schriftsteller denenselben gemacht haben, mögen wol nicht ganz ungegründet seyn. —— Secularisiren ist eine schöne Sache; es füllet die Schatzkammern, und vermehret die Einkünfte. Für jedes Kloster eine Fahne Soldaten mehr halten zu können, wie anziehend ist das! Unsere jetzigen Zeiten geben uns den Schlüssel hiezu. — — In dem Verfahren mit Polen und den Jesuiten kann man den Grund leicht finden.

3.

Immer von einer Ausschweifung und von einem Entgegengesetzten auf das andere! — — Vor der Glaubensreinigung steckte die Welt im tiefen Aberglauben. Dieser verlor sich durch das Licht des Evangelions. Die ersten Zeiten der Reformation brachten viele Glaubenshelden und Eiferer für die Wahrheit hervor; die folgenden Zeiten weniger. Der Eifer ließ immer mehr und mehr nach; man fing an, die theuren Männer, welchen wir die Glaubensreinigung zu verdanken haben, und dadurch diese grosse Gnade GOttes selbst gering zu schätzen; man grübelte und philosophirte mehr, als man glaubte. Die Liebe zur Religion erkaltete, und näherte sich nach und nach der

laulichkeit und Gleichgültigkeit. Hieraus entstund mit der Zeit eine ungezähmte Frechheit, endlich die Freygeisterey, und nunmehro ist der völlige Unglaube da. —— Wenn GOtt nicht ein Wunderwerk thut, so wird in 50. Jahren die christliche Religion mit Strumpf und Stiel völlig ausgerottet seyn. Es ist hohe Zeit, daß ein Luther und seines Gleichen aufstehet, und eine neue Glaubensreinigung anfänget.

4.

Als einstmal bey dem Pabst, Benedict dem vierzehnten, in der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Glaubens, die Rede von der Bekehrung der Ketzer vorkam, so gab er den Rath: **man lasse sie gehen. Es wird eine Zeit kommen, wo sie gar nichts glauben werden. Dann werden sie desto leichter zu bekehren seyn.** —— Der gute Pabst scheinet die Gabe der Weissagung gehabt zu haben. Nichts passet sich auf unsere Zeiten besser als dieses. —— Aber sollte eben auch dieses nicht die Glaubensreinigung anjetzt viel leichter machen, als zu den Zeiten eines Luthers? Wer nichts glaubet, der ist immer leichter zu bekehren, als der, so von entgegen gesetzten und irrigen Meynungen einmal eingenommen ist. —— Die Grönländer und ihre Bekehrung legen ein unverwerfliches Zeugniß davon ab.

5.

Die beiden entgegen gesetzten Dinge, gar zu finster und gar zu helle, sind dem menschlichen Auge nicht zuträglich; doch ist das letztere, wie man aus der Erfahrung angemerket hat, einem zumal kranken Auge viel schädlicher als das erstere. Vor der Glaubensreinigung war um uns alles verfinstert, wir sahen kein Licht; es war also Zeit, daß ein **Luther**, **Kalvin** und ihres Gleichen aufstunden, und unsere Augen nach und nach zum Lichte gewöhneten. — — Jetzt ist alles Dunkele verschwunden, wir kennen die Finsterniß nicht mehr, und gleichwol sind unsere Augen bey so klarem Schein des Lichtes so blöde, und noch blöder, als in jenen finsteren Zeiten. Was ist die Ursache hiervon? Wir wollten unsere schwachen Augen zwingen, am hellen Mittage ohne Schirm gerade in die heisse Sonne zu sehen. Der gar zu starke Glanz derselben hat sie verdorben, und die Heilung ungleich schwerer gemacht, als in jenen Zeiten, weil eine dazu kommende Entzündung unvermeidlich ist. Mit einem Worte: es ist zu unseren aufgeklärten Zeiten gar zu helle geworden; das ist: wir glaubten in vorigen Zeiten zu viel, jetzt zu wenig oder gar nichts. — — Wie will man aber im Stande seyn, das Helle recht zu beurtheilen, wenn man das Finstere gar nicht kennet? Die Krankheit ist in der That so beschaffen, daß sie nothwendig sehr klägliche Folgen in Ansehung der Religion nach sich ziehen muß, wo

man nicht schleunige und kräftige, wiewol etwas herbe Mittel dagegen vorkehret! — — Zu welchen Zeiten ist also eine Glaubensreinigung wol nöthiger gewesen, vor Luthern, und zu Luthers Zeiten, oder in unseren heutigen Tagen, wo der Unglaube und das Heidenthum völlig überhand nimmt? Die Frage beantwortet sich von selbst.

6.

So viele Ehrfurcht ich auch gegen die theuren Werkzeuge GOttes, einen **Luther Melanchthon, Kalvin** ꝛc. ꝛc. hege, durch welche die Glaubensreinigung, welche wir als eine der grössesten Wohlthaten GOttes im Geistlichen verehren müssen, zu Stande gebracht worden, und so vielen Dank die Welt und das Christenthum ihnen für diese selige Bemühung schuldig ist, so wenig werde ich doch gegen diese Ehrfurcht anstossen, wenn ich sage: ich wünschte, daß sie auf die Erhaltung des **geistlichen Ansehens** etwas aufmerksamer gewesen wären, und daß sie dasselbe nicht ganz und gar vergeben hätten. Ich gehe nicht zu weit, wenn ich behaupte, daß dieser Fehler (und welcher Mensch ist ohne Fehler?) wiewol ohne ihren Vorsatz, in der Folge die schädlichsten Wirkungen für die Religion hervorgebracht, und zu dem Verfalle des Christenthums zu unseren Tagen ein vieles beygetragen hat. Gewiß, ein Uebel, welches nunmehr, da das geistliche Ansehen ganz verschwunden ist, und die weltliche, ganz zügellos

gewor-

gewordene Macht dem Unglauben den Rücken hält, nicht anders zu heilen ist, als durch eine neue Glaubensreinigung! Aber o eitele, fromme Wünsche! Von wem soll denn der Kranke seine Heilung und Genesung hoffen, wenn der eine Theil der Aerzte nicht helfen kann und darf, der andere aber nicht will? — — Nur unserem GOtt, dem obersten Arzt und Helfer, ist kein Ding unmöglich.

Religion, Christenthum.

I.

Die Unterdrückung und Verachtung der Geistlichen, und der dagegen immer mehr und mehr überhand nehmende Mißbrauch der weltlichen ganz zügellosen Macht und Gewalt, ist wol unstreitig eine der vornehmsten Ursachen mit von dem jetzt einreissenden Unglauben und Heidenthum. Der Grundsatz, als Gesetzgeber über alle Gesetze weg zu seyn, und dagegē bloß nach Willkühr, nach Gutdünken und ganz ungebunden verfahren zu können, ist mir so fürchterlich, daß ich nie anders als mit Grausen daran gedenken kann. Alle Billigkeit und Menschenliebe wird dadurch vollends erstickt, und das Gewissen ver-

schwindet. Die Religion, dieser einzige Damm ist noch im Wege. Man hat nicht nöthig, ihn mit Gewalt zu durchbrechen. Ihn zu untergraben und zu durchlöchern, ist genug, dem reissenden Strome einen völligen Durchbruch zu verschaffen. —— Wie kann es anders seyn, als daß die Aufseher und Wächter dieses Dammes, ich meyne die Geistlichen, mit fortgerissen werden! Die wenigen, so der Fluth entrinnen, werden furchtsam, matt, und lassen die Hände sinken. Von wem soll nunmehr die Religion Schutz erwarten, wenn GOtt nicht ein Wunderwerk thut? ——

2.

Es ist wahr, es gibt unter allen Religionsarten Spötter, Freygeister, und Ungläubige; allein die katholische Religion hat bis hieher noch immer den Vortheil vor uns Protestanten gehabt, daß sich niemand hat unterstehen dürfen, sich solches öffentlich merken zu lassen, noch weniger aber dergleichen verdammliche Lehren weiter zu verbreiten, oder wol gar solche, wie bey uns geschiehet, durch den Druck gemein zu machen. So blieb doch wenigstens noch immer eine äuserliche Religion bey den mehresten übrig, da bey uns Protestanten leider! weder eine innerliche noch äuserliche mehr anzutreffen ist. Jetzt fängt man auch bey den Katholischen an, diesen, wiewol schwachen Rest der Religion zu untergraben. In Frankreich, Spanien, Portugall, den beiden Sicilien,

lien, im Venedischen ꝛc. ꝛc. hat man schon einen guten Grund dazu geleget. Der verkappte **Veremund von Lochstein**, **Febronius**, der ungenannte Verfasser einer 1767. vermuthlich zu Venedig, unter dem Titel: Promemoria presentata al ministero di... toccante la generale riforma del Corpo ecclesiastico, heraus gekommenen Schrift, u. a. m. scheinen durch ihre Schriften das Ihrige dazu gleichfalls beytragen zu wollen. Es ist nicht zu zweifeln, daß mehrere nachfolgen werden. Einige Millionen fremden Guhts, wie in Spanien von den Jesuiten, zu erobern, (**rauben** ist in der Staatssprache nicht klaßisch gesprochen) das sind zu einnehmende und reizende Bewegungsgründe unsers heutigen vernünftigen Staatsrechts, als daß man solchen Vortheilen nicht die Sache der Religion aufopfern sollte. — — Wenn es im Katholischen, wie es das Ansehen gewinnet, damit weiter so fortgehen sollte, so frage ich: wie lange soll es wol währen, daß wir nicht mit den Katholischen in Ansehung der Religion vereiniget seyn werden? Wir glauben nichts, sie glauben nichts. Wie leicht ist diese Vereinigung, und in was für aufgeklärten Zeiten leben wir!

3.

Weit entfernt, daß ich die **Freyheit der Presse** überhaupt mißbilligen sollte. Ich weiß vielmehr gar zu wol, was die Strenge der **Bücherbeurtheilung** in den katholischen Ländern für schädliche Wirkungen hervor bringet. Aber ich

kann

kann mich doch nicht überreden, dieses ohne alle Einschränkung gelten zu lassen. Wenigstens sollte man in Religionssachen nicht so nachgiebig und fahrläßig seyn. Die übelen Folgen, so daraus entstehen, sind unmöglich abzuläugnen, man müßte denn der Erfahrung allen Glauben absprechen wollen. Ein Freygeist braucht viel Zeit dazu, ehe er durch mündliche Unterredung jemand verleitet. Allein eine einzige freygeisterische, in aufgeweckter witziger Schreibart geschriebene Schrift eines **Voltäre**, **Rousseau**, u. a. ihres Gelichters, ist im Stande, viele tausend schwache Seelen zu verführen. Man vergleiche z. B. die Preußischen Länder und die Republik Holland mit einander, welche in Ansehung der Freyheit der Presse, und Verkaufung freygeisterischer und ärgerlicher Schriften ganz entgegen gesetzte Grundsätze annehmen. —— Wie allgemein ist die Freygeisterey und der Unglaube in den ersteren, und wie eingeschränkt in der letztern!

4.

Alle Sachen und Handlungen, welche bey dem menschlichen Gemüthe einige Aufmerksamkeit und Ehrfurcht erregē, und die Menschen darinnen erhalten sollen, müssen, nach Verhältniß ihrer Größe, Wichtigkeit, Würde und ihres Werthes, mit viel oder wenigeren **Gepränge**n, und **Feierlichkeit**ē verknüpfet seyn. Geschiehet dieses nicht, so entstehet daraus endlich eine solche Gleichgültigkeit, welche, wo sie nicht die ganze Sache aus

dem

dem Gedächtnisse der Menschen nach und nach verdränget, doch wenigstens die Erreichung des Endzwecks verhindert, und an Statt des rechten Gebrauchs den Mißbrauch einführet. Wäre es z. B. gebräuchlich, daß man einen Eid ohne die geringsten Umstände, ohne die dabey gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien, so zu sagen, aus dem Stegreife ablegen könnte; ich bin versichert, es würden, an Statt, daß anjetzt hundert Eide in einem Jahre vor Gerichten abgeleget würden, so dann so viel tausend nicht zureichen, und darunter wenigstens die Hälfte Meineide seyn. — — Wie will man denn behaupten können, daß die Religion, der Gottesdienst, welcher doch die grösseste, die erhabenste Feierlichkeit selbst ist, von allen Ceremonien entblößet seyn solle? — Das Bildniß, welches der berühmte Schwift (*) von unserem theuren Kalvin entworfen hat, scheinet mir so lebhaft geschildert zu seyn, daß ich gewiß versichert bin, man darf es nur mit dem gehörigen Nachdenken anschauen, und unsere jetzigen Zeiten dagegen halten, um so fort die kläglichen Folgen, welche die gar zu hitzige Abschaffung der Ceremonien in der Religion, besonders in unserer Kirche angerichtet hat, mit einem Blicke übersehen zu können.

5.

Ceremonien und Gepränge sind nicht anders, als Zeichen, wodurch wir die Gültigkeit, Gewiß-

(*) In seinem bekannten Mährchen von der Tonne.

Gewißheit, Rechtmäßigkeit und Wichtigkeit einer Handlung, oder auch unsere Achtung und Ehrfurcht für dieselbe zu erkennen geben. Es ist wahr, bey der Religion kömmt es bloß auf das Innerliche, auf das Herz und auf den Glauben an; allein die Ceremonien dienen doch dazu, nicht nur einen andern von unseren Gesinnungen desto lebhafter zu überzeugen, sondern auch Andacht, Hochachtung und Ehrfurcht gegen das höchste Wesen in ihm zu erwecken. Hat doch der höchste Gesetzgeber selbst, da er den Israelitischen Gottesdienst eingerichtet, viele Ceremonien dabey verordnet. Würde dieses aber wol geschehen seyn, wenn ihm die Ceremonien bey dem Gottesdienst überhaupt mißfällig wären? Das ist nach seiner Weisheit nicht zu vermuthen; es würde auch seinem unveränderlichen Willen und Rathschlusse, so wie überhaupt seinem Wesen widerstreiten. Rechtmäßige Ceremonien, ich sage mit Fleiß: rechtmäßige Ceremonien, sind also erlaubt; von überflüßigen und ungeziemenden ist die Rede nicht. Der Mangel der ersteren ist unstreitig eine Ursache mit von dem einreissenden Unglauben zu unseren Zeiten.

6.

Die Ceremonien, die rechtmäßigen Ceremonien, gehören, weil sie GOtt nicht mißfällig sind, unstreitig mit zu den guten Werken. Ohne gute Werke ist aber der Glaube todt. Sind nun die guten Werke bey dem Glauben nothwendig, wer will dann die Ceremonien davon ausschliessen?

7. Die

7.

Die katholische Kirche hat viel überflüßige, unschickliche, abergläubische und sündliche Ceremonien, sie hat aber auch viel gute. Wir haben zum Theil zu wenig. —— Wer davon überführet seyn will, daß gute Ceremonien die Andacht zu erwecken vermögend sind, der halte den Gottesdienst der Katholischen mit dem unsrigen zusammen. Was für Ehrfurcht und Stille herrschet in dem erstern, und wie gleichgültig, weltlich und unheilig gehet es dagegen in unsern Kirchen zu, wo das Schlafen, das Plaudern, das Lärmen, das Lachen —— ohne Scheu getrieben wird, und wo man die Frechheit, Leichtsinnigkeit und Unachtsamkeit einem jeden an den Augen und Stellungen ansehen kann. Man nehme einen Huronen, einen Irokesen, schicke ihn zum erstenmale in eine protestantische Kirche, und frage ihn, wo er gewesen ist? Er wird gewiß nicht glauben, daß er einer gottesdienstlichen Handlung, sondern vielmehr einer bürgerlichen Versammlung und Feierlichkeit beygewohnet habe.

8.

Selbst der **rechtmäßige Gebrauch der Bilder** ist nicht zu verwerfen, er träget ein vieles zu Erweckung der Andacht bey. Nur freylich ist das kein Werk für üppige, weltlich gesinnete Menschen, die von der Andacht keine Empfindung haben, und denen dergleichen Dinge, so die Religion

angehen, zum beständigen Vorwurfe des Spottes dienen müssen. Diesen wird ohne Zweifel ein üppiges, ein unzüchtiges Gemälde in ihrer Dose viel schätzbarer seyn, als das Gemälde vom Leiden unsers Erlösers. Sie mögen immerhin spöttisch davon urtheilen, und gar eine Abgötterey daraus machen wollen. Ich werfe ihnen die Worte eines großen **Luthers** hin, in welchen er über die damalige Bilderstürmerey sein Gutachten kürzlich, aber nachdrücklich eröfnete:

imaginem Christi, dum transis, semper honora;
non tamen effigiem, sed quem designat, adora.

Hieran mögen sie ihren Muth kühlen. — —

9.

Wenn die Freygeister nicht weiter kommen können, so ist der gewöhnlichste Vorwurf, den sie der christlichen Religion machen, der **Aberglaube**. Sie schreiben alles in der Welt je entstandene Unglück auf Kosten desselben, aber von dem **Unglauben** ist alles stille. Dieser Vorwurf trift besonders die katholische Religion. — — Doch gesetzt, die katholische Religion ist in vielen Stücken eine irrige und falsche Religion, so ist doch eine solche Religion noch immer besser, als gar keine. Sie hat doch wenigstens noch den Schein einer rechten Religion. Diese gibt doch immer noch ein gutes Beyspiel, und wehret dem Aergerniß. Der Schritt von dem Aberglauben zum

rechten

rechten Glauben ist auch unstreitig viel näher, als vom Unglauben zum rechten Glauben. Wer sollte also nicht leicht einsehen, daß der Unglaube viel schädlicher sey als der Aberglaube!

10.

Es ist wahr, der **Aberglaube** hat bereits viel Unglück in der Welt angerichtet. Die übeln Folgen liegen davon in der Geschichte vor Augen. Was war aber die Ursache? Der Aberglaube war dazumal, so zu sagen, die allgemeine und herrschende Religion. Der **Unglaube** ist es zwar bis hieher noch nicht, er kann es aber bald werden. Geschiehet dieses, so mag ich die schrecklichen Folgen nicht erleben, die er anrichten wird. Er wird es nicht dabey bewenden lassen, nur hier und da, und zu gewissen Zeiten Unglück zu stiften; er wird die ganze Welt umkehren. Dann sage man mir, welches Unglück grösser sey?

11.

Nichts trägt wol zum Verfalle der Religion mehr bey, als die **Vernachläßigung** und **Geringschätzung des thätigen Christenthums.** Auch selbst die Ausübung der Gottseligkeit, und die **eigene Erbauung** wird heutiges Tages zur Sünde und zum Aberglauben angerechnet. Nachstehender Vorfall enthält ein klares aber betrübtes Beyspiel hiervon.

„Den 11ten dieses sind allhier (zu Ochsford)
„6. Studenten von unserer Universität ausge-

„stossen worden. Sie gehöreten zu Pembrocke „Hall. Erstlich wurden sie von dem Vicekanz„ler und einigen andern Häuptern dieser hohen „Schule verhöret. Man beschuldigte sie der „Methodisterey, wie auch, daß sie sich unter„standen, in Privathäusern zu beten, zu le„sen, die Schrift zu erklären, und geistliche „Lieder zu singen. Der Principal der obenbe„nannten Hall vertheidigte ihre Lehren mit Be„weisen aus den 39. Artickeln der Englischen „Kirche, und sprach mit großem Ruhm von ih„rer Gottseligkeit und exemplarischen Leben; „aber seine Gründe galten nichts, und er ward „überstimmet, so, daß das Urtheil der Aus„stossung gegen sie ausgesprochen ward. Der „N. —— Haupt eines Collegii, sagte: die„se sechs wackeren Leute werden aus„gestossen, weil sie zu viel Religion ha„ben; es wäre nicht undienlich, das Ver„halten derer zu untersuchen, die zu we„nig haben. Ihrem Ankläger wurde gesagt, „daß ihm die Universität für dieses gute Werk „sehr verbunden wäre. (*)

Leute darum zu strafen, weil sie zu fromm sind, ist das nicht ein abermaliges Zeugniß von unseren aufgeklärten Zeiten!

12. Der

(*) Diese Nachricht befindet sich in dem 51 St. des Hamburg. Korresp. 1768. im Art. Oxford den 16. März.

12.

Der Herr Inspektor **Ortmann** hat sich sehr beleidiget gefunden, daß ihm der große **Moser** etwas **Enthusiastisches** in seinen so genannten **patriotischen Briefen** vorgeworfen. Er hat sich aber sehr schlecht dagegen vertheidiget. Unsere Zeiten, und besonders in dem leztern erschrecklichen Kriege, sind und waren zu gefährlich dazu, als daß man nöthig haben sollte, noch Oel ins Feuer zu gießen, oder die Gemüther der verschiedenen Religionsverwandten und Nationen gegen einander noch mehr zu verbittern. Seine Briefe kamen immer zur unrechten Zeit, und hätten, wo nicht GOtt ins Spiel getreten wäre, noch gefährliche Folgen haben können. Was wir an den Katholischen tadeln, müssen wir selber nicht thun. — — Seine Prophezeyungen — — Schande für einen Protestanten. GOtt bedarf keines Propheten mehr auf Erden. Die Schicksale der Völker und der Religion stehen in seiner Hand. Eine unmittelbare Offenbarung dürfen wir weiter nicht erwarten. Der Herr Ortmann zeige doch seinen Gewährwann an. — —

13.

Aber Herr **Gleim** mit seinem Siegesliede. — — Ja, das fehlte noch, daß so gar ein Witzling auftreten, und Gelegenheit zur **Erbitterung zwischen den verschiedenen Religionsverwandten und Ständen eines Reichs** geben sollte. Eben so enthusiastisch, wie Herr

Ortmann. —— Wenn die Herren Dichter und Aesthetiker ja ihren Enthusiasmus allerwegen anbringen müssen, so sollten sie doch von Rechtswegen nur bey ästhetischen und witzigen Dingen bleiben, und die Religion aus dem Spiele lassen; weil sie nicht dazu berufen sind, und ihr Witz in Religionssachen ganz unrecht angebracht ist. —— Wein und Liebe sind ihr Glaubensbekenntniß. Davon mögen sie schreiben, so viel sie wollen. Hier sind sie in ihrem Elemente. Das mißgönnet man ihnen nicht.

14.

Ich habe in langer Zeit keine Schrift, so klein sie auch ist, gelesen, wo die Religionsspötter, und besonders die von der Berlinischen Religion, besser abgefertiget werden, als in dem Schreiben eines alten Predigers aus dem Lande Hadeln an die Verfasser der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, so als eine Beylage zum 100. Stücke dieser Nachrichten vom J. 1767. herausgekommen ist. Ich möchte das Nasenrümpfen gesehen haben, das sie bey Lesung dieser Schrift gemacht, und wünschete, daß sie sich dagegen verantworteten. Sie werden aber, nach ihrer Weise, die Antwort, wenigstens eine hinlängliche Antwort, wol schuldig bleiben. Denn mit witzeln und spötteln ist es nicht ausgerichtet; ernsthaft zu seyn und zu denken aber ist ihre Sache nicht. —— GOtt vergelte es dem mir unbekannten Verfasser

hier

hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit, und verleihe ihm ferner seine Gnade und Beystand, seine Ehre und das Erlösungswerk gegen die Anfälle unserer witzigen Spötter und Freygeister zu vertheidigen!

15.

Nichts kann wol von dem **Verfalle unsers heutigen Christenthums** ein klåreres Zeugniß geben, als daß nunmehro unsere **Theologen und Lehrer der Gottesgelahrheit** so gar selbst anfangen, das Erlösungswerk, die heilige Dreyfaltigkeit, das heilige Abendmahl, und andere Grundlehren des Christenthums, anzufechten, oder zu bezweifeln, wie zu B. der bekannte Verfasser der Schrift: **meine Ueberzeugungen**, u.a.m. Mehrere Beyspiele anzuführen, würde, dem Sprichworte nach, verhaßt seyn. Zum Theil scheinen diese Herren zwar der Sache noch ein Mäntelchen umzuhängen, und ihre wahre Meynung durch eine gekünstelte Schreibart zu verstecken; aber im Grunde läuft es doch auf einen offenbaren Deismus oder Naturalismus hinaus, und wenn erst die Zeit gekommen seyn wird, (und das kann vielleicht leider! bald geschehen) daß man die Göttlichkeit unsers Erlösers, die Offenbarung, mithin die ganze christliche Religion über den Haufen geworfen, und die neuere geschmückte heidnische Religion erst allgemeiner gemacht haben wird, so werden sie wol mit der Sprache und ihres Herzens Meynung näher heraus gehen, den Schafpelz ab-

legen, und sich in ihrer wahren Wolfsgestalt zeigen. Dann, ist erst die Lehre von der heiligen Dreyfaltigkeit zu Boden geworfen, so fällt auch zugleich die Göttlichkeit Christi, mithin das Erlösungswerk und das Christenthum zusammen. Betrübte Aussichten in die Zukunft! — — Da nun die meisten Hirten aus Furcht, oder anderen unlauteren Absichten zu solchem Beginnen entweder stille schweigen, oder doch wenigstens den Baum auf beiden Schultern tragen, so läßt sich daraus leicht der Schluß machen, in was für einer mißlichen und kläglichen Lage sich die christliche Religion befinde, und was für einer Gefahr die armen Schafe ausgesetzet seyn müssen, welche auf eine so unverantwortliche Art von ihren Hirten verlassen, oder irre geführet werden.. Gewiß, es ist die höchste Zeit, daß sich alle rechtschaffene christliche Gottesgelehrten vereinigen, diesem höchstgefährlichen Unwesen Einhalt zu thun, woferne nicht die ganze christliche Religion zu Grunde gehen soll. — — Um so mehr verdienen also diejenigen alles Lob, die sich diesem allgemeinen und verderblichen Strome annoch widersetzen, und weder Gefahr, noch Spott und Verläumdung achten, um die Sache der Religion und des christlichen Glaubens zu vertheidigen. Ein Götze, Winkler, Ziegra, Moldenhauer, die Herren Hamburger überhaupt, die Herren Danziger, Wirtenberger, Königsberger, die Antikririker, u. a. m. — — Der HErr der Heerschaaren rüste diese wackeren und redlichen Männer ferner

mit

mit Muth und Kräften aus, diese Kriege des HErrn gegen unsere neuen Heiden auszuführen, und lasse es ihnen dafür zeitlich und ewig wol gehen! Weg ihr grossen irrdischen Helden — — nur diesen Helden gebühren die herrlichsten Ehrensäulen; jedoch nicht vergängliche von Stein und Marmor, sondern unvergängliche in jener seligen Wohnung, wo ihre Namen in dem Buche des Lebens angeschrieben sind! — —

16.

Den Kunstrichtern und Schöndenkern drücken Leßings und anderer Trauerspiele über die darinnen vorkommenden so genannten rührenden Stellen, die doch mehrentheils nur vom heidnischen Gespräche sind, Thränen aus, aber bey erbaulichen und gottseligen Schriften, bey Strafpredigten über die Gerichte GOttes, bey der Leidensgeschichte JEsu bleiben sie unempfindlich. — — Ein gewisser Beweis von dem ganz verfallenen Christenthum, besonders unter unsern witzigen Geistern! Welcher rechtschaffene Christ sollte nicht darüber erstaunen, und das Verderbniß unserer Zeiten mit Recht beseufzen!

17.

Aber so gehet es leider! zu unseren Zeiten! — — Die Religion und das Erlösungswerk ist fast zum all gemeinē Gespötte geworden, und siehet sich mitten in dem Schooße der so

genannten christlichen Kirche von dem neuen Heidenthum verdrungen. Wer darf es sich fast noch öffentlich merken lassen, daß er ein Christ sey, daß er die Dreyeinigkeit, das Erlösungswerk glaube! Oder wer getrauet sich wol, besonders von vornehmen Leuten, oder Leute aus der großen Welt, heute zu Tage noch öffentlich und mit Andacht zu GOtt zu beten, zu singen, zu seufzen, wenn ich die Ceremonie vor und nach dem Essen ausnehme! Der Name eines Scheinheiligen, eines Heuchlers, eines guten einfältigen Menschen, ist wol noch das geringste, was er zu gewarten hätte. Man sucht allen möglichen Witz hervor, zu neuen Spötterey-en Benennungen zu erfinden. — — Bald ist er ein Waisenhäuser, ein Kopfhänger, ein Mucker, ein Pietist, ein Schwärmer, ein Milzsüchtiger, und GOtt weiß, was noch mehr. — — Und wenn man endlich nicht weiter kommen kann, so macht man ihn ohne Umstände zum Herrnhuther, und denkt Wunder, wie man ihn beschimpfet habe. — — So ist es selbst dem großen **Moser** ergangen, was Wunder also, wenn es anderen nicht besser gehet!

18.

Die **Herrnhuther**, oder, wie sie eigentlich heissen, die **Mährischen Brüder**, sind seit einiger Zeit vornehmlich der Gegenstand des Spottes unserer heutigen Witzlinge und Freygeister. Die Ursache ist leicht einzusehen. Diese **Mährischen Brüder** suchen vornehmlich das wahre und thäti-

thätige Christenthum zu befördern. Das ist aber kein angenehmer Ton in den Ohren unserer feinen Geister. Daher suchen sie alles mögliche hervor, solche Bemühungen verächtlich zu machen und zu unterdrücken. Allein diese Herren werden mir es nicht verdenken, wenn ich ihnen sage, daß die so genannten **Herrnhurher** diejenigen Leute in der That nicht sind, wofür sie solche, nach ihrem fleischlich gesinnten Wohne halten, und daß selbige offenbar von ihnen mit Unrecht getadelt und verspottet werden. Es sind gewiß keine so gefährliche Leute, als sich unsere Herren Witzlinge vorstellen. — — Ich gebe es zu, daß sich anfänglich, da sie noch in der gedrückten Kirche, ohne Lehrer, ohne Heilsbücher lebeten, viele Irrthümer und Mißbräuche in ihre Lehre eingeschlichen haben, worüber man sich auch nicht sonderlich zu verwundern hat. Allein, wer sie anjetzt noch für eben die Leuthe halten wollte, nachdem sie ihre eigenen Gemeinden, Kirchen und Lehrer, auch gewiß gute Lehrer haben, der würde seine Unwissenheit von ihrer Verfassung gar sehr verrathen. Besonders muß der Verfasser der Schrift: **Prüfungen der philosophischen und moralischen Predigten**, ohne Ort 1767. (*) sehr schlecht kennen, wenn er sie abgeschmackter und gotteslästerischer Sachen, auch Schwärme-

(*) S. Hallische gel. Zeit. 1768. 22. St. 173. S. wo diese Schrift recensiret, und, wie leicht zu erachten ist, gar sehr gelobt, auch das Urtheil über die Herrnhuther gebilliget wird.

reyen beschuldiget, und überhaupt ein sehr unbilliges Urtheil von ihnen fället. Daß sich noch jetzt hin und wieder einige Mißbräuche unter ihnen befinden mögen, will ich eben nicht gänzlich abläugnen. Wo ist aber eine Religion, die keiner Verbesserung mehr benöthiget wäre? Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, so wol zu Herrnhuth, Berthelsdorf und in der Wetterau, als an anderen Orten ihre Veranstaltungen, ihre Verfassung und ihren Gottesdienst mit anzusehen, und mich davon genau zu unterrichten, auch mich einige Zeit unter ihnen aufzuhalten; ich kann aber versichern, daß ich einen ganz andern Begriff von ihnen bekommen, als ich zuvor gehabt habe. — — Leute, deren vornehmster Endzweck auf die Beförderung des thätigen Christenthums, der Liebe des Nächsten, der Ordnung und löblicher Sitten, der Eintracht, der guten Kinderzucht, auf die Ausübung einer aufrichtigen Buße, und eines strengen Gehorsams gegen die Oberen, gehet; deren Gedanken fast einzig und allein auf die Zukunft jederzeit gerichtet sind; welche Krieg, Unruhe, den Soldatenstand, und alles, was zum Verderben des menschlichen Geschlechts erdacht ist, verabscheuen; welche von keinem Zank, Streit, Habbegierde, Ehrsucht und Hoheit der Welt etwas wissen, keine Processe und Rechtshändel kennen, auch, da sie wie wahre Brüder mit einander leben, dergleichen nicht bedürfen, deren Veranstaltungen bey der Kinderzucht ein rechtes Muster zur Nachahmung darbieten. — — Sollten diese

Leute

Leute wol den Spott und die Lästerungen verdienen, die man ihnen auf eine so unbillige Weise beyleget? Ich kann mich dessen niemals überreden. — — In der That, ich glaubte in der Entzückung mich mitten in dem Tempel des Friedens zu befinden; so angenehm, so reizend, so sicher, so stille war mir der Aufenthalt unter ihnen — — Allein so gehet es, wenn man Sachen, und Personen, die man nicht kennet, tadeln und verachten will! — — Sehet, solchen Anfällen ist das thätige Christenthum zu unseren Zeiten ausgesetzet!

19.

Wir Protestanten denken Wunder, was wir für Vorzüge vor den Katholiken haben. Wir rühmen uns der Reinigkeit der Religion, des wahren Glaubens, und des vernünftigen Gottesdienstes, und sprechen den Katholiken alle Fähigkeiten dazu ab. Wir reden bloß mit Verachtung und Spott von ihrer Religion, und ihren gottesdienstlichen Anstalten. — — Es ist wahr, die Glaubensreinigung ist eine der größesten Wohlthaten GOttes, die er uns erwiesen hat. Wir haben dadurch alle Vorurtheile, alle Finsternisse des Pabstthums abgeleget; unsere Einsichten sind erheitert, und unsere Seele ist aus dem Dunkeln und Verfinsterten in das Klare und Helle hindurch gebrochen; die Schuppen sind von unsern Augen gefallen. — — Gut! wir haben Ursache, dem Höchsten für diese große Gnade täglich ja stündlich zu danken. — —

Wir

Wir sollten es nehmlich thun; ob es aber geschiehet? das ist eine andere Frage. — — Wozu wird diese Wohlthat aber angewendet, lieber Mensch? Kannst du diese Frage gehörig beantworten, so ist es erst Zeit, dir solche zuzueignen. — — Unglaube, übertriebene Freyheit im Denken, verwegene Schlüsse, überkühnes Vernünfteln, Welthändel, feine Ränke, listige Kunstgriffe, witzige Einfälle und Spöttereyen sind in der That die Dinge nicht, woran man, wie leider! geschiehet, seine von daher erhaltenen Einsichten verschwenden soll. Wozu hilft alles Glauben, alle bessere Einsichten, alles Wissen, wenn das thätige Christenthum nicht da ist? Was ist ein Blinder damit gebessert, wenn er Statt des schwarzen Staares den hellen bekömmt? An den Früchten sollet ihr den Baum erkennen. Was sind aber die Früchte des Glaubens anders, als das **thätige Christenthum, gute Werke**? Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure **gute Werke** sehen, und euren Vater im Himmel preisen. — — Wie schlecht erfüllen wir diese Lehre! Ohne **gute Werke** ist aber der Glaube todt. — — Unstreitig hat die **katholische Kirche mehr gute Werke** als wir. In diesem Stücke siehet es bey uns gar zu leer aus. Gute und fromme Vermächtnisse, milde Stiftungen, bemittelte Gemeinheiten fehlen fast gänzlich; und wo ja noch dergleichen da sind, so werden sie doch von dem Fisco, von der Kammer, verschlungen, deren Schlund, unersättlich, und, woraus, nach dem

Sprüch-

Sprüchworte: ex inferno &c. keine Erlösung zu hoffen ist. Wie schwer hält es bey uns, einen ehrbaren Armen und Dürftigen, einen Elenden, einen alten unvermögenden oder sonst unglücklichen Menschen unterzubringen, und zu versorgen! Was für Kollekten und Plackereyen müssen nicht erst dazu veranstaltet werden! Wo sind beständige Mittel dazu herzunehmen? Es ist nichts anders zu thun, als Bedienungen zu suchen. Allein wie schwer hält es bey den heutigen sparsamen Zeiten, und der überhäuften Anzahl der Bewerber, dazu zu gelangen; wenn man den Soldatenstand ausnimmt! Wie betrübt und traurig ist dieses nicht für so viele rechtschaffene und ehrliebende Gemüther, für so viele erhabene Seelen, die sich öfters dadurch gedrungen sehen, wo nicht den verhaßten und jammervollen Soldatenstand, doch gewiß solche kümmerliche Geschäfte und Nahrungen zu ergreifen, die ihren Einsichten und Fähigkeiten ganz entgegen sind! Wie leicht ist es aber dagegen bey den Katholischen; einem solchen unglücklichen Menschen seinen ehrlichen Unterhalt zu verschaffen! Man weiset ihm ein Einkommen bey einer milden Stiftung, bey einem Gemeindekasten an; man gibt ihm eine Pfründe bey einem geistlichen oder weltlichen Stifte; ein Kloster übernimmt seine Versorgung. — — Man hat tausenderley Mittel dazu in Händen. Bey uns aber bleibt nur ein einziger, und noch dazu sehr mißlicher und kläglicher Weg übrig, dazu zu gelangen, nehmlich durch eine Pension vom Hofe, durch den Fiscus,

oder die Kammer, wohin alle Mittel aus dem ganzen Lande leider! zusammen fließen. Wie bejammernswürdig ist das nicht für den Christ, den Menschenfreund, der gerne jedermann geholfen sehen möchte! Ich sage nicht zu viel, sondern ich getraue mich es zu beweisen, daß öfters ein einziges katholisches Kloster von seinem Segen im eigentlichen Verstande, ein Jahr ins andere gerechnet, den Armen mehr gibt, als ein großer König oder Regent unter uns Protestanten. — — Sind das nicht gute Werke, welche den Segen des HErrn verdienen! Wo bleiben aber bey uns die guten Werke, und die Liebe des Nächsten? — — Suchet sie in der Kammer, aber sie sind nicht drinnen. — — Schlechter Trost! — — Haben wir wol Ursache, uns so sehr über die Katholicken zu erheben? — —

20.

Selbst der Gebrauch der **Klöster** und des **Einsiedlerlebens** ist nicht zu verwerfen. Aus dem vorangeführten wird ein von Vorurtheilen gereinigter Geist, ein Menschenfreund, leicht beurtheilen können, daß es sehr gut seyn würde, wenn dergleichen fromme Anstalten bey uns nicht gänzlich abgeschaffet, sondern wenigstens in Ansehung des rechten Gebrauchs beybehalten worden wären. Ich sage mit Vorbedacht, **der rechte Gebrauch**; denn von dem Mißbrauche ist eines Theils die Rede nicht, und andern Theils würde es auch **unbillig** seyn, **um des Mißbrauchs willen**, der aller-

dings

dings in Ansehung der Klöster und der Einsiedeleyen bey den Katholiken herrschet, den rechten Gebrauch, und mithin die Sache selbst aufzuheben. — — Wie viele Leute, die keine Lust zu Welthändeln, sondern sich, GOtt zu dienen, vorgenommen haben, auch wol, aller ihrer Geschicklichkeit, ungeachtet, wegen überhäufter Amtsbewerber, und ermangelnder Gönner, keinen Dienst bekommen, oder wegen der durch das Militar-Finanz- und Monopolienwesen gänzlich zu Grunde gerichteten Nahrung und des Gewerbes, ohne ihre Verschulden darben müssen, finden darinnen ihren ehrlichen Unterhalt, können frey von allem Geräusche und unangenehmer Unterbrechung ihre Wissenschaften oder andere Arbeiten betreiben, und GOtt in der Stille dienen, ohne von dem Getümmel der Welt beunruhiget oder gestöret zu werden; dessen sich einer, der in der Welt lebt, wenn er auch gleich den besten Vorsatz hat, niemals oder doch schwerlich rühmen kann. Herrendienst gehet vor Gottesdienst; ein wahres, aber unseren Zeiten zur Schande gereichendes Sprüchwort. — — Wie vielen Armen; ohne Unterschied der Religion, kann durch milde Stiftungen und Einrichtungen Gutes gethan, und wie viel Segen GOttes aus dem Himmel auf das Land herunter gebetet werden! — — Doch, freylich ist solches wol keine Sache für große, starke Geister, für Weltmenschen! Diese werden ohne Zweifel darüber lachen. — — Aber, man lasse sie lachen. Der HErr lacher ihrer Thorheit wieder. Er hat keinen Gefallen

fallen an den Hoffärtigen und Stolzen, aber den Demüthigen gibt er Gnade, und theilet seinen Segen denen mit, die auf ihn trauen, und den Segen durch gute Werke recht anwenden.

21.

Ueberall kömmt es auf das **thätige Christenthum** an. Wo dieses nicht ist, da helfen auch die größesten Einsichten und die größesten Gaben aller irrdischen Weisheit weiter zu nichts, als daß wir dermaleinst nur desto größere Rechenschaft von dem uns anvertraueten Pfunde zu geben haben. — — Bedenket dieses, ihr großen Geister, ihr Weltmenschen, und werfet einen Blick in die Ewigkeit. —— Weise ist der, der für sein ewiges Erbe sorget, und nicht für das vergängliche!

22.

Ohne eine gewisse Art von **Zucht, Regiment**, oder **Hierarchie und eigener Gewalt**, kann keine Gemeinheit, keine Gesellschaft, kein Stand bestehen, am allerwenigsten die Kirche und der geistliche Stand. Bey der Glaubensreinigung hätte man für die Beybehaltung der nöthigen **geistlichen Gewalt** sorgen sollen. Es ist aber so wenig geschehen, daß man dieselbe vielmehr gänzlich abgeschaffet, und, so zu sagen, mit der weltlichen vereiniget hat. Ein Versehen, wovon sich die gefährlichsten Folgen für die Religion zu unseren Zeiten äusern. Daher rühret es, daß das

Ansehen

Ansehen der Geistlichen gefallen ist. Hieraus ist die Verachtung derselben, und aus dieser Verachtung die Verderbniß der Sitten, die Laulichkeit und Zügellosigkeit entstanden. Man betrachtet die Geistlichen zu unseren Zeiten nicht mehr als einen besondern Stand, sondern man siehet sie als andere Bedienten und Unterthanen an, die in beständiger Furcht erhalten werden müssen. Sie dürfen nicht reden, sondern müssen stumme Wächter seyn. —— Was hat daraus anders entstehen können, als eine gänzliche Verderbung, und ein klägli-cher Verfall der Religion. —— Fast alle Religionen in der Welt, so einfältig und rohe sie auch sind, stimmen doch darinn überein; daß in einem Staate zweyerley Mächte, die geistliche und die weltliche, seyn müssen; und die allerdümmsten und barbarischen Völker äusern so gar eine vorzügliche Verehrung gegen den geistlichen Stand. —— Nur wir Protestanten sind zu gesittet und zu aufgeklaret, als daß wir diese Grundsätze gelten lassen sollten. Wir glauben vielmehr, es gehe gar wol an, daß Christus und Belial übereinstimmen, oder gar in einer Person vereiniget seyn können. Wir sehen aber auch leider die schönen Folgen. —— Statt der wahren Religion ist der völlige Unglaube da. —— —— Was für Vortheile hat nicht in diesem Stücke die katholische Religion vor der unsrigen! —— —— Ehe wir nicht eine Art von einem Protestantischen Pabst oder Patriarchen, entweder einen allgemeinen, oder in einem jeden Reiche einen besondern, und zwar mit der gehörigen

Gewalt und Ansehen bekommen, eher können wir auch nicht hoffen, noch erwarten, daß die wahre christliche Religion und die Kirchenzucht unter uns wieder werden hergestellet werden — — Aber was für fromme Wünsche, die wir wol unerfüllt in die Ewigkeit mit hinüber nehmen werden!

23.

Wir, die Protestanten, und besonders unsere Witzlinge und starken Geister scheinen sich recht was darauf zu Gute zu thun, wenn sie bey aller Gelegenheit **die katholische Religion tadeln und verspotten** können. Gut — was zu tadeln ist — ich habe nichts dawider. Aber ist denn auch genug, nur das Fehlerhafte bey einer Sache zu entdecken und zu vermeiden. Nein, man muß auch das Gute, so sich an ihr befindet, nicht unbemerket lassen. Auch die schlechteste und geringste Sache von der Welt ist nicht so schlecht, daß sie nicht auch etwas Gutes an sich haben sollte. — — Wir schütten aber, so zu sagen, gleich das Kind mit dem Bade aus. Wir tadeln und spotten nur ohne das Gute kennen zu wollen. — Weil so viel Abergläubisches und Tadelhaftes an der katholischen Religion zu befinden ist, also ist die ganze Religion nichts nütze. — Was ist das für ein übereilter Schluß! — Es stehet uns allerdings frey, das Abergläubische, Unschickliche und Fehlerhafte an der katholischen Religion zu zeigen, und ihre Irrthümer aufzudecken, aber wir sollten auch das Gute an ihr nicht ganz und gar verkennen, sondern

dern

dern uns dessen gehörig zu Nutze machen. Dahin gehören z. B. die guten Werke, eine strenge Kirchenzucht, eine genaue Andacht beym äuserlichen Gottesdienst, Einigkeit in Glaubenssachen ꝛc. —— Wir würden in der That unserer Religion dadurch einen groſsen Vortheil stiften, wenn wir die katholische in diesen und andern nützlichen und gottseligen Dingen nachahmeten. — Aber freylich ist es kein Werk für überkluge Gelehrte und groſse Geister, sich so zu demüthigen, daſs sie auch von den Katholischen etwas lernen sollten! — — Ein wahrer groſser Geist hingegen muſs das Gute nehmen, wo ers findet, ohne Absicht der Person, und anderer Umstände. Das ist eben ein untrügliches Kennzeichen eines wahren groſsen Geistes, auch von den Geringsten etwas lernen zu wollen.

24.

Es ist nicht genug, sich des innerlichen Gottesdienstes zu rühmen, **man muſs auch sein Licht leuchten lassen vor den Menschen.** Es erfordert die Pflicht eines rechtschaffenen Christen, die Lehre seines Glaubens öffentlich und vor jedermann zu bekennen, und solches nicht aus Furcht, von den Weltkindern verspottet zu werden, oder aus andern Ursachen zu unterlassen. Der sicherste Weg zur Gleichgültigkeit, Laulichkeit, Freygeisterey, und endlich zum wirklichen Unglauben, wenn er diese Pflicht aus den Augen setzet! Wer mich vor den Menschen verläugnet, den will ich vor meinem himmlischen Vater wieder ver-

läugnen. Erschreckliche Worte! Ihr Furchtsamen! —— rüstet euch mit Muth, dem Verderben zu entgehen! Hier gilt keine Entschuldigung. —— Man schämet sich aber leider! heute zu Tage, öffentlich zu beten, oder von Christo, dem Erlösungswerke, und der Bibel zu sprechen, ausser, wenn disputiret, kritisiret und gespottet wird. Gleichwol will man sich den Namen eines Christen zueignen. —— Kann aber derjenige Diener, der sich seines Herrn schämet, wol ein würdiger Diener desselben seyn? —— Beantwortet mir dieses, o! Kleinmüthiger, o Zaghafter!

25.

Es ist nun leider! unter uns Christen so weit gekommen, daß man mit Wahrheit sagen muß: **Das Erlösungswerk und die Lehre von dem Kreuze Christi ist den mehresten eine Thorheit worden**; gleichwie ehemals zu der Zeit der Apostel von den Juden und Heiden mit Recht gesaget wurde. Ein gewisses aber bejammernswürdiges Merkmaal von unserm heutigen gänzlich verfallenen Christenthum! —— Diese Thorheit wird euch aber dereinst theuer zu stehen kommen, ihr starken Geister, Naturalisten, Deisten, und wie ihr sonst alle heissen möget! —— Wer mich verachtet, den will ich wieder verachten. —— Ihr werdet sehen, in welchen ihr gestochen habt — Schaudernde Drohung, deren Erfüllung euch zu rechter Zeit treffen wird. Bedenket dieses, ihr rohen Weltmenschen, weil es noch Zeit ist!

Para-

Paradoxa.

1.

In einem christlichen Lande so viele Kriegsräthe, aber keine Friedensräthe — was ist das anders, als ein Beweis, daß uns mit dem Frieden nicht gedienet ist? — Verleih' uns Frieden gnädiglich, HErr GOtt! nach unsern Zeiten — das wird bald die allgemeine Losung der ganzen so genannten christlichen Kirche werden. — Was werden aber vernünftige Heiden dazu sagen, von rechtschaffenen Christen will ich nicht einmal etwas gedenken? Gehöret das nicht mit allem Recht zu den Merkwürdigkeiten von Deutschland, und zu den Seltsamkeiten unsers Jahrhunderts!

2.

Doch noch nicht genug — Die Verwaltung der Gerechtigkeit und Pflege des Landes so gar in den Händen der Kriegsräthe, Kameralisten, Finanziers, und dergleichen Leute, welche von keinem andern Gesetze, als dem Interesse principis, als summa lege, etwas wissen, oder wissen wollen. — Was für eine Gerechtigkeit kann man wol in einem solchem

Lande erwarten, wo dergleichen unselige Verfassung eingeführet ist! — Wie stimmen Christus und Belial zusammen! — Die Themis und Mars in einer Person — Welcher Widerspruch! — Ein wahres aber betrübtes Paradoxon unserer aufgeklärten Zeiten!

3.

Das Erlösungswerk, die Göttlichkeit JEsu Christi, und andere Grundwahrheiten der christlichen Religion läugnen und verspotten zu dürfen, und gleichwol **den Namen eines Christen behalten zu können.** — Ist das nicht ein wahres aber klägliches Paradoxon?

4.

Ein Wächter des Evangelions zu seyn, dabey aber, wie ein M. T. T. B. und andere, das Erlösungswerk, die Dreyeinigkeit, und andere Grundwahrheiten und Hauptstücke der christlichen Religion entweder zu läugnen, oder doch wenigstens zu bezweifeln, und gleichwol **ein Lehrer und Bischof der christlichen Kirche** bleiben zu können. — Ein abermaliges Paradoxon nostri seculi!

5.

Vermöge des Rechts der Erstgeburt *summus Episcopus* **der christlichen Kirche** in einem Lande zu seyn, gleichwol sich niemals auf die Theologie geleget zu haben, und die Bibel kaum dem Namen nach zu kennen, dabey auch wol selbst

keine

keine Religion zu besitzen. — Kann das nicht mit recht ein Paradoxon genennet werden?

6.

Eine ungeheure Anzahl **Faullenzer** und gefreyter **Todtschläger**, bloß um **des chimärischen Gleichgewichts von Europa** zu unterhalten, für die Erhaltung dieses Gleichgewichts bey aller Gelegenheit zu eifern, und doch selbst alle Augenblicke die Wageschale nach Gefallen nieder zu ziehen, oder in die Höhe zu schnellen, um nur dasselbe stören oder aufheben zu können. —

7.

Ein mächtiges Kriegesheer von Soldaten auf den Beinen zu halten, **um die Ruhe des Landes zu befördern**, und gleichwol eben durch diese Beförderer der Ruhe den Unterthanen unzehliche und beständige neue Unruhe, Last, Bedrückungen, Kummer, Sorge, Noth, Plackerey, und andere Beschwerlichkeiten zu verursachen, die sie vorher nicht gehabt haben. —

8.

Eine große Menge Soldaten als Beschützer des Landes zu halten, welche Beschützer aber durch andere wieder bewachet werden müssen. —

9.

Noch mehr — Diese Beschützer **mit Gewalt und Prügeln** erst dazu zu zwingen. —

10.

Ein Korps von **Freywilligen**, die man **bey den Haaren** herbey geschleppet hat, und die man, aus Furcht davon zu laufen, nicht einmal zu Verrichtung ihrer Nothdurft, geschweige nur vor das Thor ohne Begleitung gehen lassen darf. —

11.

Der Kriegsstand ein Stand der Ehre, und gleichwol die Soldaten schlimmer als das Vieh zu ihren Verrichtungen zu treiben, und wie die Hunde, zur Lust zu prügeln. —

12.

Beständig von Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Europa zu schreiben, und gleichwol selbst keinen Gefallen daran zu haben, sondern alle und jede Veranlassung mit Vergnügen zu ergreifen, um die Ruhe unterbrechen zu können. —

13.

In eines andern Herrn Land mit gewaffneter Hand zu gehen, solches einzunehmen, Kontribution, Brandschatzungen und dergleichen auszuschreiben, und gleichwol **den Namen eines Freundes** behalten zu können. —

14.

Nichts als Wasser und Luft frey zu haben, und gleichwol kein Sklave, sondern **freyer deutscher Nation** zu heissen. —

Sind

Sind das nicht alles wahrhafte Paradoxa unsers verfeinerten Jahrhunderts?

Sprachen, Sprachenverderber.

I.

Nichts verdirbet und verändert eine Sprache mehr, als die **Vieldeutigkeit ihrer Wörter, und die Unbestimmtheit ihres Ausdrucks.** Nichts ist aber auch der richtigen und regelmäßigen Betreibung, Verbesserung, und Aufnahme der Wissenschaften mehr entgegen, und nichts verhindert mehr, den Begriff der Dinge, wie es doch seyn sollte, nach philosophischen Grundsätzen zu bestimmen, als eben dieses, weil man, so lange man einen unrichtigen, unbestimmten und ungewissen Verstand von den Worten, als dem Bezeichnenden, hat, man auch nothwendigerweise einen irrigen und schwankenden Begriff von der Sache selbst, als dem Bezeichneten, haben muß. — Wenn doch dieses unsere neumodischen Sprachverderber einsehen wollten oder könnten! — Allein es geschiehet ohne Zweifel mit Vorsatze, um ihre Unwissenheit und Schwäche hinter solchem Gewebe von nichts bedeutenden Worten desto besser verstecken zu können. — Die Franzosen sind uns

mit ihrem Beyspiel rühmlich vorgegangen; wir Deutschen, als ihre Affen, müssen ihnen ja wol nachfolgen. (*)

2.

Doch die Vielbedeutigkeit ist es nicht allein, welche die Sprachen so sehr verderben kann; ein anderes anjetzt eingerissenes Modeübel ist denselben so wol als den Wissenschaften noch viel gefährlicher. Man fängt seit einiger Zeit an, fast lauter **uneigentliche, mythologische, poetische und hyperbolische Ausdrücke** in den Vortrag zu mischen, welche, ohne es aufs Gerathewol zu treffen, fast niemand verstehet, als der Verfasser, und vielleicht auch öfters dieser selbst nicht. Man ließe es hingehen, wenn diese Sucht nur unter den Dichtern, Schöndenkern, ästhetischen Gelehrten, und Witzlingen herrschte; allein dergleichen Unsinnigkeiten und Spielwerke auch in die Kritik, Geschichte, ja wol gar in die Philosopie und andere ernsthafte Wissenschaften einzuführen, das ist ein Beginnen, das unmöglich anders, als in dem Schwiftischen Hause verbüßet werden kann. Ich sollte wenigstens nicht glauben, daß dergleichen von wirklich gesunden Leuten unternommen werden könnte, sondern ich bin fast völlig überzeuget, daß das Uebel von einer ansteckenden ästhetischen Seuche herrühren müsse, welche zu unseren Zeiten so gemein

(*) S. gelehrte Moden, wo ein mehreres von dieser Materie vorkommen wird.

gemein zu werden beginnet. Um des Himmels willen, man sage mir doch, wozu es helfe, solche Sachen und Dinge, die ein jeder kennet durch dergleichen kauderwelsche mythologische Worte auszudrücken, daß ich erstlich ängstlich rathen, nachschlagen, oder nachfragen muß, was diese Dinge im Deutschen bedeuten? Ein jeder weiß ja z. B. was Gerechtigkeit, was Schönheit, Liebe und Wein ist; warum soll ich diese Dinge denn erst durch Themis, Venus oder Cythere, durch Kupido, Bachus, verundeutschen? Was ich ohne Dollmetscher verstehen kann, wozu brauche ich erst jemand, der dasselbe in eine unverständliche Sprache übersetzet? Wozu nützet es ohne Unterlaß mit Kamönen, Nymphen, Najaden, dem Thyrsusstab, und anderen dergleichen Brocken um sich zu werfen? Man schreibe doch so, daß man von einem jeden seines Gleichen, von jedem Sprachgenossen, und zu allen Zeiten verstanden werden kann. — Denn wer wird wol nach hundert Jahren im Stande seyn, den Fragmentenschreiber **Herder**, wie auch zum Theil einen **Riedel**, **Klodius**, **Leßing**, **Weiß**, unterschiedliche Mitarbeiter an der Gattererischen historischen Bibliothek, und andere ihres Gelichters von der Schönfärberzunft ohne Ausleger zu verstehen, da jetzund schon fast keine Christenseele weiß, was sie öfters haben wollen?

3.

Man tadelt die Zeiten eines **Talanders**, **Weisens**, **Riemers** — man verspottet sie

wegen

wegen ihrer buntscheckigten Schreibart, wegen ihrer ausländischen Brocken, ihrer Endigungen in iren, und dergleichen; man machet sie lächerlich, und das mit Recht; und gleichwol machet man sich dieser Sünde eben so sehr, und öfters noch in viel höhern Grade theilhaftig, als jene. Die so genannten witzigen Geister, die grossen Genies, ja selbst die Kunstrichter, die doch andere lehren, und ihnen mit guten Beyspielen vorangehen sollten, besonders die Herren Berliner und Schweizer, Herr Klotz und seine Schüler, Herr Weiß und seine Mitarbeiter an der Bibliothek der schönen Wissenschaften, der Fragmentist Herder, Herr Gatterer, dieser sonst gelehrte und berühmte Mann, vornehmlich seine Gehülfen an der historischen Bibliothek, und andere ihres Gleichen, sündigen in diesem Stücke am ärgsten, und gleichwol hält man eine solche, mit zusammen gestoppelten Worten und Ausdrücken aller möglichen Sprachen gewürzte Schreibart für eine gute und zierliche Schreibart. Alles, was man thut, ist, daß man diesen fremden Ankömmlingen ein deutsches Gewand anziehet, das ist, eine deutsche Endung gibt, und mit deutschen Buchstaben schreibet; im übrigen ist die Sprache so buntscheckigt und noch viel buntscheckigter, als vorher. — Aber wird denn ein Ausländer dadurch, daß er deutsche Kleider anziehet, ein deutscher Bürger? — Jene Mode, da man die fremden Wörter entweder ganz mit lateinischen, oder halb mit lateinischen und halb mit deutschen

Buch-

Buchstaben schrieb, war in der That für die Reinigkeit der deutschen Sprache lange nicht so gefährlich, als die jetzige. Denn man erkannte doch den Gast allezeit an seiner Kleidung, und man war eben dadurch gesichert, daß er keinen Anspruch auf das deutsche Bürgerrecht mache. Allein durch die jetzige Art ist man vor dem Eindringen solcher ungebetenen Gäste niemals sicher. —

4.

Es ist eine wahre Thorheit, wenn man glaubet und hoffet, **man könne dieses oder jenes barbarische Wort im Deutschen nicht so ausdrucken; es ließe sich im Deutschen nicht alles so geben**; weil zum Theil die Ausdrücke fehleten, und im Ausländischen ein ganz anderer Begriff mit dem Worte verbunden würde, und dergleichen Einwendungen mehr. — Daß die Herren Witzlinge und Tadler dieses nicht können, ist wol zu glauben; aber daran ist nicht die Sprache, sondern ihre grobe Unwissenheit schuld. Wenn diese Herren aus der Sprachkunst gelernet hätten, was motio regularis, die **regelmäßige Bildung und Abänderung der Wörter** seye, und daß man durch Hülfe derselben, selbst nach den Grundsätzen der Philosophen, sich gar wol im Stande befinde, in einer jeden lebendigen Sprache alle und jede ausländischen Wörter, wenn anders ein wirklicher bestimmter Begriff damit verbunden ist, auszudrücken, so würden sie wol mit einer dergleichen so seltsamen als ungegründeten

Klage

Klage zu Hause bleiben. Wie vielmehr soll dieses nicht in einer deutschen, als einer, besonders wegen der vielen zusammengesetzten Wörter, so wortreichen Sprache, und welche noch dazu eine Hauptsprache ist, Statt haben! Man muß nur allen Vorurtheilen entfernet seyn, beide Sprachen in seiner Gewalt haben, sich Zeit und Geduld nehmen, auch mit den alten deutschen Schriftstellern, und besonders mit den Juristen, bekannt seyn. Denn dadurch verliert ein Wort sein Bürgerrecht nicht, weil es eine Zeitlang nicht gebrauchet worden. Brauchet ein solches Wort nur ein paarmal, ihr Herren Kunstrichter und schönen Geister! so wird es ein jeder für gutes Deutsch halten, und so wenig tadeln, wie die ausländischen Wörter! — Und gesetzt, ich müßte zuweilen, wie es allen Sprachen öfters ergehet, ein Wort in der Uebersetzung mehr haben; das ist ja kein Fehler an einer Uebesetzung!

Thorheiten, Vorurtheile.

I.

In allen Zeiten und Jahrhunderten hat es zwar nicht an Thoren gefehlet; allein es ist doch nicht zu läugnen, daß unsere jetzige Zeiten

ten vor jenen in diesem Stücke einen großen Vorzug haben. Die Ursache hiervon ist leicht einzusehen. In vorigen Zeiten, da es noch gewöhnlich war, das Kind bey seinem rechten Namen zu nennen, mußte man sich noch einigermassen schämen, ein Thor zu heißen; allein unsere jetzigen erleuchteten Zeiten haben dieser Unbequemlichkeit dadurch abgeholfen, daß sie für die Thorheiten neue Benennungen erfunden, hinter welchen sich die Thoren eine Zeitlang verbergen können; zumal bey den Großen. Sonst nennte man einen Menschen, der mit der Leimstange oder dem Hasenfuße lief, einen Geck, jetzt einen petit maitre, einen galant homme; einen alten ungeschlachten Kriegesbedienten, der nichts als marche, und hol' mich der T.'' oder von Prügeln sprechen konnte, einen Unhold oder Grobian, jetzt einen braven Mann, der ohne Umstände ist, und sein metier verstehet; die Beyschläferinn eines Großen eine H.'', jetzt eine maitresse &c. Was Wunder also, daß unser Jahrhundert an Thoren immer reicher wird! — Allein, es ist keine so leichte Sache, die Thorheiten und Vorurtheile einzusehen, als man wol glaubt. Es gehören in der That eigene Köpfe dazu, welche nicht durch die Kunst, sondern durch ihre natürliche Fähigkeiten gebildet werden. Es verhält sich damit eben so, als wie mit den Originalgeistern in den übrigen Wissenschaften. Mancher hat die besten Fähigkeiten, Geschicklichkeit und Gehorsamkeit von der Welt, und ist doch vermöge der einmal ihm anklebenden Vorurtheile,

nicht im Stande, die alleroffenbareste Thorheit von der Welt zu erkennen, ob man ihm gleich alle Gründe aus der Vernunft, Natur und der Weltweisheit vorstellet. Wer sollte es z. B. wol glauben, daß es noch Menschen, ja gelehrte und vernünftige Menschen in der Welt gäbe, welche die Hetz, oder so genannte **Parforcejagd**, dieses unsinnige und unvernünftige Vergnügen, oder die lächerliche und wahnwitzige Mode, in Deutschland, wo ein jeder deutsch verstehet, **französische**, und noch dazu ganz weitläuftige **Titel auf deutschen Briefen** zu machen, welche Titel die meisten Schreiber selbst nicht verstehen, sondern sich solche erst durch einen Dolmetscher erklären lassen müssen, und dergleichen mehr, im Ernste vertheidigen könnten? Gleichwol finden sich solche von Vorurtheilen geblendete Helden, wie die Erfahrung lehret, in großer Anzahl; und was das Aergste ist, so verlangen sie noch dazu, für große Geister gehalten zu werden. — Man darf nicht etwan glauben, es geschehe mehrentheils von ihnen aus Schmeicheley, oder aus Mode. Nein, es fehlet ihnen wirklich an der originalen Einsicht, daß ich mich so ausdrucken darf, oder wenigstens an Freymüthigkeit, Herzhaftigkeit, Dreustigkeit und Ueberwindung, welche sich vor der vorgezogenen Decke der Vorurtheile nicht entwickeln können. — Alle Jahrehunderte, so arm sie auch sind, liefern zu Zeiten große Geister, große Weltweisen, herrliche Köpfe. — Allein es gehen wol einige Jahrhunderte hin, ehe ein einziger **Karl Friederich**

von

von Moser, dieser unnachahmliche ursprüngliche Geist, dieser große Sittenrichter und Gerechtigkeitprediger zum Vorschein kömmt. —

2.

In allen Zeitaltern haben sich zwar verdienstvolle Männer gefunden, welche die im Schwange gehenden Thorheiten gezeiget und bestritten haben; in unseren jetzigen Zeiten fehlet es ebenfalls nicht daran; allein es ist zu beklagen, daß alles dieses auf die Gemüther der Thoren bis hieher wenig Eindruck gemacht hat. Unter tausend bekehret sich etwan einer, und die übrigen beharren in ihrem Sode. Die Bosheit oder Hartnäckigkeit der Menschen, und die Vorurtheile sind die Ursache nicht allein, ich suche solche auch **in unseren jetzigen seichr gelehrten Zeiten, und dem verdorbenen Geschmack.** Bringt der Sittenrichter seine Sache in einer systematischen Schreibart vor; wer soll die lesen? Man rümpfet die Nase, und macht das Buch den Augenblick wieder zu, mit den Worten: o! eine trockene elende Schreibart! Kleidet er aber seinen Vortrag in eine schöne, witzige oder sarkrische Schreibart ein, so wird zwar das Buch gelesen; allein man bleibt nur bey dem Aeuserlichen, der Schreibart, haften, man bewundert diese, und gehet über die Sache selbst weg, ohne gerührt zu werden. — Wie soll man es aber denn anfangen? Man rede die Sprache des Herzens, der Religion, der Ver-

nunft, der Menschenliebe, der Wahrheit, wie der große Moser. —

3.

Thorheiten sind an niemanden zu übersehen, noch weniger an schönen Geistern, an Gelehrten, die selbst Sittenrichter seyn wollen. — Man nehme und strafe die Thorheit, wie, wo und wann man sie findet. Ansehen und Vorurtheile müssen einen Sittenrichter niemals abhalten, die Wahrheit zu sagen. Das bringt sonst der guten Sache viel Nachtheil zu wege. — Wenn Herr **Meinhard**, der so belobte Meinhard, seinen eigentlichen Geschlechtsnamen **Gemeinhard**, aus übertriebener Liebe zu dem Ausländischen, und besonders zu der vermeyntlich wolklingenden italienischen Sprache, in **Meinhard** verwandelt, (*) höret er darum auf, ein Thor zu seyn, weil er ein schöner Geist ist? — Wie viele Namen würden nicht auf solche Art verändert und umgeschmolzen werden müssen, wenn man diesem thörichten Beyspiele nachfolgen wollte! Die Russen, Böhmen, Wallachen, Kallmucken — würden französische, italienische, deutsche Namen, und vielleicht diese zum Theil rußische, sklavonische, Cirkaßische — Namen bekommen. — Was für eine Verwirrung in den Geschlechten, in der Geschichte! — Ein neuer Beytrag zu Menkens Marktschreyerey der Gelehrten!

4. Un-

(*) S. das 1 St des Hamburg. Korresp. 1768. im gel Art. wo sein Leben recensiret wird.

4.

Unter die vornehmsten Thorheiten unsers Zeitalters gehöret wol unstreitig das so sehr zur Mode gewordene Reisen in fremde Länder, welches mehrentheils ohne allen Endzweck unternommen wird. Von gelehrten und anderen Reisen, welche eine gute und nützliche Absicht haben, ist hier die Rede nicht; deren geschehen ohnedieß nur ganz wenige. — Was kömmt aber aus allen solchen zur Mode angestellten Reisen für Nutzen heraus? Nichts, als daß die Thoren um ihr Geld gebracht, daß die Reisenden aus vernünftigen Leuten eitele, unerträgliche Gecken werden, und daß sie mit verdorbenen Verstande und Sitten, auch ohne Religion wieder heim kommen. Denn wenn eher findet man jemand, der durch solche Reisen vernünftiger, klüger, gelehrter und brauchbarer geworden wäre? Ein gewisser Schriftsteller drückt sich hierüber also aus: (*)

„Der mehreste Nutzen der Reisenden beste„het darinnen, daß sie für ihr Geld franzö„schen Wind, und engländischen Unverschämt„heit aus beyden Königreichen geholet ha„ben.

(*) S. den gel. Art. im 11ten St. des Hamburg. Korresp. 1768. wo (des Herrn Jerusalems) Predigten über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, an den Herrn Erbprinz von Braunsweig-Braunsweig 1768. recensiret werden.

Die Worte sind zu wahr, zu treffend und zu richtig, als daß ich solche hätte unangemerkt lassen können. — Ein Mensch, der sich bloß deshalb einen Vorzug vor anderen Menschen zu haben einbildet, und sich klüger als andere zu seyn dünket, weil er gereiset hat, um zu reisen; weil er, wie die Kuh das neue Thor, viele Häuser, Palläste, Klöster, Gasthöfe, Hurenhäuser, Opern und dergleichen gesehen hat; was kann der wol anders, als den Namen eines Thoren verdienen?

5.

Wir Deutschen sind nun einmal in das Ausländische recht vernarret, daß ich mich, mit Erlaubniß der schönen Welt, dieses Ausdrucks bedienen darf. Alles, was die Ausländer thun, was sich nur von ihnen herschreibt, wird begierig aufgeschnappt, gelobt und nachgeahmt, wenn es auch noch so abgeschmackt, thöricht und unsinnig wäre; wie schon jener alte Dichter (*) gesungen hat:

„— — — Sollt ein Franzos es wa-
„gen,
„Die Stiefeln auf dem Kopf, die Schuh an
„Händen tragen,
„Die

(*) Der berühmte Satyrenschreiber, Joachim Rachel, in der Satyre: Gut und Böse, 67. S nach der Bremischen Ausgabe seiner satyrischen Gedichte vom J. 1700. III 12.

„Die Sporen auf dem Hut, die Schellen ver
„dem Bauch,
„An Statt des Nestelwerks, ein Deutscher
„thät es auch.

Worte, die sich vortreflich auf unsere Zeiten passen.

6.

Ja diese Thorheit und Verblendung gehet so weit, daß man auch so gar **dasjenige an einem Deutschen tadelt, und mißbilliget, was man an einem Ausländer für erlaubt, anständig und billig hält.** Man nimmt es z. B. einem Deutschen erschrecklich übel, wenn er sich in Schriften und im Reden der so genannten **gemeinen Ausdrücke** bedienet, oder, wenn er **die natürliche Dinge und Sachen**, ohne Umschreibung, ohne sich uneigentlich auszudrücken, und ohne um Erlaubniß zu bitten, bey ihrem rechten Namen nennet. Ich mißbillige dieses eben nicht ganz und gar; aber warum tadelt man denn dergleichen an einem Ausländer nicht? Ein Franzos schreibt gerade heraus: mon cul, mes fesses, foutrir, mettre un pet â l'air — Er scheuet sich nicht, dergleichen auch wol bey ansehnlichen und feierlichen Gelegenheiten zu gebrauchen; er spricht in den vornehmsten Gesellschaften also, ohne ein: **mit Erlaubniß**, voran zu schicken. Diesem ist es erlaubt, jenem nicht. — Eine und eben dieselbe Sache unter eben denselben Umständen kann also zugleich erlaubt und unerlaubt seyn; — Ein

wahres Paradoxon philosophicum! — Woher kömmt denn dieses? Das macht, die Herren Franzosen haben einen feinern Geschmack; daher stehet es ihnen frey. — Bestehet also der feinere Geschmack in solchen Dingen? — Ey, das habe ich wirklich noch nicht gewußt. — Ohne Zweifel wird also Koth im Munde eines Franzosen zu Ambra, Biesam und Makronen, und Mistpfütze zu Nektar, Sekt, und Malvasierwein! Sehet, was der feinere Geschmack für Dinge thun kann! — Ich für meine Person danke aber gar schön für die Mahlzeit, und werde dieser Leckerbissen niemand berauben. —

Schöndenker, Witzlinge.

I.

Die Wissenschaften haben ihre verschiedenen Staffeln, ihren verschiedenen Rang und Werth. Dieser muß von Rechtswegen nach dem Nutzen abgemessen werden, den sie mit sich führen. Die **Schöndenkerey**, die **Aesthetik**, die **Dichtkunst**, so wol die verdiabelte des **Kloppstocks**, als die veramorte des **Gleim** und des **Jakobi**, die **Steinschneiderey**, die **Mahlergelahrtheit**, die **Pastenphilosophie**,

sophie, und dergleichen neumodische Wissenschaften, sind in Ansehung ihres Nutzens gewiß die letzten und entbehrlichsten. Mit was für Rechte wollen sich denn unsere so genannten schönen Geister mit ihrer Wissenschaft über andere Wissenschaften so sehr erheben! Ich sehe Dunst, aber keine Berge. — Männer, deren Daseyn einem Irrlichte ähnlich ist, einen Klotz, einen Mendelsohn, einen Reinhard, einen Riedel, einen Herel, einen Meusel, seinen Hausen, einen Jakobi, — die sich kaum wie ein Erdenschwamm erst gestern hervor gethan haben, so zu erheben, als einen Wolf, einen Leibnitz. — Mit Ehren zu melden, darf ich fragen, was für Nutzen denn diese Herren in dem Reiche der Gelehrsamkeit gestiftet haben? — Herunter meine Herren! vom Throne, sagte mein Aristarch im gerechten Zorne; ihr habet keine hochzeitliche Kleider an. — Auf die unterste Treppe mit euch. — Und ehe ich michs versahe, waren meine Herren Gemeinhard, Hausen, Riedel, das kleine Jakobichen und ihre Kammeraden die Treppe über Hals und Kopf herunter gereiset. — Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden. —

2.

Leute, die mit ihrer Kunst den wenigsten Nutzen in der Welt stiften, und welche von deren Entbehrlichkeit am meisten überzeuget sind, machen mehrentheils das größeste Aufsehen davon, nach dem Sprüchworte: viele Worte, aber we-

wenig dahinter. So ist es auch mit unseren schönen Geistern beschaffen. Sie sind den Quacksalbern und Zahnärzten gleich, welche von ihrer Kunst und ihren Geheimnissen ein großes Geschrey erheben, ob sie gleich selbst von ihrer Ungeschicklichkeit überführet sind. — Es geschiehet bloß, um nur dem gemeinen Mann, den Schwachen, ein Blendwerk vorzumachen, und sich bey denselben Bewunderung zu verschaffen. Oder man kann sie auch mit den Schauspielern vergleichen, welche wol wissen, daß sie diejenige nicht sind, den sie so eben vorgestellet haben; sie müssen es aber thun, um durch ihre Kunst Geld zu verdienen. — Mit einem Worte: sie sind gelehrte **Marktschreyer**, und verdienen in einem Anhange zu Menkens Marktschreyerey der Gelehrten geschildert zu werden. — Ein Dichter, der von nichts, als von Wein und Liebe oder dem kleinen Amor singet; der den Anakreon in der Zotenkunst und der didaktischen Saufpoesie nachzuahmen suchet; der so finster wie ein Young, oder so plutonisch und seraphisch wie ein Klopstock schreibt; dessen vornehmste Wissenschaft darinnen bestehet, eine deutliche Sache kunstmäßig zu verundeutlichen. Ein Gelehrter, der bey Erblickung eines Kunststücks aus der Malerey und Bildhauerkunst — dergestalt in Begeisterung geräth, daß er, anstatt die Thüre wieder heraus zu gehen, nach dem Fenster zueilet, und wenn man ihn nicht noch bey den Falten erwischet hätte, ohne Zweifel in diesem Paroxismus den Hals gebrochen haben würde;

würde; der den Charakter des vor vielen hundert Jahren schon verstorbenen Künstlers, dessen Gedanken, die er bey Verfertigung eines Stücks gehabt hat, und die Beschaffenheit der damaligen Zeiten, und vielleicht wol gar die Witterung, sofort bey dem ersten Anblicke des Stückes pragmatisch zu erzehlen weiß; ein philosophischer Steinschneider, ein Pastenprofessor, ein Münzenkrämer, der den Nutzen dieser Künste in allen möglichen Wissenschaften, wie ein Klotz, â priori beweisen, und daraus die Eigenschaft, die Verfassung, die Sitten und Gewohnheiten der alten Zeiten und Völker auf den Fingern hersagen kann; ein pragmatischer Geschichtschreiber, der, wie ein grosser Hausen, aus einem Tyrannen einen guten Regenten, aus einen Gotteslästerer und Christenverfolger einen Mann von Talenten, einen tugendhaften Herrn, aus der heidnischen Abgötterey und der Freygeisterey eine Religion der Tugend, aus einem frommen Mann einen Erzbösewicht, vermöge seiner Schilderungskunst zu machen gelernet hat; ein Biograph, der, wie ein Schröckh dasjenige, was schon von hundert anderen bis zum Ekel mehrentheils gesaget worden, in einer veränderten Gestalt und prächtigen Schreibart von neuen vorzuschildern, oder uns dabey neue Entdeckungen und Anekdoten, die nur in seiner schildernden Einbildungskraft ihre Wirklichkeit haben, vorzutragen, auch den Charakter eines Mannes nicht aus der Geschichte, sondern, wie ihm der Enthusiasmus die Feder führet, zu abstrahiren bemühet ist; der wie ein G.** r

und seines Gleichen in den alten Geschichtschreibern und Schriftstellern, der darinnen herrschenden Unordnung ungeachtet, den Plan, die Absicht und die Gedanken derselben, durch die so genannte Philosophie der Geschichte, auf ein Haar zu entdecken, die öfters darinnen befindlichen ungeheuren Lücken und Sprünge, durch seine pragmatische Kunst auszufüllen, und aus der Geschichte eine Fabel, aus der Fabel aber ein Geschichte zu machen im Stande ist, und dergleichen mehr — Man sage mir doch um des Himmels willen, worinnen der so sehr gerühmte Nutzen und das große Licht bestehen, so sie der gelehrten Welt gestiftet und angezündet haben? Cui bono, und abermals cui bono? ihr Herren Schönfärber! — Gewiß, unsere Nachkommen werden dermaleinst erstaunen, wie es möglich gewesen sey, daß Leute, deren Schwäche und Unfähigkeit so sehr am Tage lieget, sich haben erdreusten können, das Ruder des gelehrten Regiments eine Zeitlang an sich zu reissen, und einen allgemeinen Richterstuhl über die gelehrten Mitbürger Deutschlandes anzulegen, von welchem sie als Jünglinge, als unerfahrne, als incompetente Richter, dem ganzen gelehrten gemeinen Wesen Gesetze vorzuschreiben, sich erfrechet haben! Ja, was wird die Nachwelt dazu sagen, wenn sie liesest, daß die Unverschämtheit dieser flüchtigen Jünglinge gar so weit gegangen sey, daß sie sich nicht einmal gescheuet haben, alte, erfahrne, verdienstvolle und berühmte Leute, einen Götze, Krusius, Seidlitz, Gottsched, Hofmann,

mann, Richey, Chrysander, — deren Schuhriemen sie nicht einmal aufzulösen, geschweige ihre Schüler zu seyn, werth sind, auf die allergröbste und ungesitteste Art anzutasten, und so, wie jedermann, der nicht zu ihrer Fahne geschworen hat, auf eine niederträchtige und mehr als pöbelhafte Weise zu tadeln, zu schimpfen und zu lästern! — Die Nachwelt kann sich unmöglich einen vortheilhaften Begriff von dem Zustande der Gelehrsamkeit und der Beschaffenheit des Geschmacks unserer Zeiten machen! Werden wir es ihr verdenken können, wenn sie solche barbarisch nennet? — Es ist in der That Zeit, daß unsere Gelehrten einmal aufwachen, um die schönen Geister zu demüthigen, und sie wie den Pfau in der Fabel, auf ihre Füße zu sehen lehren; woferne sie nicht der ganzen gelehrten Gemeinheit über den Kopf wachsen sollen. — Man sollte dem Antikritikus besser beystehen, damit diese Schrift, samt ihrer Einrichtung, welche zu unseren Tagen höchst nothwendig ist, auch schon hin und wieder guten Nutzen wider die Witzlinge gestiftet hat, durch Erhaltung mehrerer und tüchtiger Mitarbeiter, zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelangete, woran es ihr, wie leicht zu erachten ist, in einigen Stücken noch zu fehlen scheinet. — Man sage den ästhätischen Witzlingen doch nur ohne Scheu gerade heraus, daß sie unnütze und entbehrliche Glieder des gelehrten gemeinen Wesens sind, und mache ihnen begreiflich, daß es bloß bey dem letztern stehe, sie in ihr voriges Wesen zu versetzen, das ist: sie aus Nichts wieder zu Nichts zu machen.

3.

Doch vielleicht bedarf es dieser Umstände nicht. Die Herren Schönfärber scheinen seit einiger Zeit schon selbst an ihrem eigenen Untergange zu arbeiten. Denn, **wie kann ein Reich bestehen, das mit sich selbst uneins ist!** Die Berlinischen verprofessorten Schulmeister, oder Gelehrten aus der großen Welt, waren bisher indem alleinigen Besitz des Kunstrichteramts; der daselbst herrschende gelehrte Despotismus konnte keinen andern Richterstuhl neben sich leiden. Klotz und seine Gesellen traten auf einmal auf den Schauplatz, und suchten diesen christlich-jüdisch-heidnischen Zunftgenossen, wo nicht den Zepter ganz aus den Händen zu winden, doch wenigstens einen gleichen Richterstuhl anzulegen. Dieses machte die Galle der Berliner rege; sie fiengen an, jene bey allen Gelegenheiten zu tadeln, zu spotten, zu necken, zu sticheln, zu schimpfen. Jene schimpften wieder, und machten es nicht nur noch viel ärger, sondern übertrafen vielmehr in der Grobheit und dem Ueberschreyen die Berliner im merklichen Grade. Der Streit wurde immer hitziger; sie machten sie bey allen Gelegenheiten herunter, wie die Schulknaben. Was die eine Rotte tadelte, das lobete die andere, und so umgekehrt. Die Erbitterung nahm von Tage zu Tage zu, und nunmehro ist der Haß unter ihnen so groß, und noch größer, wie ehemals zwischen den Samaritern und Juden. Zwischen den sauertöpfischen und milzsüchtigē Schweizern,

zern, und den veramorten Herren Gleimen und Jakobien, herrschet eine gleiche Antipathie. Jene sind von diesen fast gänzlich zu Boden getreten. — Glückliche Uneinigkeit, welche die gelehrte Welt hoffentlich von solchen Störern, nach Handwerksgebrauch zu reden, bald erlösen wird. Die Schwäche und Blöße der Berliner ist nun völlig aufgedeckt; ihr Bannstral hat seine Kraft verloren. Hausen, dieser pragmatische Schmierer, liegt völlig im Staube, ohne jemals wieder aufzustehen; Klotz ist bey allen Gesitteten zum Spott und Abscheu geworden; ihren Helfershelfern wird es nicht besser gehen. — Sehet, das ist das gewöhnliche Schicksal aller Tyrannen und unrechtmäßigen Besitzer! — —

Frühzeitige Würden.

1.

Man kann es sehr leicht mit vielen Beyspielen aus der Geschichte beweisen, daß die Jugend von je her allen Aemtern und Würden der verschiedenen Stände eben nicht vortheilhaft, sondern mehrentheils schädlich gewesen sey; man müßte denn etwan den Soldatenstand hiervon ausnehmen, als in welchem es sehr öfters mehr einem blindē Ohngefähr,

gefahr, oder einer tollkühnen Verwegenheit, als dem Verstande, oder den gehörigen Einsichten und Fähigkeiten zuzuschreiben ist, daß dieses oder jenes Unternehmen glücklich von statten gehet. Ein junger Regent, ein junger Minister, ein junger Feldherr, ein junger Generalsuperintendent, Oberkonsistorialrath, oder Oberhofprediger, hat öfters durch seine Hitze viel Unheil angerichtet, und damit die besten Sachen verdorben. Ich nehme jetzt bloß den **gelehrten Stand**. Ein junger Gelehrter kann die grösseste Einsicht und Geschicklichkeit besitzen, und die ältesten und erfahrensten Leute darinn übertreffen; allein die Jugendhitze wird doch der gehörigen Ausführung einer Sache stets im Wege stehen. Lebhaftigkeit, muntere Kräfte und Stärke, Witz, und ein großer und fähiger Kopf sind nicht immer hinlänglich, es gehöret auch Ernsthaftigkeit, Erfahrenheit, und ein gesetztes Wesen dazu. In diesem Stücke werden, wie die Erfahrung lehret, die Jüngeren von den Aelteren fast allezeit übertroffen; und die den letzteren öfters anklebende Eigensinnigkeit ist bey weiten nicht so schädlich, als Hitze und Uebereilung, die den ersteren mehrentheils eigen sind. Ein junger lebhafter Kopf schreibt geschwind und fließend, wie ein schneller Strom dahin rauschet; er siehet seine Arbeit noch einmal flüchtig durch, schicket sie in die Presse, und sie wird gedruckt. Nach Verlauf einiger Zeit, wenn sich das Feuer etwas geleget hat, stehet ihm vieles nicht an. Allein es ist zu spät, das **vorgethan** und **nachbedacht** hat es verdorben.

ben. Ein bejahrter und gesetzter Geist aber macht es damit, wie ein guter Künstler, der so lange an seiner Arbeit bessert und feilet, bis er glaubt, daß er solche vor jedermann zeigen könne. Er schreibt langsam und nachdenkend; er zweifelt, streicht aus, setzt wieder hin, und siehet es mehr wie einmal durch. Er schickt es nicht gleich in die Presse; er nimmt es zuvor noch einmal vor die Hand; er mustert hier und dar noch etwas aus; er verbessert diese und jene Stelle, und nun läßt ers drucken. **Vorbedacht und nachgethan** schützet ihn vor der Reue.

2.

Er hat einen vortrefflichen Kopf, ein herrliches Genie; er arbeitet in einer Stunde mehr, als andere in ganzen Tagen, und seine Entwürfe sehen so zierlich aus, als wenn sie ins Reine geschrieben wären. — Ein sehr gewöhnliches Urtheil, wenn man die Fähigkeiten dieses und jenes Menschen bestimmen will. Von einem andern sagt man hingegen: er hat einen sehr langsamen Verstand; er kauet bey seiner Arbeit ein Dutzend Federn entzwey, und seine ersten Entwürfe sehen so unzierlich, buntscheckigt und durchstrichen aus, daß man Mühe hat, sie zu lesen, und den Zusammenhang heraus zu bringen. — Man rühme den erstern, wie man will; ich nehme diese Ausdrücke als ironisch an, und lobe mir den letztern. — Es kann sehr leicht geschehen, daß der vergossene Schweiß, Staub und

andere

andere kleine Unreinigkeiten ein an sich feines Stück Arbeit in Silber, Stahl, Messing — etwas unansehnlich machen; allein die Glätte kann man ihr bald geben. Wenn nur die innerliche Güte da ist; darauf kömmt alles an. — Welcher Kenner wird so thöricht seyn, einen geschliffenen Böhmischen Edelgestein für einen ungeschliffenen ächten zu nehmen.

3.

In allen Ständen und also auch in dem gelehrten, ist nichts schädlicher, als **frühzeitige Aemter, Würden und Titel. Es macht die Leute aufgeblasen und stolz auf ihre Einsichten.** Sie achten sich über die übrigen Gelehrten weit erhaben zu seyn, und bestreben sich nicht ihre Wissenschaften vollkommener zu machen. Sie sind nunmehro gefreyte Kunstrichter, Tadler und Spötter, die allen ohne Unterschied, die nicht zu ihrer Fahne, und zu ihren öfters ganz unnützen Lieblingswissenschaften geschworen haben, mit den ungeziemendsten Ausdrücken und verwegensten Machtsprüchen verächtlich begegnen. Voll Zuversicht auf ihren hohen Stand und Würde, sehen sie von ihrer Höhe mit der sprödesten Miene auf andere herab; und Trotz sey dem geboten, der sich ihrem gelehrten Bannstrahl widersetzet. Als Herr R** noch Herr Magister hieß, konnte man eben noch nicht vermuthen, daß er der Bescheidenheit dereinst gänzlich gute Nacht geben würde. Als Professor war er schon nicht

mehr

mehr so gut auszustehen; doch gieng es zuweilen noch an. Als Regierungsrath aber, und vollends nunmehr als Geheimerrath in solchen jungen Jahren, ist er, wie die Erfahrung lehret, ganz unerträglich. — Magister, guter Verstand; Professor, schöner Verstand; Regierungsrath, grosser Verstand; Geheimerrath, englischer Verstand! So steiget unser R** stufenweise auf den Thron der Unsterblichkeit; wer wird ihm also die Unfehlbarkeit streitig machen! — Der gute Mann dauret mich. Ich sinne auf Mittel zu seiner Heilung. — Lieber Herr R** bitten Sie ihren Landesherrn, ihren Wohlthäter, daß er die schwere Last Ihrer Geheimerathswürde von Ihnen nehme; lassen Sie Sich noch zehen Jahre Herr Magister, und sodann Herr Professor nennen. Es wird besser mit Ihnen werden; ich stehe ihnen dafür. — Wer ein anderes Heilungsmittel weiß, der sage es. —

4.

Doch in keinem Stande und in keiner Wissenschaft richtet die Jugend und die frühzeitige Beförderung wol mehr Unheil und Verwirrung an, als **in dem geistlichen Stande, in der Gottesgelahrheit und in der Religion.** Die kläglichen Folgen, die daraus zu unseren Zeiten entstanden sind, liegen leider! mehr als zu offenbar am Tage. Wäre dieser und jener junge Herr nicht gleich in ein ansehnliches Ehrenamt versetzet worden, sondern hätte er noch ein 8. bis 10. Jahre mit einer meßigen Stelle auf dem Lande vorlieb

nehmen müssen, bis sich die Hitze der Einbildungskraft erst verraucht gehabt hätte, so wäre vielleicht manche Neuerung in Religionssachen unterblieben, welche jetzo die Kirche mit zerrütten hilft. Aber ein junger Superintendent, Oberhofprediger, Probst, Professor, — der von dem Mangel seiner Verdienste, eben so, wie die gelehrte Welt, selbst überzeuget ist, und gleichwol von der Ehrsucht geplaget wird, sich als einen grossen Mann zu zeigen, und Ruhm zu erwerben — was soll der zu Befriedigung seiner Begierden thun? Denn so lange zu warten, bis er erst Verdienste erlanget, dazu hat er keine Geduld. Er weiß sich daher durch nichts anders in der Geschwindigkeit hervor zu thun, als daß er große Leute anfällt, daß er sich neu erfundener Wahrheiten rühmet, seiner Einbildungskraft in Erklärung der Schrift den Zügel schießen lässet, wenn es auch gleich auf Kosten der Grundwahrheiten des Christenthums geschehen sollte. So wird er unvermerkt, wo nicht ein Spötter, doch ein Zweifler, ein Sonderling in der Religion; und so macht er sich, wie der Herostratus, aus dem Stegreife berühmt; weil alles, was neu und sonderbar scheinet, bey unserer heutigen witzigen Welt sogleich Beyfall findet. — Sehet, das sind die Früchte, wenn man bey Beförderung und Besetzung geistlicher Stellen nicht auf Alter, Erfahrenheit, gründliche Gelehrsamkeit und die zu jedem Stande nöthigen Wissenschaften, wie es doch seyn sollte, sondern bloß auf das Aeuserliche, auf den schönen

Vor-

Vortrag im Reden und Schreiben, auf Witz und Redensinge, auf den zierlichen und feinen moralischen Ausdruck siehet, wie es leider! zu unseren Tagen, zum größesten Nachtheile des Christenthums, zur Mode geworden ist! — —

Moden.

I.

Es giebt gute und schlechte, erlaubte und unerlaubte, weise und thörichte Moden. Um solche zu unterscheiden, darf man nur darauf sehen, ob sie mit der Natur übereinkommen, und ob sie wirklichen Nutzen und Bequemlichkeit mit sich führen, oder ob das Gegentheil von ihnen Statt hat. Ein Kleid, nach Französischer oder Deutscher Mode, welches mir den Rücken und den Leib ganz bedeckt; ein Hut, welcher mich vor der Sonne schirmet, — ist seinem Endzwecke gemäß, und gehöret unstreitig zu der guten, erlaubten und nützlichen Mode. Dahingegen ein nach Engländischen ungestalten Schnitt, mit herunter hangenden Speckseiten verfertigtes, und den halben Leib offen lassendes Kleid! ein Preußischer vorne spitziger Reuterhut, der das ganze Gesicht bloß, und auf die Schultern zween unnütze Flügel herunterhangen lässet;

ein zusammengepreßtes Soldatenkleid, das bey der geringsten Bewegung knackt und platzet — — Ein jeder wird leicht einsehen, zu was für einer Klasse solche Moden gehören. Natur, Nutzen und Bequemlichkeit fallen hier gänzlich weg. —

2.

Etwas Gutes und Anständiges von den Nachbarn und Fremden nachzuahmen, ist jederzeit erlaubt; allein den Ausländern ganze, und öfters thörichte, lächerliche und unbequeme Kleidertrachten abzuborgen, ist unstreitig eine Thorheit, die des Swiftischen Häuschens vollkommen würdig ist. — Ein Deutscher Husar, oder, welches einerley ist, ein Deutscher Ungarischer Reuter, ein Preußischer Kroat, Bandur, Bosniak, Ulan, ein Preußischer Türke und dergleichen Mißgeburt, ist in der That ein solcher lächerlicher Kontrast, daß derjenige, der sich von allen Vorurtheilen abziehet, ein anderer Kato seyn müßte, solche widersinnige Dinge das erstemal ohne Lachen nur zu lesen, geschweige im Original selbst zu sehen; und ich bin gewiß, daß es einem jeden unter uns selbst nicht anders gehen würde, wenn wir derselben durch das öftere Anschauen nicht schon so gewohnt wären. Ein Mensch zu Pferde, in einer Skapinskleidung, über und über beschnürkelt und beflügelt, mit einer Pelzjacke mitten im Sommer, die kaum bis an den Hosenbund reichet, dessen Körper nur ein Anhang von seiner Mütze zu seyn scheinet; der, wenn er zu Fuße

nicht

nicht den Hals brechen, oder alle Eckſteine umreißen will, das ungeheure Mordſchwerd, das eigentlich ein Seitengewehr ſeyn ſoll, unter dem Arme tragen muß, und dergl., den Todtenkopf dazu zu dieſem ſeltſamen Aufzuge. — Was für ein lächerliches und abentheuerliches Bild! — Sollte man es wol glauben, daß Menſchen, ernſthafte Menſchen, an ſolcher poßirlichen Tracht einen Wohlgefallen haben könnten? und ſollte nicht ein leicht bewaffneter Reuter mit einem eben ſo flüchtigen Pferde, in einer leichten bequemen Deutſchen Kleidung, eben dasjenige ausrichten können, wozu ein Huſar gebrauchet wird? Auf die Tracht kömmt es in der That nicht an. Die rothen Franzöſiſchen Dragoner, die Hannöveriſche, Heſſiſchen und Ottoiſchen Jäger zu Pferde, und andere ihres Gleichen, haben es im letzten Kriege zur Gnüge gezeiget. — Mich dauern nur die braven Leute, daß ſie ſich in ſolche abentheuerliche Kleidung ſtecken laſſen müſſen. Ich verachte ſie nicht, ich rühme vielmehr ihre Tapferkeit, aber ich tadele ihre Kleidung; und das mit Recht. —

Ein jeder bleibe hübſch bey ſeiner Landestracht,
So wird er und ſein Kleid von niemand ausgelacht.

3.

Ich denke noch immer mit Grauſen an den letztern ſchrecklichen Krieg in unſern aufgeklär-

ten Zeiten; einige komische Auftritte aber fallen mir öfters mit Lachen wieder ein. Unter andern war ich einstmals in einer ansehnlichen Gesellschaft, wo man sich in der größesten Bestürzung über die schleunige Aufbringung einer, von so genannten Freunden und Glaubensgenossen geforderten unerschwinglichen Brandschatzung berathschlagete, und sich mit Furcht und Zittern alle Augenblicke der gedroheten Plünderung und Abbrennung der Häußer gewärtigen mußte. Mitten in dieser Bestürzung hörete man ein Geräusch auf der Straße, und auf Befragen hieß es, daß **Preußische** oder **Braunschweigische Türken** angezogen kämen. Dieser seltsame Ausdruck, und der seltsame Anblick dieser Wundermenschen selbst erweckte auf einmal ein solches allgemeines Gelächter in dieser sonst traurigen Gesellschaft, daß man darüber der ganzen Traurigkeit vergaß, und in guter Zeit nicht wieder an die Beschäftigung gedachte. — Wie ist es möglich, daß mit dem Kriege, als einer an sich so ernsthaften Sache, solche wahre Possenspiele verknüpfet seyn können! Ein Türke in Braunschweig gebohren, welcher lächerlicher Kontrast!

4.

Ausländische Trachten machen ausländische Sitten, und vertreiben den Patriotismus. — — Nichts ist in diesem Stücke schädlicher, als die Kinder zu solchen **ausländischen Trachten zu gewöhnen.** Dadurch

durch verliert sich unvermerkt die Liebe zum Vaterlande, die so schon sehr selten unter uns Deutschen ist. — Wenn ich in ein Haus komme, und die Kinder in Husarenkleidern, oder andern ausländischen Trachten herum laufen sehe, so gehe ich niemals hinweg, ohne die armen Kinder zu bedauren, daß sie sich in solche gezwängte und unbequeme Kleidung stecken, und sich zu wahren Affen, Harlekins oder Wechselbälgen machen lassen müssen. Meine Vermuthung ist aber, wie die Erfahrung nachher bestätiget hat, niemals fehl geschlagen, daß die Eltern dieser Kinder wahre Thoren seyn müßten.

5.

Auch die **Mode mit den ausländischen Sprachen, und besonders mit der Französischen, träget ein vieles zu Ausrottung des noch wenigen Ueberrests des Patriotismus bey.** — Er ist ein galanter und artiger Mensch, denn er verstehet Französisch — sagt man von einem, der Französisch plappern kann; er mag im übrigen was gelernet haben oder nicht. Ein Deutscher aber, der kein Französisch kann, er sey im übrigen so gelehrt und brauchbar, als er will, wird selten das Glück haben, der witzigen Modewelt zu gefallen. Denn er ist ja kein artiger Mensch. — Was ist also ein galanter, ein artiger Mensch? Ein Geck, ein Leimstängler, einer, der ein Französisch Liedchen trallert, sich auf dem Absatze herum drehet, Kapriolen und Grimacen schneidet. —

Was für eine thörichte Mode! Doch thöricht nicht allein, wenn sie nur nicht schädlich wäre! Wo soll da der Patriotismus bestehen können, wo man sich recht mit Vorsatze bemühet, den Ausländern auch so gar in Thorheiten zu gleichen?

6.

So lächerlich auch die Modensucht seyn mag, würde sie doch immer noch mit dem Mantel der menschlichen Eitelkeit bedecket werden können, so lange sie bey Trachten, Ceremonien, und Gewohnheiten, die unserer Natur selbst nicht widerstreben, stehen bleibet. Allein, wie es möglich sey, daß sich auch so gar **die Moden auf Speise, Trank, Gesundheit und Krankheit erstrecken**, und die Menschen in diesen Stücken selbst ihre Natur verläugnen können, das ist schwer zu begreifen. Denn, wer sollte es wol glauben, daß es Menschen, ja vernünftige Menschen gebe, welche ihre Natur und fünf Sinne unter dem Gehorsam der Mode so stark fesseln könnten, daß sie bey dem Ueberfluß guter und gesunder Speise, ihre Magen mit Unflath von verschiedenen Gevögeln, mit Schwämmen, Trüffeln, und andern aus der Faulniß entstehenden Dingen, mit verfaultem Fleische, vor dessen Gestanke niemand so wenig im Hause als in der Nachbarschaft bleiben kann, mit wirklichem Ungeziefer, als Fröschen, Schlangen, Schnecken, Austern, Muscheln, Käfern und dergleichen, die doch nicht einmal zur Speise geschaffen sind, und

wovor die Natur, ehe man sich mit vielem Zwange dazu einigermaßen gewöhnet hat, selbst ein Grauen äusert, lieber, als mit gesunder und natürlicher Speise zu füllen, sich bestreben, und noch dazu einen Vorzug vor ihren Nebenmenschen darinnen suchen. Gleichwol gibt es solche Helden in der Kunst, ihre Natur und fünf Sinne zu verläugnen, in grosser Anzahl, und man kann es öfters kaum ohne Lachen ansehen, wie viele Gewalt sich einige an den Tafeln der Grossen anthun, wenn sie einen solchen unnatürlichen Bissen verschlingen sollen; wie sie in der einen Hand den gottlosen Fraß, in der andern aber den Becher mit Wein halten, und ihn gleich hinter dem Fraß herstürzen, um den Magen dadurch zu zwingen, daß er diesen unreinlichen Gast nicht wieder von sich stoße; bloß, damit man sie dafür ansehen solle, daß sie zu leben und nach der Mode zu fressen wüßten. Denn sie achten es sich für einen Schimpf, zu gestehen, daß sie einen solchen Bissen mit Wüderwillen zu sich nehmen; ungeachtet man es ihnen an der Röthe des Gesichts und den Thränen in den Augen zur Gnüge ansehen kann, was für Angst, und was für einen Kampf zwischen der Natur und der Modesucht es ihnen müsse gekostet haben, ein solches widernatürliches Gefräß zu verschlucken. Wie viele lassen diesen unsaubern Gast in der Decke des Tellertuchs unvermerkt aus dem Munde unter den Tisch spatzieren, und antworten dennoch wol auf Befragen: wie es geschme-

cket habe? mit einer mehr als stoischen Mine; ma foi, ich versichere Eure Durchlaucht unterthänigst, daß ich es mein Lebtage noch nicht so gut gegessen habe; wo haben Sie das schöne Gericht her? Und ich sage: ich danke gar schön für die Mahlzeit. — Ich beneide euch nicht, ihr Herren Dreckfresser, Stankfresser, und Ungezieferfresser? So lange ich noch gutes und gesundes Fleisch und andere gesunde und reinliche Speise, oder nur Butter, Käse und Brod haben kann, und nicht in Gefahr stehe, zu verhungern, habt ihr nicht zu befürchten, daß ich mich bey euch zu Gaste bitten, oder euch eure Vorzüge in ekelhaften und schmutzigen Gefräßen beneiden werde. — Mit was für einem Namen soll man wol dergleichen Krankheit belegen? Thorheit, Unempfindlichkeit, Sinnlosigkeit. — Es wird in der That schwer halten, eine Benennung dazu ausfindig zu machen. — Alles, was man thun kann, ist, daß man Mitleiden mit dieser seltsamen Art von Thoren hat. Denn, sich Mühe um ihre Bekehrung zu geben, dazu ist die Sache zu gering und gleichgültig. Finden sie ein Vergnügen daran, sich mit Dreck und Stank zu sättigen? — Ey man lasse sie fressen. —

7.

Die vielen Veränderungen der Moden und Trachten wären immer noch zu ertragen, wenn man sich nur bestrebete, die Moden mehr für unsere Natur, Gesundheit und Bedürfniß bequem-

bequemlicher und vernünftiger zu machen; wie man schon einigemal, z. B. mit Abschaffung der ganz unvernünftigen Mode der Reifröcke, der Fontangen, der großen Sturmhüte, der grausamen Mordschwerter, der Fischerstiefeln, und dergleichen, auf dem rechten Wege gewesen ist. Allein man thut gerade das Gegentheil; man entfernet sich immer mehr und mehr von der Natur. Mit französischen Moden ist es noch nicht genug, nun strotzt man auch mit engländischen und andern unnatürlichen Trachten. — Ein nach engländischem Schnitt verfertigtes wirkliches Schäferkleid, oder eine engländische Jacke, um jedermann seinen Vorrath von Schinken und Lenden sehen zu lassen; ein Reut- oder Jagdkleid, welches einem Menschen das wahre Ansehen eines Bucklichten gibt; ein Hut, der kaum die Größe eines Fallhutes für Kinder hat; ein ausgestopfter Knittel, Peitsche oder Schlackwurst auf dem Buckel; ein anderhalb Ellen hoher Haarthurn des Frauenzimmers, welches ihnen von weiten die Gestalt der preußischen Grenadierer gibt; ein Kleid, welches sie selbst nur halb tragen, und halb von anderen getragen wird, oder welches nur dazu dienet, den Staub zusammen zu fegen; Frauenzimmermanschetten, welche so lang sind, daß sie öfters mit dem Absatze der Schuhe darinnen hängen bleiben. — Hilf Himmel, wenn eher würde ich fertig werden, alle die lächerlichen, unnatürlichen und unbequemen Moden zu erzehlen, die öfters das menschliche Ansehen ganz und gar verstellen; — Aus Frankreich,

Italien

Italien, England, und anderen Ländern hat man die Moden bereits hergeholet; die Huronen, Irokesen — werden auch wol bald an die Reihe kommen. Wie schön würde es nicht lassen; wenn die Europäer, wie jene, das Gesicht und die Haut mit Zierathen ausritzen und bemalen sollten!

Gelehrte Moden.

I.

Obgleich in vorigen Zeiten dasjenige seltsame Ding, welches wir jetzt Mode nennen, nicht ganz unbekannt gewesen, so ist es doch in unseren Zeiten unstreitig damit aufs Höchste gestiegen. Wir bleiben damit nicht mehr bey Trachten und Gewohnheiten stehen; nein, **die Wissenschaften und der gelehrte Stand selbst sind davon nicht mehr ausgenommen.** — Vor etlichen 20. bis 30. Jahren war es **Mode, überall zu philosophiren**, zu definiren, zu demonstriren, zu abstrahiren, oder wenigstens so zu scheinen. Kein Eckstein, keine Gränzsäule, kein Fenster, kein Thor oder Pforte, kein Mensch auf der Gasse war mehr sicher, von solchen tiefsinnigen Philosophen im Nachdenken umgerennt zu werdē. Wer es sich damals unterstanden hätte, öffentlich

zu

zu sagen, daß er kein Wolfianer wäre, der würde in großer Gefahr des Lebens, oder doch wenigstens vor dem Kopfbohrer nicht sicher gewesen seyn. GOtt lob! diese Zeiten sind vorbey. Man sorget in unseren gesitteten Tagen besser für die Gemächlichkeit des Lebens. Man weiß, was das viele Nachdenken der Gesundheit für Schaden bringet. Weg mit der Philosophie; das sind Schulgrillen! Schöne Wissenschaften und freye Künste dafür! **Aestherik ist überall die Losung.** Das Gehirn bleibet dabey besser in seiner Fassung; es wird nicht zu sehr angestrenget. Aesthetisch geprediget, ästhetisch in den Gerichten gerechfertiget, ästhetisch die Kranken geheilet, ästhetisch demonstriret, ästhetisch geschimpfet, gelogen, geschlafen, geträumet, Gesundheit getrunken, geschmauset; ästhetisch auf dem Acker, bey dem Pfluge, in dem Garten, bey den Bienen, in der Apotheke, im Kramladen, und wer weiß, was sonst noch ästhetisch geschiehet? — Wie angenehm, wie lieblich, wie vorzüglich, wie bequem ist diese Mode gegen die vorige trockene, finstere und gezwungene philosophische Art zu studiren! — Herrliche Zeiten! Wie sehr werden es uns unsere Nachkommen zu verdanken haben, daß wir für die Gesundheit und Gemächlichkeit unserer Kinder und Enkel so gut gesorget haben! Die Eck- und Grenzsteine haben nunmehro nichts mehr zu besorgen, und man kann jetzt ganz sicher auf den Straßen gehen. Die ästhetischen Leimstängler sind keine so gefährliche Leute, als sie scheinen; und die gewöhnliche

Krank-

Krankheit, der Enthusiasmus, oder eine Art vom gelehrten hitzigen Fieber, hat auch nicht so viel zu bedeuten. Der Paroxysmus schadet mehrentheils nur dem Papier, der Feder und Tinte. —

2.

Der gelehrten Mode sind nunmehro alle Wissenschaften unterworfen, besonders aber **die Dichtkunst.** Vor etlichen 20. bis 30. Jahren war sie noch eine menschliche Kunst: man schrieb, um von Menschen verstanden zu werden. Nach der Zeit wurde sie eine göttliche, schöpferische Kunst. — Für Engel ist zu wenig; man schreibt nur für Seraphen, für Cherubs, für Athniels, Uriels, für Sylphen, Faunen, und GOtt weiß, für was für unbekannte Wunderthiere mehr! Je schwülstiger und dunkeler, je besser, erhabener und gelehrter. — Keinem Sterblichen ist es erlaubt, bis in die Wolken nachzuschauen, oder die Geheimnisse des Orakels, ohne eine höhere Kraft, zu ergründen. — Eben darum was das Orakel zu Delphis dunkel, weil es göttlich war. — Ein Gedicht ohne Ausleger zu verstehen, das hieße die Kunst entheiliget. Merket euch dieses ihr unästhetischen Sterblichen! Strafe genug für euch, daß ihr diese göttliche Kunst nicht verstehet! — Glücklich ist der, dem solche hohe Gedanken niemals einfallen. Ich begehre wenigstens nicht, mit meinen schwachen Sinnen in

diese Geheimnisse einzudringen. Ich denke wie der Herr von Kreuz, (*) gedacht hat:

„Ich bewundere den Flug des Adlers, so lange „ich ihn sehe; wenn er sich aber in den Wolken „verloren hat, so mag er sich dort Bewunderer „verschaffen.

Das ist mein ästhetisches Glaubensbekenntniß. — Wie vielen hat der Glanz der Sonne an ihren vorwitzigen Augen Schaden gethan!

3.

Daß auch die **Sprachen der Mode unterworfen** sind, solches erfähret unsere ehrliche **Muttersprache** leider! mehr als zur Gnüge. Was für engländische, lateinische, französische und andere ausländische Wortfügungen und Redensarten, was für eine Menge barbarischer Wörter, was für eine seltsame und nagelneue Rechtschreibung! Wie gerne vertauschten unsere witzigen Herren Aesthetiker ihre ganze Sprache gegen eine andere, wenn es anginge. Sie ist ohnedieß schon alt genug, und ihnen nicht mehr anständig. Eine neue her! — Ja doch. — Machet, was ihr wollet; aber lasset euch zuvor die Lehre des **Aristarchs** in die Ohren raunen:

„Ihr Herren Aesthetiker, ihr Herren Schönsdenker, Schönschreiber, ihr Druiden, Bar-

„den

(*) In seinen Gedanken vom Trauerspiele a. d 96. und 97. S.

„den und Skalden unserer Zeit! wenn ihr ja „Sprachreformatoren werden wollet, nehmet „zuvor einige Jahre die Grammatik in die Hän„de! Denn wollen wir mit einander weiter spre„chen. Mit der Aesthetik ist es nicht ausgerich„tet. Habt ihr aber dazu weder Lust noch Ge„duld, so lasset die Hand von der Tafel, und „tröstet euch damit, daß ihr von der Vorsicht „nicht zu Sprachrichtern bestimmet seyd!

4.

Auch die deutschen Buchstaben sind diesen Herren zu alt und aus der Mode. Sie sind nicht nach der römischen Architektur. Lateinische dafür her! — Wie glücklich seyd ihr, ihr Deutschen! Nun müssen die Ausländer eure Sprache mit Gewalt lieb gewinnen, sie mögen wollen oder nicht; weil sie das verhaßte Gothische Gewand abgeleget hat, und in einer römischen Kleidung erscheinet. Sehet, welche herrliche Früchte aus dieser Veränderung! — Aber — was kann ich dafür, daß ich so ästhetisch unglaubig und zweifelhaftig bin! Ich denke immer, wenn das einen Grund zu Verwechselung der Buchstaben abgeben soll, so kann ich von den Ausländern mit gleichem Rechte fordern, daß sie die ihrigen mit deutschen verwechseln sollen. Ihr Herren Spanier, Portugiesen, Türken, Tartern, Chineser, Kreter und Araber! warum habt ihr dieses nicht schon lange gethan? Jetzt wären eure Sprachen bey uns schon unter den Küchenjungens gangbar.

Wie

— Wie schön würde nicht ein arabisches, ein chinesisches Kompliment bey uns klingen! — Doch höret, ihr Herren Witzlinge, die Lehre des Aristarchs an:

„Wenn die Ausländer unsere Sprache hoch „achten und lieb gewinnen sollen, so muß sol„ches wegen ihrer innerlichen Beschaffenheit „und Güte geschehen. Sind aber diese Be„wegungsgründe nicht vorhanden, so werden „sie es wegen eines solchen äuserlichen ver„meyntlichen Zierathes gewiß nicht thun.

Solche Tändeleyen und Spielwerke des Witzes sind nicht der rechte Weg. Es ist vielmehr allezeit ein Zeichen einer verdächtigen Sache; oder es erwecket ein nicht geringes Mißtrauen gegen das Vorhaben selbst, wenn es auch an sich noch so gut und nützlich seyn sollte.

5.

Ferner eine Lehre des Aristarchs:

„Wer sich einmal vorgesetzet hat, eine ausländi„sche Sprache zu lernen, der würde ein wah„rer Thor seyn, wenn er sich davon durch die „Buchstaben, welche er in 24. Stunden be„greifen kann, abschrecken lassen wollte.

Die griechischen, ebräischen, syrischen, arabischen und andere Buchstaben sehen ja viel krauser, bunter und magischer aus, weichen auch viel mehr von der römischen Baukunst ab, als die deutschen; und gleichwol finden sich noch immer Leute, die

solche Sprachen erlernen und lieb gewinnen, ohne sich durch die Figuren der Buchstaben abschrecken zu lassen. Wisset ihr Herren Witzlinge also keinen andern Bewegungsgrund zu der Abschaffung und Verwechselung unserer ehrlichen deutschen Buchstaben mit den lateinischen abzugeben, so möchtet ihr mit eurer neuen Mode gar schlecht bestehen. Ihr werdet gewiß mehr Schaden als Vortheil davon haben — Auf die deutschen Käufer kömmt doch das Meiste an. Wie viele von diesen lassen nicht, aus einem gerechten patriotischen Eifer über solche thörichte Grillen, und aus einem gegründeten Ekel vor solchen Veranstaltungen, eure neumodischen Schriften ungelesen und ungekauft! Wer wird von deutschen Lesern, die doch die meisten ausmachen, verlangen können, daß sie, euch zu Gefallen, von neuen zu buchstabiren und schreiben zu lernen anfangen sollen! Denn wie beschwerlich ist nicht das Lesen solcher Schriften; wie langsam und unbequem gehet das Schreiben von Statten, und wie oft muß nicht der Leser stocken, und sich, so zu sagen, mit dem Buchstabiren wieder zu rechte helfen, ehe er weiter fortlesen kann! — Mich deucht immer, euer angeführter Grund, daß die Ausländer unsere Sprache lieb gewinnen sollen, ist nur ein bloßer Vorwand, eure Liebe zum Sonderbaren und zur Neuerungssucht dahinter zu verstecken. Eure Bemühung wird aber gewiß vergebens seyn, und ihr werdet niemals einen andern, als den Namen eines Sonderlings, bey verständigen und patriotisch denkenden Gelehrten, so

wol

wol einheimischen als auswärtigen, davon tragen. Denn ihr habt das Zeichen der Verachtung und Thorheit an der Stirne.

6.

Wieder eine Lehre des Aristarchs:

„Was man kürzer haben kann, dazu bedarf „man keiner Umschweife.

Ist es also nicht thöricht, unsere ehrlichen alten deutschen Buchstaben, zu denen wir einmal gewohnt sind, und welche wir ohne Anstoß mit der größesten Fertigkeit weglesen und wegschreiben können, gegen andere, die wir erst mit Mühe uns angewöhnen sollen, und die uns im Lesen und im Schreiben vielen Aufenthalt, viele Unbequemlichkeit und Hinderniß verursachen, zu vertauschen?

7.

Noch eine Lehre des Aristarchs:

„Verbesserungen haben nur alsdenn und da„selbst Statt, wenn, und wo sie nöthig sind. „Auserdem sind sie überflüßig und schädlich.

Nun sagt mir doch eine Nothwendigkeit, welche uns bewegen sollte, unsere Buchstaben abzuschaffen und zu vertauschen, oder, nach der ästhetischen Sprache zu reden, zu verbessern! Mich deucht immer, ihr Herren Witzlinge! ihr werdet die Antwort, wenigstens eine genugthuende Antwort, hierauf schuldig bleiben.

8.

Ja, sagt ihr, **die lateinischen Buchstaben sehen doch zierlicher, feiner und runder aus, als die deutschen,** — Gesetzt es ist wahr, was ist das für ein Bewegungsgrund zu Abschaffung der deutschen? Drucket die deutschen eben so gut, als die lateinischen, oder nehmet vielmehr die Decke der Vorurtheile und Modesucht vor den Augen weg; tändelt nicht mehr mit ernsthaften Dingen, so werden sie euch eben so zierlich, so fein aussehen, als diese. Es kömmt auch nicht bloß auf das Aussehen an; der Geschmack ist ohnedieß sehr verschieden. Denn es müßten sonst die Griechen, Syrer, Araber und Ebräer die ihrigen den Augenblick gegen lateinische vertauschen. Die Deutlichkeit muß vornehmlich in Betracht gezogen werden. Und mich deucht immer, ich werde Recht haben, und den Beyfall der Verständigen erhalten, wenn ich sage, daß runde und gewölbte Buchstaben nicht so deutlich und nicht so leicht von einander zu unterscheiden sind, als eckichte und gebrochene! Wie leicht ist z. B. das b. mit h, das o. mit dem v, und dergleichen mehr, verwechselt; zumal in dem Geschriebenen, und in dem geschobenen Druck! — Was antwortet ihr Herren Schöndenker? — Saget doch nur gerade heraus, daß ihr es der Mode wegen thut. Wir wollen euch den Vorzug der Modegelehrsamkeit nicht absprechen. Ein Thor muß doch was Unterscheidendes haben, woran er erkannt wird.

9.

Ich sehe schon im Geiste, daß die jetzige Mode mit den lateinischen Lettern nicht lange mehr dauren wird. Denn unsere neusüchtigen Herren sind weder gewohnt, noch so geduldig, eine gelehrte Mode länger, als etwan 10. Jahre dauren zu lassen. Und in der That scheinet mir auch diese Mode eben nicht sehr erfinderisch zu seyn, sondern ihr das Neue und Sonderbare zu fehlen; eine nothwendige Eigenschaft ächter Moden nach dem französischen Geschmack. Denn was für ein geringer Unterschied ist zwischen den lateinischen und deutschen Buchstaben! Auserdem, daß sie mehrentheils einerley Ursprung haben, sind jene rund und gewölbt, diese aber eckicht und geschärft; im übrigen wesentlich wenig unterschieden. Was will das aber sagen! Man muß auf was Besseres sinnen. Griechische, arabische und syrische Buchstaben in der deutschen Sprache würden eine weit bessere und dem Geschmack zur Ehre gereichende Mode abgeben. Ein deutsches Buch mit griechischer, arabischer oder syrischer Schrift, was für ein herrliches Ansehen müßte das nicht machen! — Ein jeder ist schuldig, das Seinige zur Verbesserung des Geschmacks beyzutragen. Ich erkenne mich gleichfalls pflichtbar hierzu. Nächstens wird ein mäßiger Octavband, in deutscher Sprache mit griechischer Schrift gedruckt, und zwar in Modeformat, die Presse verlassen. Ich freue mich schon im voraus auf diese nützliche Er-

findung, und auf den Beyfall unserer geschmackvollen Zeiten. Der Verleger, der auch ein Mann von Geschmack ist, und nach der Mode zu leben verstehet, hat mir für jeden Bogen ungefordert 2. Pistolen geboten. Er ist aber auch gewillet, die Auflage wenigstens auf 8000. Stücke zu machen. So gewiß ist er von dem herrschenden Geschmacke unserer Zeiten in den gelehrten Moden überzeuget! Ja, er dringet so gar schon auf die Schließung des Verlaghandels wegen der zweyten und dritten Auflage. Seine allerdings löbliche Absicht hierbey gehet dahin, sich dadurch aus seinen Schulden zu reissen; denn er hat alle seine Gläubiger darauf vertröstet. Ich aber habe das bereits erhaltene und noch zu hoffende Geld zu milden Stiftungen ausgesetzet. — Sehet, was für einen Nutzen die gelehrten Moden hervorbringen. — Gehet das Ding, wie ich nicht zweifele, gut, so sollen bald einige andere deutsche Bücher, mit arabischer und syrischer Schrift gedruckt, nachfolgen.

10.

Alle Moden, sie mögen so abgeschmackt seyn, als sie immer seyn können, finden ihre Liebhaber, ihre Nachfolger. Der erste, der zu den Zeiten D. Luthers einen **deutschen Brief mit französischer Aufschrift geschrieben** hätte, würde ohne Zweifel für verrückt im Kopfe gehalten worden seyn. Jetzt kann man diese Mode ungescheut mitmachen, ohne deshalb für einen Narren geach-

tet

tet zu werden. Wie haben sich die Zeiten nicht geändert! Höret aber darum die Thorheit auf, eine Thorheit zu seyn, weil sie von andern nicht so gescholten, oder auch wol gar von klugen Leuten begangen wird? Mit nichten. — Was kann wol lächerlicher; thörichter, ja unsinniger seyn, als auf deutschen Briefen französische Aufschriften zu machen, die fast mehrentheils so wenig der Schreiber, als derjenige, an den geschrieben wird, verstehet, und wobey man allezeit, um solche zu verstehen, erst einen Dolmetscher brauchen muß; da doch an den Orten, wo und wohin geschrieben wird, ein jeder deutsch verstehet?

„Denn, man sage mir um des Himmels wil„len: wenn ich im Stande bin, mit jemanden „ohne Ausleger zu reden, ist es nicht thöricht, „ja so gar rasend, mich eines Dolmetschers „zu bedienen?

sagt der berühmte Herr **Hommel**, (*) und zwar mit allem Rechte. Es fehlet nur an mehrern Nachfolgern, die das Kind bey seinem rechten Namen nennen, so würde sich diese Narrheit vielleicht bald legen. Kein Vernünftiger kann solche lächerliche Mode mit Grunde oder im Ernste vertheidigen. — Wenn man wie der Verfasser der 1765. zu Nürnberg in gr. 8. herausgekommenen **Schreibkunst**, weiter nichts vorbringen kann,

(*) In der Einleitung zu seinem deutschen Flavius im 2. §.

als zu sagen: zu Beybehaltung der französischen Titel hätte man seine guten Ursachen; so frage ich: was sind denn das für Ursachen? — Man wird gewiß die Antwort schuldig bleiben.

11.

Daß die Sprachen ebenfalls den Moden unterworfen sind, ist eine bekannte Sache; vornehmlich **die französische**. Die mehresten lernen diese Sprache ohne hinlänglichen Endzweck. — Man sage mir doch, was hat ein Prediger auf dem Lande, ein Pachter, ein Mauthner, ein Bürgersmann, oder was haben wol noch geringere Leute für einen Endzweck, daß sie ihre Kinder, und vornehmlich die Mägdchen, welche doch aller Wahrscheinlichkeit nach in Ewigkeit nicht nach Frankreich reisen werden, und mit dem Deutschen aller Orten fortkommen können, französisch lernen lassen, als weil es so Mode ist? Was für unnütze Kosten werden daben verschwendet, was für schöne Zeit wird daben verdorben, die zu edleren Beschäftigungen und nützlicheren Sachen angewendet werden könnten! Was ist hier für ein Grund, für ein Endzweck, für ein Nutzen? — Der Grund ist die Thorheit, der Endzweck die Mode, und der Nutzen, daß die Thoren um das Geld gebracht werden, welches fremden Landläufern zugewendet wird. Etwas ohne Grund, ohne Endzweck, ohne Nutzen zu thun, kann man diese Handlung mit einem andern Namen, als Narrheit, belegen, so bin ich begierig, ihn zu wissen.

12. Man

12.

Man frage die mehresten Aeltern um die Ursache dieses Beginnens? — Ja, sagt man, es lasse doch schön; es gehöre heutiges Tages zu einer anständigen, zu einer galanten Lebensart, Französisch zu können; man könne dadurch leichter sein Glück machen; es mache einen jungen Menschen beliebt; man könne in Gesellschaft mit einem andern heimliche Dinge sprechen, ohne von den übrigen verstanden zu werden, und dergleichen Beschönigungen mehr. — Sind das nicht herrliche Vorzüge! — Ja vortrefflich. — Ich beneide sie niemanden; ich sehe aber in allen diesen Stücken keinen wirklichen Nutzen, keinen wahren Bewegungsgrund, und keine andere Ursachen, als die Mode und die Thorheit unserer Zeiten. — Es dürften nur einige Große anfangen, eine andere fremde Sprache zur Mode zu machen, man würde bald Nachfolger und eben solche Ursachen zur Beschönigung finden. Wie war es ehedem mit der italienischen; und wie viele fangen jetzt schon an, die engländische zur Mode zu gebrauchen! Endlich wird wol noch die arabische an die Reihe kommen; denn unsere thörichte Welt will beständig was Neues haben. — — Was für Nutzen erfolgt nun aus allen diesen gerühmten Vorzügen in Ansehung der französischen Sprache? Werden wir etwan dadurch geschickter, gelehrter, fähiger? Ich sehe es nicht ab; vielmehr immer affektirter, flüchtiger, tändelhafter und nachläßi-

ger. — Wie wenige kommen dermaleinst in den Stand, die französische Sprache wirklich nach ihrem Berufe zu gebrauchen? Wollen sie ja lesen? An guten und vortrefflichen Büchern in deutscher und lateinischer Sprache fehlet es, GOtt lob! in allen Wissenschaften nicht. — Worinn bestehet nun der ganze Nutzen? Daß die Zahl der Thoren, Gecken und Witzlinge immer größer wird; daß die Leute um ihr Vermögen, und um die edle Zeit gebracht werden. — Denn wer etwas zur Mode lernet, kann der wol einem andern als dem Namen eines Thoren verlangen?

13.

Keine Sprache ist wol mehr der Mode und Veränderung in Worten und im Ausdrucke unterworfen, als die französische. Man sinnet, so zu sagen, wie über die Moden des Putzes, tag täglich, etwas Neues in der Aussprache, in der Schreibart, oder in dem Ausdrucke zu erfinden, um nur für einen echten Pariser gehalten zu werden, und im Stande zu seyn, ein neues Wort oder Redensart aus der ersten Hand, wie eine frische Waare oder Mode, anbringen zu können, oder in Gesellschaften was Sonderbares zu zeigen. Ja, es gehet dieser Unsinn so weit, daß es auch nichts seltenes ist, solche Worte und Redensarten aufzuschnappen, und als neue Bürger in die Sprache einzudringen, die von einem großen Herrn, einem vornehmen und gelehrten Mann, oder einem schönen und galan-

ten

ten Frauenzimmer, entweder im Spaß vorgebracht worden, oder selbigen aus Mißverstand, Irrthum, oder durch Vorreden von ohngefähr entfahren sind; der Ausdruck mag auch der Sache so entgegen und unangemessen seyn, als er nur will. Ein einziger witziger Geist darf ihn nur ein einzig mal gebrauchen, so ist er schon gut Französisch. — Was für eine Verwirrung, Unbestimmtheit und Ungewißheit der Begriffe muß nicht dadurch sowol in dem gemeinen Leben, als in den Wissenschaften selbst entstehen! Es kann wol nicht anders seyn, als daß, wenn es so fortgehet, dadurch alle 50. Jahre eine neue vermischte Sprache hervorgebracht werden wird. — Man sehe nur z. B. die Scharwenzelwörter: genie, esprit, galant, memoires, detail, charge, decharge, action, addresse, affaire, coup, eclat, etat, metier, rapport, ressort, sentiment, tour, trait — und andere französische Modewörter an, und schlage die Wörterbücher nach, so wird man über die Vieldeutigkeit dieser Wörter erstaunen müssen, und nicht wissen, was für Begriffe man eigentlich damit verbindet. Gleichwol bekommen sie noch täglich mehrere Bedeutungen. Was für Unbequemlichkeit und Hindernisse aber muß es nicht verursachen, in einer solchen modemäßigen, veränderlichen und ungewissen Sprache, deren Wörter so schwankend, vieldeutig und schlüpferig sind, die Wissenschaften zu betreiben, und die Erklärungen der Dinge und Sachen zu bestimmen, wenn man alle Augenblicke fragen und nachdenken muß, in

was für einem Sinne das und das Wort allhier gebrauchet werde? Man hat der lateinischen Sprache schon längst den Vorwurf der Vieldeutigkeit ihrer Wörter mit Recht gemachet; bey ihr, als einer todten Sprache, ist es auch nunmehro nicht zu ändern. Allein bey einer lebendigen ist dergleichen Nachläßigkeit unverzeihlich, seltsam und lächerlich. Es ist zwar nicht zu wünschen, daß wir Deutschen, die wir so gerne andere Völker nachäffen, in dieser Thorheit den Franzosen nachfolgen, und ihnen gleich werden mögen; allein es ist doch zu beklagen, und es liegt schon leider! durch die Erfahrung mehr als zu klar am Tage, daß schon viele, besonders unter den so genannten Kunstrichtern, Schönfärbern und witzigen Geistern, anfangen, die deutsche Sprache auf gleichen Fuß zu behandeln. — Eine gewisse Bestätigung der Wahrheit des Satzes, daß, wenn auch eine Sache noch so schlecht, thöricht, und abgeschmackt ist, sie dennoch einige Liebhaber und Nachfolger finde; und wenn auch nur die Liebe zum Sonderbaren der Grund davon seyn sollte. — Doch diese Mode ist nicht ganz zu verwerfen; sie hat aber auch ihren guten Nutzen in unseren witzigen Zeiten. Wie viele preßhafte, seichte und flüchtige Schriftsteller, welchen, wegen der Unrichtigkeit ihrer Sätze, Meynungen und anderer vorgebrachten Sachen, mit Recht Vorwürfe gemacht werden, können ihre Unwissenheit und Schwäche damit beschönigen, daß sie dieses oder jenes Wort nicht im eigentlichē, sondern in einem solchen neuerfundenen Modever-

stande genommen hätten; wenn auch gleich der Zusammenhang der Sachen ein anders lehren sollte. — Sehet, was für einen Nutzen auch die gelehrten Moden ihren Verehrern gewähren!

14.

Vor etlichen zwanzig Jahren war es noch Mode, bey allen Gelegenheiten mit der Mathematik um sich zu werfen. Mathematisch auf der Kanzel, auf dem Lehrstuhle, beym Krankenbette, bey Liebeserklärungen, in den Gerichten, beym Schneider, beym Schuster, und GOtt weiß, wo noch mehr. — Man brachte die mathematische Lehrart allewegen an; man gewöhnete sich zu einer tiefsinnigen Mine; man that, als wenn man beständig grübelte und philosophirete, ob man gleich mehrentheils ganz gedankenleer war, um nur für einen Mathematiker, dergleichen man doch niemals gewesen, gehalten zu werden. Die Lakayen sprachen schon: wie sich A. zu B. verhält, so verhält sich X. zu Y. — Jedermann wollte wenigstens so scheinen, als wenn er ein Mathematiker wäre; denn es war so Mode. — Doch diese Mode gieng vorbey, sie ward durch die Aesthetik, durch die Schöndenkerey verdrungen, und wer weiß, was für eine Wissenschaft in deren Stelle tritt? — Ohne Zweifel die Steinschneiderey, Postenmanufaktur, Gemmen- und Bilderfabricke. — So kommen wir den Künstlern und Handwerkern immer näher, und zuletzt wird wol die Schneider- Schuster- und Leinweberkunst an

die

die Reihe kommen. — Herrliche Aussichten in die Zukunft für die Gelehrsamkeit!

15.

Der Dichter, der sonst nicht so seraphisch und orakelmäßig, wie ein Milton, Bodmer und Klopstock sang, war ein elender Skribent, ein wässeriger Geist, ein Erzkätzer, und wer weiß, was noch mehr; — Denn es war so Mode. — — Doch die Mode ist nun vorbey. Wer nicht, wie ein Gleim und Jakobi, von dem kleinen Amor, von der Frau Cythere, von Liebe und Wein singet, der ist ein milzsüchtiger, ein murrischer Kato, ein finsterer Kopf, welcher nicht für diese Welt geschaffen ist, sondern welcher verdammet werden muß, seine heiseren Töne auf den Kirchhöfen und bey den Gräbern hören zu lassen; Denn er ist kein Mensch, der sanfter Empfindung fähig ist. — Sehet, wie sich die Zeiten, und mit ihnen der Geschmack verändern!

16.

Sonst war die Geschichte eine Wissenschaft, die Begebenheiten, den Verlauf und die Reihe der Dinge, wie sie sich wirklich zugetragen haben, zu erzehlen. Diese Zeiten sind vorbey. Jetzt ist sie eine Kunst, die Sachen so zu beschreiben, wie sie hätten seyn können, oder, wie sie, nach der Einbildung des Schriftstellers, hätten seyn sollen. Man abstrahiret die Geschichte aus den wahrscheinlichen Ursachen. Quellen anzuführen,

ren, ist nicht Sitte, es macht, nach der ästhetischen Sprache, das Werk, zu dickleibig, und möchte auch wol um deshalb nicht rathsam seyn, weil die Leser sonst die Stellen nachschlagen, und den Geschichtschreiber öfters auf dem faulen Pferde erwischen möchten. Mit einem Worte: man thut fast nichts, als daß man schildert; jedoch nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Feder und mit Worten. — Ein Haufen, ein Schröckh, ein G*** — Es ist einmal so Mode. — Nach der Verbindung, welche die Dinge unter sich haben, wird also ohne Zweifel die Fabel und die Dichtkunst in die Stelle der Geschichte kommen.

Projektmacher, Kameralisten, Finanziers.

I.

Wenn man einen überaus bösen, verruchten, gottlosen und schädlichen Menschen beschreiben will, so sagt man mit der christlichen Kirche: **er ist ein rechter Höllenbrand**; das ist: er brennet schon bey lebendigen Leibe im höllischen Feuer. — — Ein **Projektmacher**, ein böser **Kameralist**, ein **Finanzier**, ein **Deduktionsmacher**, der täglich auf neue Mittel sinnet, neue Abgaben zu erfinden, und

den

den Unterthanen den letzten Heller aus dem Leben zu pressen; welcher so gar mit Recht und Gerechtigkeit, durch Verpachtung derselben Wucher treibet, alle Gesetze, Verheißungen, Verträge, durch die veränderten Umstände, welche sich nicht mehr auf unsere Zeiten schickten, oder durch einen Schreibfehler umzustossen suchet, weder göttliche noch weltliche Rechte achtet, wenn nur das so genannte Interesse principis befördert werden kann; sollte der nicht mit Recht diesen Namen verdienen? In die **siebente Bitte** gehöret diese Art Leute unstreitig, und ob sie gleich in der **Litaney** nicht namentlich ausgedruckt stehen, so sind sie doch der Sache nach in Worten: **vor allem Uebel behüt uns lieber HErre GOtt**, mehr als zu deutlich enthalten; besonders aber sind in dem alten christlichen Liede: **GOtt hat das Evangelium** ꝛc. und vornehmlich im 3. 5. 6. und 7ten Vers auf eine so vorzügliche Art geschildert, daß man fast auf die Gedanken gerathen sollte, der Dichter habe unsere jetzige Zeiten dabey im Geiste vor Augen gehabt.

2.

Daß fast die ganze Welt im Argen lieget und im Grund verdorben ist; daß die Zeiten schlecht beschaffen sind, Handel und Wandel gänzlich darnieder liegen, die Nahrung verschwunden ist, und überall nichts als Jammer, Elend und Klagen behöret werden, ist eine Sache, die niemand läugnen

wird

wird, weil sie offenbar am Tage lieget. **Nur die rechten Ursachen werden nicht eingesehen,** oder wollen vielmehr nicht eingesehen werdē. Bald schiebt man die Schuld auf den letzt vergangenen Krieg, bald auf die Faulheit und Unfleißigkeit der Leute, welche sich nicht mehren wollen, bald auf die Theurung der Lebensmittel, der Kauf-Hand-werks-und Arbeitsleute, bald auf das schlechte Geld, bald auf die vielen Geistlichen, und die überflüßigen Güther der Geistlichen, Kirchen und Gemeinden, und was dergleichen Beschönigungen mehr sind. Den rechten Grund, nehmlich die Habsucht der Großen und ihrer Minister, die Plackereyen der Kammern, Mauthen, Accisen, Zöllen, der Soldaten — — verschweiget und bemäntelt man. Man will die eigentlichen Feinde des menschlichen Geschlechts nicht bekannt werden lassen; weil sie Pfleger und Anfüller der Schatz-kammern, und treue Hüter des Interesse principis sind. Man giebt Verordnungen und Edikte heraus, worinnen man von nichts, als dem Besten der Unterthanen, von Aufhelfung der Nahrung, und von der Beförderung der Glückseligkeit der Menschen spricht, und gleichwol arbeitet man beständig an dem Gegentheil, und presset den Unterthanen, durch neu ersonnene Abgaben, durch Sperrung Handels und Gewerbes, den letzten Heller aus dem Leben, und den letzten Bissen Brod aus dem Munde heraus. — Wozu dienen denn alle solche Verblendungen? — So dumm ist die Welt doch nicht, daß sie nicht die Ursachen und die

Bewegungsgründe dieser gerühmten Veranstaltungen, wenigstens zum Theil einsehen, und daß sie ihre Todtfeinde, die Blutigel des menschlichen Geschlechts, ganz verkennen sollte. — Was kann sie aber thun? — Nichts als seufzen. — Was für ein unbarmherziges Gericht wartet aber, nach der Schrift, auf diejenigen, welche an diesem Seufzen schuld sind! Wird GOtt die Versündigung an dem Viehe nicht ungerochen lassen, wie viel weniger an der unendlich edlern Kreatur, dem Menschen! — Bedenket dieses, ihr Projektmacher, ihr bösen Kameralisten, Finanziers, Krieges und Domänenräthe, Pachter, Monopolisten, und wie ihr alle heissen möget! lasset ab von eurem verdammlichen Vorhaben, und suchet einer erschrecklichen Rache, die euch bevorstehet, noch in Zeiten zu entfliehen! Ihr rechnet es euch zum Verdienste an, die Kammereinkünfte mit 100. und wieder mit 100. Thalern vermehret zu haben, und erweget nicht, daß ihr dadurch so viele 1000. Nebenmenschen, um eines schnöden Gewinnstes willen, wo nicht unglücklich gemacht, doch wenigstens den Grund dazu geleget habet, sie nach und nach zu entkräften und verbluten zu lassen. — — Wollet ihr nun lieber in die unausbleiblichen Gerichte GOttes fallen, als dergleichen sündlichen Verdienst und eiteln Ruhm fahren lassen? o wehe! über euch, ihr Thoren!

3.

Ein Mensch ist des andern Teufel; ein zwar sehr gemeines Sprichwort, dessen Bedeutung

tung aber sehr unbestimmt ist. Ich habe lange nachgedacht, wer denn eigentlich diese Teufel seyn müßten, und endlich meinen Aristarch um Rath gefraget. Sehet hier die Antwort, die er mir gab: Leute, die zum Verderben des menschlichen Geschlechts gebohren, und vermöge ihres Amts bestimmt sind, mit aller Gewalt an dem Verfalle und Untergange ihrer Nebenmenschen zu arbeiten, und welche noch dazu belohnet werden, wenn sie Unrecht und Böses thun; von denen alles Unglück, alles Elend und aller Jammer in der Welt herkömmt. — Mit was für einem Namen belegest du diese Art Menschen? — Feinde des menschlichen Geschlechts. — Wer ist der größeste Feind des menschlichen Geschlechts? — Der Teufel. — Wer ist also der Teufel? — Das müssen denn also wol die Projektmacher, die bösen und gewissenlosen, nicht aber guten Kameralisten und Finanziers seyn. — Und siehe, ich erhielt seinen Beyfall.

4.

So lange die Kammern der Großen, und die Kammerbedienten noch dasjenige waren, was sie ihrer eigentlichen Bestimmung nach seyn sollten, nehmlich **Einnehmer oder Verwalter der herrschaftlichen Einkünfte**, so lange blieben auch Freyheit, Handel und Wandel noch ziemlich ungekränkt; man hörete noch wenig Klagelieder über den Mangel der Nahrung; ein jeder konnte noch sicher bey dem Seinigen seyn; — so bald

man aber auf den höchstunseligen, und, ich sage nicht zu viel, höchstverdammlichen Einfall gerieth, diesen Rent- oder Domänenkammern das Ansehen und die Gewalt eines wirklichen Landes-Collegii zu geben, ihnen zum Theil Justizsachen, und Landesangelegenheiten mit aufzutragen, und das vornehmste Augenmerk nicht auf die Verwaltung der Gerechtigkeit, und die Regierung des Landes, wie es doch die Pflicht eines jeden Regenten erfordert, zu richten, sondern das Kameral- und Finanzwesen, so zu sagen, als den vornehmsten Endzweck eines Regenten anzusehen; so bald hat auch die Welt angefangen, das Uebel zu empfinden, welches nun zu unseren Tagen, zum Verderben des menschlichen Geschlechts, seinen höchsten Gipfel erreichet hat. Man begnügte sich nicht mehr mit den ordentlichen Mitteln zu Bestreitung desjenigen, was zu Erhaltung des Staats und der Regierung des Landes gehöret; man sann auf tausenderley Wege, unter dem Titel von Herrlichkeiten, Regalien, Gerechtsamen, Reservaten, Mauthen, Accisen, Impostten, Zöllen ꝛc. das Eigenthum der Unterthanen und Gemeinheiten mit einem Schein des Rechts an sich zu bringen, und das Vermögen der armen Leute aus dem geheimsten Winkel heraus zu holen, oder ihnen unter dem höchst unschicklichen Gleichniß eines Kaufs abzuzwingen. — Wollte einer und der andere nicht nach ihrer Pfeife tanzen; man fand Gelegenheit, ihm den höllischen Avostel, den Fiscus, über den Hals zu schicken, und ihn wohl gar

zur

zur Inquisition zu bringen. Man erreichte auch um so leichter seinen unseligen Endzweck, weil man Richter in seiner eigenen Sache war, und statt des Rechts die Gewalt zum Beystand hatte. — Sehet, das ist der Ursprung alles des Unglücks, der kläglichen und jammervollen Zeiten, welche die Menschen zu unseren Tagen drücken, und ihnen so viele Seufzer zu ihrem Schröpfer mit Gewalt abpressen. — Wenn es damit so fortgehet, so sind die Menschen unstreitig gezwungen, auszuwandern, und sich eine andere Welt zu suchen. Allein auch dieses klägliche Rettungsmittel will man ihnen nicht einmal mehr verstatten; weil die Sklaverey nunmehr, zur ewigen Schande unserer Zeiten, fast durchgehends wieder eingeführet wird. Was für erschreckliche Gerichte Gottes aber müssen solchen Staaten nicht bevorstehen, in welchen dergleichen abscheuliche Grundsätze angenommen sind! und was für eine unbeschreibliche Verantwortung, und Rechenschaft wird derjenige Regent nebst seinem Ministerio, nicht an jenem Tage zu erwarten haben, der zuerst auf den heillosen Einfall gerathen ist, jene raubbegierige Wölfe zu Wächtern über seine verlassenen Schafe zu machen! — Hier sinkt vor Grausen die Feder. — —

Schaubühne.

1.

Ich gebe es gerne zu, daß es eine löbliche Unternehmung sey, auf die **Verbesserung der Schaubühne** bedacht zu seyn, die alten Harlekinspossen und Zoten abzuschaffen, und den guten Geschmack wieder herzustellen. Allein ich kann dessen ungeachtet den grossen Nutzen, den man der Bühne auf eine so übertriebene Weise beyleget, nicht absehen. Wenn es nach dem Ausspruche unserer ästhetischen Witzlinge gehet, so übersteiget die Verfertigung eines guten Trauerspiels, eben wie eines guten Heldengedichts, die höchste Staffel aller menschlichen Weisheit, und es gehören göttliche Eigenschaften dazu, dergleichen hervor zu bringen. Besiehet man es aber recht beym Lichte, so bestehet der größeste Vortheil darinn, daß die Schaubühne Vergnügen und Zeitvertreib bey müßigen Köpfen, die nicht gerne arbeiten wollen, verursachet. **Ihr übriger Nutzen ist gewiß von schlechter Verrächtlichkeit.** Das Lustspiel möchte noch hingehen; es kann, wenn es nicht gemißbrauchet wird, zur Besserung der Sitten etwas beytragen. Allein **das Trauerspiel**, und vollends die **Oper**, diese theatralische Mißgeburt — **bringet gewiß mehr Schaden**

als

als Nutzen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die Bühne nach ihrer jetzigen Beschaffenheit, besonders das Trauerspiel und die Oper, der Religion und den guten Sitten höchstgefährlich sey. Ich sehe wenigstens nicht, daß die Menschen, seit dem die Schaubühne empor gekommen ist, und besonders diejenigen, so dieselbe fleißig besuchen, besser und gesitteter geworden sind. Schlimmer sind sie geworden; das lehret die Erfahrung. — Man schütze immerhin den Mißbrauch vor, welcher den rechten Gebrauch nicht aufhebe. Dieses kann ich gar wol zugeben, ohne, daß mein Satz, von der Schädlichkeit der Schaubühne, umgestoßen wird. Die offenbare Verderbung der Zeit, welche zu weit nützlicheren Handlungen und Arbeiten angewendet werden könnte; die Trägheit, der Müßiggang, welcher dadurch entstehet; die Gelegenheit zu Liebesbegebenheiten, romanhaften Auftritten, zur Unzucht, zur Ausschweifung, zur Geldverschwendung, aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag zu machen; das Verderben der Gesundheit. — Das ist aber noch nicht alles; — wenn nur die Religion, das thätige Christenthum nicht darunter leiden müßte; Denn dieses wird dadurch nach und nach völlig erstücket und ausgerottet. — Es gehet ganz natürlich zu. Die Gegenstände des Schauspiels sind mehrentheils aus den barbarischen und heidnischen Zeiten genommen; man muß also auch seinen Helden heidnische Gesinnungen und Charaktere beylegen. — Man läßt ihn alle mögliche Lä-

der erobern, alle Liebesverstrickungen durchgehen, alle Arten von Todtschlägen, theils vorsätzlich, theils von ohngefähr, an Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Braut — begehen; man führet ihn, nach allen möglichen Unglücksfällen, romanhaften Auftritten, und abentheuerlichen Heldenthaten, auf Kosten der Religion, der Tugend und der guten Sitten, bis an den Rand des Todes; man beklaget sein sich selbst zugezogenes und verdientes Schicksal auf die hochtrabenste und traurigste Art; um die Zuschauer zu rühren; und endlich läßt man ihn wol wieder bis zum höchsten Gipfel des Glücks und zu den größesten Belohnungen empor steigen; nachdem er alle heidnische Tugenden oder Schandthaten ausgeübet hat. lauter heidnische Muster, Gedenkungsarten und Charaktere. — Was Wunder, daß sich die Zuhörer, deren Kopf beständig mit dergleichen Bildern, welche, zumal auf der Bühne, einen so starken Eindruck machen, angefüllet ist, nach und nach daran gewöhnen, und daraus solche heidnische Gesinnungen in sich ziehen, welche endlich den schwachen Funken des Christenthums vollends auslöschen! — Mit einem Worte: die Gegenstände der Bühne, und der Inhalt der meisten Schauspiele, besonders der Trauerspiele, passen sich gar nicht auf unsere Zeiten. — Wenn ja der Gebrauch der Bühne noch zu dulden wäre, so sollte man doch wenigstens Gegenstände aus unseren christlichen Zeiten nehmen, welche mit den heutigen Sitten übereinkommen. — Was würden

die

dieheidnischen Römer dazu gesaget haben, wenn ihre Schauspieldichter den Stoff von christlichen Gegenständen genommen hätten? — Die Herren Aesthetiker schreyen mich immerhin als einen kritischen Ketzer aus. — Es gilt mir gleich viel. Aber ich bin gewiß überzeuget, daß dasjenige, was ich geschrieben habe, der Religion, dem Christenthum und den guten Sitten zum Besten geschrieben sey, und durch die Erfahrung und den Erfolg bestätiget werde. Dieses beruhiget mich vollkommen, und ihr Zorn rührt mich nicht.

2.

Es scheinet beynahe eine ausgemachte Sache zu seyn, **daß alle und jede Schauspiele auf eine Hochzeit oder Liebesverstrickung hinaus laufen müssen.** Denn die wenigen Ausnahmen kommen fast in keine Betrachtung. Man kann leicht denken, daß es an verliebten Ausdrücken, und Auftritten nicht fehlen dürfe; weil alle und jede Theile des Stücks gleichsam dazu als dem Hauptzweck, vorbereitet werden. Aber eben dieses ist das heimliche Gift, welches den guten Sitten so nachtheilig ist, welches, wie ein schleichendes Feuer, in die Adern unserer Jugend eindringet ihre Sinnen betäubet, und sie zu Sklaven der Lüste machet. Ist etwas, welches die Empfindungen, die Einbildungskraft, und die Leidenschaften reizet, zumal in solchen Jahren, wo man gar recht mit Kanitzen sagen kann, daß Blut und Lüste schäumen, so sind es gewiß dergleichen verliebte Vor-

stellungen; und die Unschuld selbst wird nicht ungereizt und ungerührt bleiben. Was für Unordnung aber muß es nicht vollends in den Herzen derer anrichten, welche in dergleichen Gedanken und Vorstellungen eine wirkliche Nahrung für ihren Geist suchen, und darinn eine angenehme Beschäftigung finden? An die Beförderung der guten Sitten wird gewiß wenig oder nicht gedacht werden; es ist vielmehr offenbar, daß diese nothwendig darunter eben so sehr leiden müssen, wie die Religion und das Christenthum.

3.

Man bemühet sich, so zu sagen, recht mit Vorsatze, die **Liebesbegebenheiten gleichsam zum Hauptzweck des Schauspiels** zu machen; und einer solchen Bemühung ist es unfehlbar zuzuschreiben, daß man, diesem Zweck zu Gefallen, **die Wahrscheinlichkeit selbst aufopfert**, und dadurch ins Lächerliche verfällt. Denn die Personen werden, so zu reden, zuletzt allezeit bey den Haaren herbey gezogen, um den Knoten aufzulösen; und dieser Sprung und diese Zusammenkunft geschiehet öfters so plötzlich und unvermuthet, daß man nicht anders denken sollte, als daß sie die Luft zusammen geführet hätte. Gleichwol ist nicht zu läugnen, daß ein aufmerksamer Zuhörer gar leicht in dem Stande ist, diejenigen Personen mehrentheils so ziemlich vorher zu sagen, welche, nach so vielen Ebentheuren, sich endlich als Liebesleute zusammen finden werden.

— Wun-

— Wunderbar und unerwartet, auch sonderbar genug! — Aber wo bleibet die Wahrscheinlichkeit?

4.

Aber auch auf Seiten des Natürlichen empfiehlet sich die Bühne schlecht, und man kann leicht denken, daß auf solche Art der gute Geschmack so gar selbst darunter leiden müsse. — Wie unnatürlich und lächerlich ist es nicht in den Augen eines frey von Vorurtheilen denkenden Kopfes, wenn er sehen und anhören muß, daß sich leute in hochtrabenden Versen schimpfen und einander Nasenstüber geben, oder sich, wie bey den Opern, im Singen und bey dem grösten Lärmen der Musik, mit einander raufen, und in voller Lust die Hälse brechen! Das heiße ich mir Leute ohne Affekten, und wahre Monarchen über sich selbst zu seyn. — Hat man denn ganz und gar vergessen, daß man keine Seraphen und Cherubs, sondern Menschen schildern und vorstellen will?

Philosophie, Weltweisheit.

1.

Wie heute zu Tage fast alles im uneigentlichen Verstande genommen wird, und dem Mißbrauche unters

terworfen ist, so gehet es auch leider! der guten Philosophie. Man scheuet sich nicht, ihren majestätischen Namen auch solchen Sachen beyzulegen, die oft nicht den geringsten Antheil an ihr haben. Miscellanea, collectanea, vermischte Werke, dichterische Stücke, witzige Einfälle, ökonomische Dinge, Spöttereyen über die Religion, moralische Betrachtungen — alles ist Philosophie, und wer weiß, was nicht noch mehr dazu gerechnet werden wird. Denn es fehlet nicht viel, daß man nicht die Lippertischen Pasten, die Steinschneiderey, die Malerey — mit in dieses Fach bringet. — Der Philosoph von Sanssouci, der wohlthätige Philosoph. — Gut — ich verachte diese Schriften nicht; aber sie Philosophie zu nennen, dessen kann ich mich nicht überreden, so lange wie man nicht eine andere Bedeutung des Wortes Philosophie bestimmet und festgesetzet hat. — Philosophie der Historie, der Sprache, der Oekonomie — welcher Unsinn! Wohinaus Herr Klotz, Herr Herder, Herr Riedel, und alle ihr ästhetische Zunftgenossen? — Das Wort Geschichte kann ich wol zu allen Wissenschaften brauchen, aber nicht Philosophie. — Philosophie der Schneider, der Schuster, der Bierbrauer, Pastenmacher — wie klinget das? — Seit dem ein aberwitziger Franzos und Religionsspötter eine philosophie de l'histoire geschrieben hat, seitdem träumet man von nichts, als von Philosophie. Ein Narr macht viel Narren; ein untrügliches Sprüchwort! —

2.

Philosophiren hieß ehedem, da wir noch nicht in den aufgeklärten Zeiten lebten, eine richtige und bestimmte Definition von einer Sache zu geben, oder seinen Satz mit untrüglichen Schlüssen, nach den Regeln der Logik darzuthun, und mit unumstößlichen Gründen auszuführen. Zu den Zeiten eines **Wolfs** glaubte man noch so, jetzt denkt man aber ganz anders. Dergleichen Philosophiren, wie zu jenen Zeiten, erfordert viel Nachdenkens, Anstrengens und Kopfbrechens; das kann aber den schönen Herren und Modegelehrten an ihrem zarten Gehirne leicht Schaden verursachen. Beyspiele sind verhaßt. Der Kopfbohr ist eine gefährliche Kur; wer ist davor sicher! Die verzweifelten Schlüsse und Syllogismen, wenn nur diese nicht wären! Wie leicht ist es nicht geschehen, daß sie sich, wie die Moden, in dem Gehirne verwickeln, und keinen Ausgang finden können. Es ist alsdenn ein wahres Glück, wenn der Trepan noch Hülfe schaffen kann. Denn, wenn die Hirnnerven erst gar zersprenget seyn sollten, so ist alle Kur gar vergebens. — Sehet, was für eine gefährliche Arbeit das Philosophiren ist! Das wußten unsere schönen Herren mehr als zu wol. Sie schafften daher das finstere Philosophiren lieber gar ab; sie begnügten sich, einen Satz mit rednerischen Beweisen zu bewähren. — Man kann auf solche Art zuweilen noch eher einen Sprung und Fehltritt in Schlüssen wagen, ohne von den

luchs-

luchssichtigen Logikern bemerket zu werden. — Man ging noch weiter; man verschönerte immer mehr; man entlehnte wol gar Beweismittel von den Dichtern; man philosophirte durch Gleichnisse, durch Anspielungen, durch witzige Einfälle; und zu unseren Zeiten; da man für die Gesundheit unserer **Genies**, und großen Köpfe so rühmlich besorget ist, hat die Verschönerung unstreitig den höchsten Gipfel erreichet; indem man eine ganz neue Art zu philosophiren erdacht, und die alte trockene und katonische Art gänzlich abgeschaffet hat. Es ist die **Philosophie der schönen Geister**, mit einem Worte: die **populäre Philosophie**. Man siehet sich dadurch in den Stand gesetzet, ohne Logik, Mathematik, Metaphysik, und ohne vieles Nachdenken, gleichsam aus dem Stegreif, ein großer, ein nützlicher Philosoph zu werden. Nunmehr muß jedermann von dem Staatsminister bis auf dem Lehrjungen die Philosophie lieb gewinnen, weil sie das verhaßte Gewand der Logik, und jener verschwisterten Wissenschaften abgeleget hat, und wegen ihrer populären Schreibart auch von jedem Handwerksmann, wie ein Roman, flüchtig weggelesen und ohne Anstoß verstanden werden kann. Die Herren Franzosen sind uns hierinn, wie in anderen rühmlichen Veranstaltungen, schon längst mit ihrem guten Beyspiele vorgegangen; denn bey ihnen kann jede Putzmacherinn und Näherinn eine Schriftstellerinn und Philosophinn seyn. — Beneidenswürdige Vorzüge, warum sind wir ihnen nicht schon eher nachgefol-

get?

get? — Was für ein herrlicher Nutzen für die Ausbreitung der Wissenschaften, den uns unsere aufgeklärte Zeiten auf eine so leichte, faßliche, angenehme und bequeme Art gewähren! Da man sonst nur durch Nachdenken und Selbstdenken ein großer Gelehrter und Weltweiser, ja öfters mit Gefahr seiner Gesundheit, werden konnte, so kann man nunmehr, so zu sagen, in Spielen gehen, im Schlafe, ohne Nachtheil der Gesundheit dazu gelangen. — Hervor, ihr unempfindlichen und undankbaren Mitbürger des gelehrten Deutschlandes, richtet den Urhebern dieser Erfindung Denkmäler von Erz und Marmor auf, um ihre Verdienste auf die Nachwelt, und von dar in die Ewigkeit hinüber zu bringen! — Wie lange aber diese Ewigkeit dauren möchte! das ist eine andere Frage? — Ohne Zweifel nicht viel kürzer, als die gemeinen juristischen Verjährungen von 20. bis 30. Jahren! —

3.

Wie es vielen Kunstwörtern widerfahren ist, daß man nehmlich heute zu Tage einen ganz andern Begriff damit verbindet, als ehedem, eben so ist es auch dem Worte Philosophie ergangen. Unsere ehrlichen alten deutschen Vorfahren, wenn sie wieder aufstehen sollten, würden ohne Zweifel nicht wissen, was wir damit sagen wollten. Sonst hießen philosophische Bücher nur solche, die nach einer richtigen Lehrart und logischen Gewißheit von wirklichen

philo-

philosophischen Dingen und Materien geschrieben waren; jetzt verstehet man alle und jede Schriften darunter, sie mögen handeln, von was für einer Materie sie wollen. Aestherik, Poesie, Witz, gelehrte Tändeleyen, Ackerbau, Viehzucht, Handwerker — nichts ist ausgeschlossen, alles ist Philosophie, wenn es nur in einer witzigen, ästhetischen und blendenden Modeschreibart geschrieben ist. Es ist wahr, wir haben dadurch eine gewaltige Menge Philosophen auf einmal erhalten; allein eben das ist ein sicheres Zeichen von unseren verbesserten und aufgeklärten Zeiten, welche der Nachkommenschaft zur erstaunlichen Bewunderung gereichen werden. — Wer hätte es wol vor 20. Jahren noch gedacht, daß auch so gar witzige Einfälle, vermischte Gedanken, Spöttereyen über die Religion und andere gelehrte Schnurren, diesen Ehrennamen erhalten sollten! Gleichwol geschiehet dieses tagtäglich von den Kunstrichtern mit den unverschämtesten Lobsprüchen. Des Voltäre nouveaux melanges philosophiques, sein ingenu, und andere voltärische, argensische und französische Schmierereyen, heißen geschmackvolle, populäre Philosophie; und wer es nicht glauben will, daß auch so gar ein Roman Philosophie seyn kann, der lese des theuren Herrn **Klotzens** kritische Schriften, und unter andern das 20ste St. der Hall. gel. Zeit. 1768. 163. u. ff. SS., wo er von des Herrn **Wielands** Roman: **Geschichte des Agathon**, auf eine übertriebene Art saget, daß der Sitz einer zur Gottheit hinziehenden Philoso-

losophie darinnen enthalten sey; — und im 63sten St. von 1769. macht er gar den Jakobi wegen seiner Winterreise zum Philosophen, weil derselbe hin und wieder einige bekannte und abgeborgte Betrachtungen über die Natur mit eingestreuet hat. — Das heiße ich mir Ausbreitung der Philosophie und glückliche Philosophenschöpfer. Denn dafür muß doch ein jeder unsere kunstrichterischen Herren mit Recht halten. Aus nichts etwas zu machen, verdienet der nicht den Namen eines Schöpfers?

Wahrheit.

I.

Es ist zwar ein altes aber untrügliches Sprüchwort: **wer die Wahrheit geiget, dem schläget man den Bogen auf dem Kopfe entzwey.** — Nichts ist verhaßter als die Wahrheit, besonders, wenn sie die Leidenschaften, eingewurzelte Vorurtheile, und die Handlungen und Grundsätze unserer heutigen so genannten vernünftigen Staatisten, der bösen Kameralisten, Finanziers, dieser Feinde der Freyheit des menschlichen Geschlechts, zu bestreiten suchet. Spott, Lästerung, Schmähung, Verfolgung, Haß, Gefängniß, Todesfurcht, das ist das Gewöhnlichste,

was ein Sittenrichter, ein Wahrheits- und Gerechtigkeitsprediger zu gewarten hat; ja er muß es sich nicht befremden lassen, wenn man ihm so gar den Namen eines Empörers, eines wahnsinnigen, eines gefährlichen Menschen, welcher ausgerottet werden müßte, beyleget. Denn man suchet alles mögliche hervor, einen solchen zu stürzen, zu verdammen, ihm zu schaden, und seine besten Meynungen auf der schlimmsten Seite vorzustellen, auch so gar die Großen wider ihn aufzubringen. Ist es doch selbst dem **großen Moser** nicht besser ergangen. — Und da endlich dieser große Geist durch alle solche Künste, Verläumdungen, Lästerungen und Drohungen von seinem rühmlichen Wege nicht abwendig zu machen war, sondern vielmehr alle abgeschossene Pfeile auf ihn stumpf wurden, und man nun nicht weiter kommen konnte, so wollte man ihn lieber gar zum Herrnhuther und Schwärmer machen, (denn das scheinen bey den despotischen und witzigen Herren gleichlautende Wörter zu seyn) um nur seinen unlautern Endzweck zu erreichen. Allein, was hat alles dieses geholfen? Gewiß weiter nichts, als daß dieser große Mann eben dadurch nur noch größer geworden ist, und die Wahrheit bey verständigen, wahren Christen und Menschenfreunden von Tage zu Tage immer mehr und mehr Eingang gewonnen hat. Ein untrüglicher Beweis, daß die Wahrheit keinen zu Schanden werden läßt, sondern ihre Verehrer und Vertheidiger zu rechter Zeit belohnet. Sie wird zwar eine Zeitlang verdunkelt, aber

ihr Schein ist hernach desto stärker. Wer sollte nicht ihr und ihrem Reize zu Gefallen den Haß der Thoren, der Menschenfeinde eine Zeitlang erdulden!

2.

O, dachte ich bey mir selbst, heißt das ein Herrnhurher seyn, wenn man die Ehre GOttes, die Religion, das Erlösungswerk, die Liebe des Nächsten, die Freyheit des menschlichen Geschlechts, die Gerechtigkeit, die guten Sitten und die **Wahrheit überhaupt** vertheidiget, dagegen aber den Unglauben, das neue Heidenthum, die Religionsspötterey, die Gleichgültigkeit in Glaubenssachen, die Freygeisterey, den Mißbrauch der Gewalt, die Unterdrückung unserer Nebenmenschen, die eingeführte Sklaverey, alte eingewurzelte Vorurtheile, Laster, Thorheiten, unerkannte Sünden und die Lügen bestreitet, wie der **große Moser** thut; **wollte Gott, wir wären auf solche Art alle Herrnhurher!** — Sich bloß des thätigē Christenthums und der Liebe des Nächsten befleißigen; den Krieg und das Soldatenwesen gänzlich verabscheuen; keine Processe, Zänkereyen und Streitigkeiten kennen. — Was für eine glückliche Welt würden wir alsdenn haben, wenn die Menschen überall solche Gesinnungen hätten! — Sind das die so beschrienen schädlichen Leute, über die man bey allen Gelegenheiten Spötterenen und Lästerungen ausschüttet, o! so vergebe es GOtt ihren Feinden und Lästerern! In den

Augen des Weisen, des Menschenfreundes ist gewiß ein einziger rechtschaffener Herrnhuther unendlich edler und größer, als ein ganzes Königreich voll Witzlinge, Spötter, Finanziers und Weltmenschen. — Ein überzeugender Beweis, daß der Wahrheit auch selbst die gegen sie ausgespiehenen Lästerungen zum Lobe gereichen, und solche wider den Willen ihrer Feinde dazu dienen müssen, ihren Glanz nur noch mehr zu erhöhen!

3.

Die Wahrheit hat heutiges Tages nirgends mehr eine bleibende Stätte, am allerwenigsten bey Hofe, wo ihr die Schmeicheley den Weeg gänzlich verhauen hat. So lange, wie sie noch in fremder Tracht, unbekannterweise erscheinet; so lange wie sie noch in spaßhaften oder witzigen Ausdrücken aufgezogen kömmt, so lange wird sie noch einigermaßen geduldet. So bald sie sich aber in ihrer ordentlichen Gestalt und Kleidung zeiget, so bald verstopfet jedermann seine Ohren vor ihr, und sie muß so fort den Stab weiter setzen. Niemand unterstehet sich also mehr, sie an den Höfen einzuführen. Man lässet lieber die Sachen gehen, wie sie wollen. — In vorigen Zeiten gab es noch zweyerley Art Leute, denen es erlaubt war, den Großen die Wahrheit zu sagen, und welche dann und wann noch Gelegenheit hatten, bey den Großen etwas auszurichten, oder einen schlimmen und gefährlichen Vorsatz zu hintertreiben. Das waren die Geistlichen und die so genannten

nannten Hofnarren; welche letztere aber gewiß öf-
ters viel klüger und vernünftiger waren, als unse-
re heutigen größesten Staatsministers. Man ver-
gebe es mir, daß ich diese beiden sonst so sehr ver-
schiedenen Gattungen von Leuten hier zusammen
setze. Es geschiehet, wie ich aufrichtig betheure,
nicht aus Spott; denn die Ehrfurcht gegen den
geistlichen Stand wird mir, wie es ohnedieß ei-
nes jeden rechtschaffenen Christen Schuldigkeit ist,
bis an das Ende meiner Tage heilig bleiben; son-
dern es geschiehet bloß aus Liebe zur Wahrheit.
Diesen, sage ich, wurde es nicht verübelt, wenn
sie sich zuweilen unterfingen, ein Wort zu seiner
Zeit zu reden, und den Herrn von einem bösen
Vorhaben abzurathen; weil die weltlichen Bedien-
ten, aus Furcht auf die Finger geklopft zu wer-
den, sich dergleichen nicht unterstehen durften. —
Allein auch dieses ist vorbey; die Großen wollen
nunmehro von niemanden mehr Vorstellungen an-
hören. Das würde ihre Hoheit erniedrigen. —
Die letzteren, nehmlich die Hofnarren, sind we-
nigstens in der Art lange nicht mehr Mode gewe-
sen, und die Geistlichen werden nunmehr nicht
mehr als ein besonderer Stand, sondern als ande-
re Bedienten und Unterthanen betrachtet, welche
man nach Belieben und bloßer Willkühr ein- und
absetzet, ohne darauf zu sehen, ob man auch hier-
zu Befügniß habe, und ob den Schafen mit einem
solchen Hirten gedienet sey oder nicht? Niemand
darf doch daran zweifeln, daß ein solcher Beruf ein
unmittelbarer und rechtmäßiger Beruf sey. Wie

sollten sich also die Geistlichen erkühnen dürfen, die Wahrheit zu predigen! Will man haben, das weiße Papier sey schwarz, oder diese und jene Verfügung, wenn sie auch noch so unbillig, ungerecht, und so beschaffen ist, daß die Unterthanen die Nachwehen bis auf Kindeskind in allen Gliedern fühlen, sey zum Besten des Landes geschehen. — Gut; — man saget mit Zittern — ja Herr, wie Sie gnädigst befehlen. Ich habe einen starken Schnupfen bekommen, wie der Fuchs in der Fabel. So weit ist es leider! mit dem Despotismus zu unseren Zeiten gekommen! — Was ist nun Wahrheit, oder wo ist die Wahrheit nunmehr noch zu finden? Ich verbitte den Auftrag, sie aufzusuchen.

Treue und Glauben, Friedensschlüsse, Verträge.

I.

Die Worte Treue und Glauben gehören entweder unter die jenigen Ausdrücke die ihre Bedeutung verloren haben, oder womit man zu unseren Zeiten einen ganz andern Begriff verbindet. Bey den meisten scheinen sie wol gar unter die veralteten

Wör-

Wörter gerechnet zu werden, und aus der Mode gekommen zu seyn. In jenen finsteren Zeiten, wo die Bosheit der Menschen die Chikane noch nicht eingeführet hatte, war man nicht gewohnt, bey einer Sache viele Umstände zu machen; man sahe mehr auf einen redlichen Mann, auf einen treuherzigen Handschlag, als auf viele Schreibereyen. Es wurden die größesten Handlungen, Gewerbe und Verträge bloß auf Treue und Glauben geschlossen, und man hielt es wol gar für eine Art von Beleidigung, jemanden eine schriftliche Versicherung abzufordern oder anzubieten. **ein Wort, ein Mann**, galt mehr als jetzt die allerkunstmäßigsten und bündigsten Verschreibungen und Urkunden. Man versprach darum etwas, um es halten zu wollen. — Einfältige Zeiten! — Zu unseren aufgeklärten Zeiten verhält es sich damit ganz anders; man hat, wie in allen Stücken, also auch hierinnen einen feinern Geschmack bekommen. Auf das **halten wollen** kömmt es hierbey gar nicht an. Man stellet bloß darum eine schriftliche Versicherung aus, weil es so Mode ist, und weil man sich vorgenommen hat, etwas zu versprechen, oder weil man sonst dasjenige von dem andern nicht erhalten würde, was man von ihm verlanget. Das Wiedererstatten und die Erfüllung der Zusage verstehet sich allezeit: **nach Beschaffenheit der Umstände**, wenn nehmlich diese die Sache nicht verändern. — Ein jeder ist seiner Worte bester Ausleger. Je weitläuftiger, vollständiger, kunstmäßiger und verklausu-

lirter eine Verschreibung oder ein Vertrag eingerichtet ist, je mehr Formeln und Kautelen darinnen angebracht sind, desto besser für denjenigen, der das Versprechen nicht halten will. Es findet sich immer eine Redensart, die zu seinem Vortheile ausgeleget werden kann, und ihn in den Stand setzet, den andern durch den Weg Rechtens, wo nicht um das Seinige zu bringen, doch ihn methodice so lange aufzuhalten, bis er entweder gar leer ausgehen, oder sein Recht fahren lassen muß. Ich wundere mich recht sehr, daß sich die Menschen, und besonders die Großen, so viel Mühe geben, einen schriftlichen Vertrag zu entwerfen, der doch allezeit, nach Gutbefinden des einen Theils, und nach der heutiges Tages üblichen feinern Auslegungskunst, wieder aufgehoben, oder doch durchlöchert werden kann. Wozu so viele Schreibereyen, die zu nichts helfen? Sie könnten kürzer zu rechte kommen. Ein mündliches Versprechen hat nicht nur eben die Wirkung, sondern ist in gewisser Absicht noch viel besser. Denn ich habe doch allezeit die Eidesdelation noch für mich. Es ist wahr, auch dieses Beweismittel ist zu unseren aufgeklärten Zeiten, wo man kein Sklave von seinen Worten, sondern frey zu denken gewohnt ist, ein sehr mißliches Mittel; allein ich habe doch eben nicht mehr Gefahr dabey, als bey den schriftlichen Versprechen; nehmlich, daß ich um das Meinige komme, oder von dem andern hinter das Licht geführet werde. Der Vortheil aber erwächst mir doch daraus, daß ich durch einen viel kürzern

Weg

Weg dazu gelange, zu wissen, woran ich bin, und noch dazu die Kosten, Mühe, Schreiberey, Aergernuß und Verdruß erspare. — Sollte es also nicht besser gethan seyn, alle schriftliche Versprechungen und Verträge lieber gar abzuschaffen? Mann könnte die Zeit gewiß zu viel nützlicheren Geschäften anwenden.

2.

Doch, was werden die Herren Finanziers, Kameralisten und dergleichen Leute zu diesem Vorschlage sagen? — **Man will den Landesherrn um seine Einkünfte bringen; man will die Gerichtsnutzung, die Stempelkasse — schwächen;** das ist contra interesse principis; das ist ein Staatsverbrechen, inquisitionsmäßig. — Gut — das hätte ich freylich besser bedenken sollen; die Erfahrung lehret immer was Neues. — Ey nun, wenn es so gemeynet ist, so nehme ich meinen Vorschlag wieder zurück, und behalte ihn für mich selber. — Das habe ich in der That noch nicht gewußt, daß es mir nicht erlaubt seyn soll, einen Weg von 2. Stunden in 2. Stunden auf der geraden Straße zurück zu legen, sondern, daß mir vielmehr die Gesetze die Pflicht auflegten, diese Reise durch einen weiten Umweg von vielen Meilen in 48. Stunden zu verrichten; und daß also die Chikane bloß um des interesse principis willen nicht abgeschaffet werden dürfe. — So gehet es, wenn man in der Staatskunst, in dem Herkommen nicht erfahren ist!

3.

In keinem Stücke geben sich wol die Sterblichen mehr Mühe, als in Entwerfung eines Friedensschlusses. Man suchet allemögliche Klauseln und Kautelen hervor, ihn so dauerhaft und eisenfest zu machen, als den katholischen Glauben. Gleichwol ist nichts leichter in der Welt, als die Aufhebung und Vernichtigung desselben, und nichts macht nach unserem heutigen vernünftigen Staats- und Völkerrechte weniger Schwierigkeiten, als Ursachen, gesetzmäßige Ursachen dazu zu finden. — Unsere alten Vorfahren waren viel zu einfältig und zu ehrlich dazu, als daß sie die Vortheile, die daraus entstehen, hätten einsehen sollen. Ihre Ursachen waren zu einförmig. Es mußte ein offenbarer Friedensbruch da seyn, sonst konnte man, ohne Verletzung der Ehre, der Treue und des Glaubens, wie man wähnete, von dem geschlossenen Frieden nicht abgehen. Darüber ist man jetzt schon längst hinaus. Man hat viel mehrere und kürzere Wege, den geschlossenen Frieden, den man ohnedieß nicht in der Absicht geschlossen hat, ihn zu halten, wieder zu zerreissen. — Die Vorfahren können den Nachfolgern nichts vergeben. — Man ist nur Verweser des gemeinen Wesens; also kann von den Ländern nichts veräusert werden. — Die Umstände und die Lage der Länder, die Zeitläufte, welche die Sache verändern, erfordern diesen Schritt. — Es passet sich nicht auf unsere

sere Zeiten. — Man habe einen ganz andern Endzweck dabey gehabt. — Man habe die Sache so und so verstanden; und wenn die Klarheit entgegen ist, so muß es ein Schreibfehler seyn. — Man sey es der von Gott verliehenen Macht schuldig, so und so zu handeln; und dergl. mehr. — Ist es nicht in der That lächerlich, sich auf einen geschlossenen Frieden oder Vertrag was zu Gute zu thun, der, so bald er geschrieben und vollzogen ist, wieder aufgehoben werden kann? Ich bedaure die edle Zeit, Feder, Tinte und Papier, so darauf verwendet werden, und bin überzeuget, daß wir eben so gut dabey fahren würden, wenn wir gar keine Friedensschlüsse mehr errichteten, sondern solche gänzlich abschaffeten, und in statum naturalem zuück kehreten. Müssen wir doch ohnedieß, da das bellum contra omnes wieder eingeführet ist, stets gegen einander seyn. Wozu diese überflüßige, kostbare und arbeitsvolle Ceremonie? — Es ist doch immer besser und sicherer für mich, wenn ich weiß, daß jedermann mein Feind ist, als wenn ich durch die Friedensschlüsse getäuschet, viele für Freunde halte, die meine wirklichen Feinde sind, und davon, zu meinen größesten Schaden, auf eine unvermuthete Art, wiewol zu spät, überführet werde.

Maler

Maler, Bildhauer 2c.

I.

Eben die Klagen, die man mit Recht über die Schaubühne führen muß, daß sie nehmlich nach ihrer jetzigen Verfassung, viel zur Verderbung der christlichen Religion beytrage, indem solche Sachen vorgestellet werden, die sich für einen Christen nicht geziemen, die haben auch leider! bey der Malerey, Bildhauerkunst, und ihres Gleichen Statt. — Die Venus, den Amor, die Furien, Faunen, und andere dergleichen heidnische Fratzen abzubilden, und sich lediglich mit solchen Sachen zu beschäftigen, welche die sinnlichen Empfindungen, die Einbildung und Lüste reizen, das kann so wenig der wahren Religion vortheilhaft als den guten Sitten nützlich seyn. Wie ist die edle Zeit samt den Kosten zu bedauren, welche auf dergleichen unnütze Vorstellungen und Gaukeleyen verschwendet werden! Wie vielen Armen könte man davon Gutes thun, wie viele Gotteshäuser, die aus Mangel der Mittel einstürzen wollen, im baulichen Wesen erhalten! Und was für Nutzen kömmt den endlich aus allen diesen gerühmten Sachen für das Reich der Gelehrsamkeit heraus? Sind die Menschen dadurch etwan gelehrter, weiser,

ser, vernünftiger geworden? Die Erfahrung lehret vielmehr das Gegentheil. Es kann einer ein Erzignorant in den Wissenschaften, und doch ein guter Maler, Bildhauer, oder doch wenigstens ein guter Kenner davon seyn. — Aber, der Geschmack wird doch dadurch gebessert. — Ja, was für ein Geschmack? Ein heidnischer, ein handwerksmäßiger Geschmack. Ein Gelehrter im eigentlichen Verstande kann dergleichen gar wol entbehren. — Wie lächerlich sind nicht die allegorischen Vorstellungen, wo man mit vieler Mühe errathen oder nachschlagen, und auswendig lernen muß, was sie eigentlich bedeuten sollen! Warum schreibt man nicht gerade dabey: dieß soll die Gerechtigkeit, dieß soll die Gelehrsamkeit u. s. w. vorstellen? Wozu so viele Umschweife? Ueberhaupt macht man heutiges Tages zu viel Aufhebens von den Künsten. Die Gelehrten sollten sich schämen, daß sie ihnen so viel Vorzüge einräumen. Wie leichte ist es nicht einem Reichen und Großen, etwas vorzügliches darinnen zu leisten, und sich durch Kunststücke hervor zu thun, wenn er Lust dazu hat, und Geld dazu anwenden will! — Unsere Gelehrten verfallen offenbar ins Handwerksmäßige. Wozu soll es z. B. helfen, wenn Herr Professor Oeser die Schauspielerinn, Jungfer Schulz, als Juliet, wie sie den Schlaftrunk nimmt, ungewiß, ob es Gift sey, malen lässet? Man male doch da für eine zu GOtt seufzende Sünderinn, so wird man seinem Endzwecke, als ein Christ, gemäßer handeln. Allein das hieße, nach der Sprache dieser

ser Herren, den Geschmack verderben. Denn die christliche Religion ist ja nicht nach dem neuesten Geschmack. — Wie ist es möglich, daß ein Mensch, der doch ein Christ seyn will, sich bey dem Anblick eines solchen Gemäldes der Thränen nicht enthalten, und doch vor dem Bildniß unsers Erlösers unachtsam und ungerührt vorüber gehen kann! — In solchen erleuchteten Zeiten leben wir! — Cui bono? sollte man von Rechtswegen unter jedes solches Gemälde schreiben, wie es letzthin mein Aristarch in einer großen Bildergallerie machte. —

2.

Der **übertriebenen Liebe zu den alten Griechen und Römern** ist es unstreitig zuzuschreiben, daß sich unsere Gelehrten so gerne mit **dergleichen Sachen** beschäftigen, und solche in die heutige Gelehrsamkeit so häufig einmischen, **die sich so wenig für unsere Zeiten, als für unsere Sitten schicken.** Alles was die Alten geschrieben, oder ihre Künstler hinterlassen haben, es mag beschaffen seyn, wie es will; wird bewundert und nachgeahmt; und wer so, wie die Alten schreibt, denkt und handelt, der schreibt, denkt, und handelt recht. Man untersuchet aber nicht, ob es sich auch mit unseren jetzigen Umständen und Begriffen zusammen reime oder nicht. Man ist nun einmal in das Alterthum so vernarret, daß alles und jedes, was sich davon herschreibt, gut seyn muß. — **Er kenner die Alten**, das ist:

er

er ist ein Mann von Geschmack; so lautet der gewöhnliche Ton, wenn man einen loben will. — Eben so verhält es sich auch mit den alten Malereyen, Bildsäulen, und anderen Werken der Kunst. Alles, was uns davon übrig geblieben ist, wird bis in den Himmel erhoben; und wer es nicht mit loben will, der ist ein elender Mensch, ein seichter Kopf, ein fades Genie. Ist das Stück gleich ganz mittelmäßig, oder wol gar schlecht, so, daß man es nicht allerdings verläugnen kann, so muß doch die edle Einfalt der Natur, wie sie sprechen, bewundert werden. Freylich, öfters mehr denn zu natürlich, da sich die Alten kein Gewissen daraus machten, auch so gar diejenigen Glieder des Leibes, die die Schamhaftigkeit verdeckt wissen will, auf Gemälden, Bildern — öffentlich darzustellen. Zu unseren Zeiten würde ein solcher Künstler ein Schweinigel genennet werden, und das mit Recht; allein ein Alter kann dieses thun ohne ein Schweinigel zu seyn. — Immerhin könnte man diesen Verehrern des Alterthums ihre Freude, ihre Entzückung gönnen, **wenn nur nicht die Sache der Religion darunter leiden müßte.** — Unsere Maler, Bildhauer — ahmen durchgängig die Alten nach, und nehmen also fast mehrentheils den Stoff aus dem Heidenthum, heidnische Götter und andere heidnische Frazen; da sie von Rechtswegen nur christliche Gegenstände malen sollten. Unmöglich kann dieses der Religion vortheilhaft seyn, eben so wenig, als wenn uns die Dichter beständig von den Mu-

sen,

sen, den heidnischen Gottheiten, Fabeln und anderen mythologischen Schnurren und Ausdrücken etwas vorleyern! So wenig es aber einem christlichen Dichter anstehet, heidnische Sachen und Redensarten in seine Gedichte zu mengen; wie dieses von unterschiedlichen, und besonders von dem Herrn Johann Daniel **Müller** (*) unläugbar dargethan worden, eben so wenig stehet es auch einem christlichen Maler, Bildhauer — frey, dieses zu thun. Man mag immerhin dawider einwenden, daß es nur allegorische Vorstellungen seyn; daß es nur im Scherze und nicht im Ernste gemeynet sey, und dergleichen mehr. — Auch dieses sind keine ehehaften Entschuldigungen. Denn unser GOtt läßt nicht mit sich scherzen. — Es ist unerlaubt; es ist eine Versündigung wider GOtt und die heilige Dreyfaltigkeit; man beschönige die Sache wie man will; ja es ist noch dazu eine wirkliche Art von Wahnwitz. — Man stelle sich einmal vor, was die alten heidnischen Griechen und Römer würden dazu gesaget haben, wenn sich einer ihrer Maler, Bildhauer ꝛc. unterstanden hätte, das Erlösungswerk oder andere Gegenstände aus der christlichen Religion abzubilden? Der Name eines Wahnwitzigen würde gewiß noch das wenigste gewesen seyn, woferne er nicht

(*) In den vernünftigen Gedanken über die Anrufung der Musen ꝛc. Frankf. und Leipz. 1746. wie auch in der bestätigten Thorheit der Anrufung der Musen ꝛc. Frankf. am M. 1748.

nicht gar gesteiniget worden wäre. — Diese alten Völker waren überzeuget, daß es unschicklich, unerlaubt und wider ihre Religion sey, Gegenstände aus anderen Religionen auf Bildern vorzustellen. Da wir alles billigen, was sich von ihnen herschreibt, warum ahmen wir sie auch nicht in diesem Stücke nach? Will man sich denn mit Willen von ihnen beschämen lassen? —

3.

Das ist nun die Malerey und Bildhauerkunst von der Seite betrachtet, wo sich das Unerlaubte und einem Christen Unanständige zeiget. Womit soll man aber dasjenige Beginnen benennen, wenn diese Künstler so gar **solche Sachen vorstellen, die nicht einmal im Reiche der Möglichkeit geschweige im Reiche der Natur vorhanden sind**: z. B. Centauren, Schlangen und Menschen mit vielen Köpfen und dergleichen. — Den Alten war dieses nicht zu verdenken; sie wußten selbst, daß ihre Religion fabelhaft war; sie durften also nicht gerade mit der Sprache heraus gehen; sondern sie mußten nach ihren einmal angenommenen Grundsätzen dem Volke ein Blendwerk vormachen, wohinter sie ihre Geheimnisse verbergen konnten. Sie ersonnen sich daher dergleichen allegorische Bilder, wodurch sie diesen oder jenen Begriff, Lehrsatz, — den sie nicht deutlich anzeigen konnten, zu erkennen geben wollten, um ihrer Religion den Schein einer geheimnißvollen Religion zu geben, und die Leute in Ehrfurcht gegen sie zu erhalten. Diese allegorischen

Bilder gingen endlich durch Gewohnheit in die Geschichte und andere Wissenschaften über. Die Alten waren also in solcher Absicht zu entschuldigen. — Aber, was haben wir für Entschuldigung? Keine, als weil es so Mode unter den Gelehrten ist. — Man nenne diese Mode lächerlich, ungereimt, wahnwitzig; sie verdienet es gewiß. Denn derjenige verfällt unstreitig ins Lächerliche, Ungereimte und Wahnwitzige, der sich muthwillig aus dem Reiche der Natur in das Reich der Phantasie und Unmöglichkeit versetzet.

Jagd.

1.

Die Thiere sind dem Menschen allerdings zum Nutzen, zum Gebrauch zur Speise erschaffen. Ist dieses andem, und wer zweifelt daran? so stehet ihm auch frey, sie zu tödten. Ja es ist ihm erlaubt, aber er darf sie nicht quälen, sondern er muß sie auf die kürzeste Art vom Leben zum Tode bringen. Die Kreatur seufzet sonst zu GOtt, und der Schöpfer aller Dinge kann unmöglich den Mißbrauch des Geschöpfs mit gleichgültigen Augen ansehen. Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes. (*) Wer aber

(*) Sprüchw. Salom. 12. 10.

aber dieses nicht thut, der verdienet den Namen eines Grausamen. Es ist daher alle Unbarmherzigkeit, die an unvernünftigen zahmen oder wilden Thieren an Hetzen, Prellen, und hartes Schlagen ausgeübet wird, eine Grausamkeit, die eine schwere Verantwortung bey dem Schöpfer dieser gemißhandelten Geschöpfe, der sich aller seiner Werke erbarmet, nach sich ziehen wird. (*) Merket euch dieß, ihr Großen der Erden, ihr gewaltigen Jäger, ihr Liebhaber der so genannten Parforce- oder Hetz- und Hirschjagd! Glaubet nicht, daß dieß eine so geringe, so willkührliche Sache sey, oder daß euch GOtt diese unsinnige Wut, dieses unnatürliche und unmenschliche Vergnügen, wovor die Natur selbst ein Grauen hat, so ungestraft hingehen lassen werde. Kömmt die Strafe nicht gleich in der Zeitlichkeit, desto schrecklicher ist für euch die Ewigkeit. — Nichts ist dem höchsten Wesen so mißfällig, als die Wut wider seine Kreatur, und der Mißbrauch derselben. Die Rache bleibt gewiß nicht aus. — Wachet einmal auf von eurem trunkenen Schlummer; beschauet euch in dem Spiegel des göttlichen Wortes, und des natürlichen Rechts, und sehet denn die Abscheulichkeit dieses Vergnügens, welches die Decke der Vorurtheile bishero vor euch verhüllet hat. Habet ihr noch einige Funken von menschlichen Em-

(*) Rambachs evangelische Betrachtungen, 901. S. nach der 2ten Aufl. Halle 1731.

pfindungen, so höret auf, GOtt zu beleidigen, und entfliehet der Rache, die stets vor der Thüre ist!

2.

Zu spät mir dieser veralteten Sittenlehre, ruft mir der Freygeist, der Weltmensch, der Schmeichler kühn entgegen! Sie gehöret nicht in unser Jahrhundert; ihr hättet einige Jahrhunderte eher damit kommen sollen! Euer Recht der Natur ist jetzt nicht mehr Mode! Eure Sittenlehre schmeckt nach der Kanzel, nach dem Predigerstil! **Den Großen ist alles erlaubt.** Es gelten keine andere Gesetze mehr, als die sie selbst geben, und daran sind sie nicht gebunden! Ihr sprechet zu katonisch, zu milzsüchtig. Die Jagd, die Parforcejagd ist eine königliche, fürstliche Lust, welche ihr nach euren Vorurtheilen nicht einsehen könnet. Wer wird den Großen das verwehren wollen? Ihr seyd kein Hofmann, kein Politikus. Ja ihr. — Hilf Himmel! Dieser Machtspruch macht mich bey nahe zittern. Gut, mein Herr! ich nehme meine Sittenlehre zurück. — Mit der Bibel hätte ich freylich zu Hause bleiben sollen; die schickt sich für den Hof nicht. — Aber höret doch. — Ich habe einmal die Lehre gelesen: **was man in der Kürze haben kann, das dürfe man nicht durch Umschweife zu erlangen suchen**; oder, es sey thöricht, dasjenige mit großen Kosten zu verrichten, was man ohne Mühe mit wenigen haben kann. — Wollet ihr ja einen Hasen, ein Reh, ein Schwein, einen Hirsch haben, lasset ihn

ihn schießen; wie wenige Mühe ist das! Wozu sollen alle die Anstalten von Pferden, Hunden, Jägern, Jagdgenossen? Ist es nicht eine offenbare Thorheit, auf so geringe und nichtswürdige Dinge, die man durch viel kürzere Wege haben kann, so viele Kosten zu verwenden? und ist es nicht unsinnig, ja gar tyrannisch, um eines elenden Hasen oder Hirsches willen so viele Hunde, Pferde, und andere Kreaturen, ja wohl gar Menschen aufzuopfern?

3.

Man nehme einmal einen Menschen, der sein Lebtage noch nichts von einer solchen Jagd gehöret hat; wird er nicht denken, was das für eine große Feyerlichkeit oder Unternehmung seyn müsse? Man erkläre ihm aber, was der Endzweck dieser so zahlreichen Gesellschaft und kostbaren Zurüstung sey, man sage ihm, daß sie weiter nichts, als einen Hasen oder Hirsch tödten wollen. Was wird dieser nun denken? Gewiß nichts anders, als daß die Gesellschaft aus thörichten oder unsinnigen Leuten bestehen müsse, von welchen er sich Gefahr zu befürchten habe. Er wird seinen Begleiter bitten, ihn von diesen gefährlichen Orte wegzubringen. Gesetzt, der Begleiter wendet alle Rednerkünste an, ihn eines andern zu überführen; er wird ihm schwerlich Glauben beymessen. Und, die rechte Wahrheit zu sagen, wer kann es ihm auch verdenken, wenn man sich von allen Vorurtheilen abziehet, und die Moralität dieser

ser thörichten und unsinnigen Lust genau untersuchet?

4.

Ich läugne es nicht, ich bin immer etwas ungläubig, wenn man von unseren jetzigen aufgeklärten Zeiten so viel prediget. Aufgeklärte Zeiten setzen auch vernünftige, edele und christliche Handlungen voraus. — Gehöret denn etwan die Jagd, dieses würtherische Vergnügen, auch mit zu den edeln und christlichen Handlungen? Ich denke immer noch, daß sie ein Ueberbleibsel aus jenen alten barbarischen Jahrhunderten seyn werde, wo man gute Sitten und löbliche Thaten noch nicht kannte, und sich die Zeit mit nichts als mit dem Kriege oder der Jagd zu vertreiben wußte. — Wir sollten uns schämen, solchen Unrath aus jenen finstern Zeiten beyzubehalten, welcher uns in den Augen der Weisen, des Menschenfreundes zu Barbaren macht. — Höret auf, ihr Großen, euch mit solchen unedeln Handlungen zu besudeln; da ihr zu weit edleren bestimmet seyd!

5.

Es würde unbillig seyn, irgend ein Handwerk oder eine Kunst, so geringfügig und so schlecht sie auch ist, zu verachten; denn es müssen allerhand Arten derselben seyn. Jedwedes gehört mit zu Erhaltung des gemeinen Wesens, und führet seinen wirklichen verhältniß-

mäßi-

mäßigen Nutzen mit sich. Allein es ist doch nicht zu läugnen, daß eines immer angenehmer und reinlicher sey, als das andere; und daß man öfters gegen das eine mehr Abneigung habe, als gegen das andere. Denn ein Schneider, Glaser, Posamentirer, Buchbinder ꝛc. ist gewiß nicht so schmutzig, als ein Essenfeger, Metzger, Schlächter oder Fleischer. Wer wird in solcher Rücksicht nicht die ersteren vorziehen? Ein Schlächter oder Fleischer ist derjenige, so das Vieh schlachtet oder tödtet. Nach dem eigentlichen Begriffe und Moralität der Sache ist es ohne jedoch die löbliche Jägerkunst, für welche ich in concreto betrachtet, alle gebührende Achtung habe, im geringsten zu verachten und zu beleidigen, in abstracto einerley, ich schlachte zahmes oder wildes Vieh, ob man gleich einen Unterschied darunter machen will. Und wenn dem auch so wäre, so hat das zahme doch noch immer den Rang vor dem wilden Vieh. Der Begriff des Wilden muß dem Begriff des Zahmen nothwendig nachstehen. Es ist auch gleich viel, die Art der Tödtung mag beschaffen seyn, wie sie will; ich schlage das Vieh todt, ich schlachte es mit dem Messer, mit dem Beile, oder ich hetze oder schieße es todt. Doch das Schießen möchte noch hingehen, wenn nur das Hetzen nicht wäre. — Ein Jagdhund hat darum den Rang noch nicht vor dem Fleischerhunde. Einer, der Wild tödtet, thut eben das, was ein Fleischer, Schlächter thut. — Was thut also ein Großer, der sich mit der Jagd, besonders mit der Hetz-

und Parforcejagd, beschäftiget? Die Frage beantwortet sich von selbst. Kann ihm das wol eine Ehre seyn, sich einem Handwerker, und zwar dem allerschmutzigsten, gleich zu stellen? Mit nichten. Er erniedriget seinen Stand, und entziehet sich dadurch einen großen Theil der Ehrfurcht, die die Menschen einem so erhabenen Stande schuldig sind. — Bedenket ihr Großen nicht, daß ihr Götter der Erden, und keinesweges zu solchen niedrigen, sondern zu weit edleren Beschäftigungen von der Vorsicht bestimmet seyd? Schlimm genug, daß ihr nichts anders gelernet habt, und euch die Zeit mit nichts Besserem zu vertreiben wisset. Schlechte Entschuldigung. — Wie edel und erhaben denkt in diesem Stücke nicht ein **großer Friederich in Preußen**! Vergöttert ihr diesen in so vielen Fällen, warum folget ihr ihm hierinn nicht nach?

Handel und Wandel.

I.

Man sagt im Sprichworte: **wenn von einer Sache am meisten gesprochen und geschrieben wird, so wird sie mehrentheils am schlechtesten ausgeübt.** Nichts passet sich in Ansehung der Handlung besser auf unsere Zeiten, als dieses. Man spricht und

schreibt

schreibt von nichts, als von Aufhelfung und Beförderung der Handlung, und gleichwol ist es zu keiner Zeit schlechter damit bestellet gewesen, als jetzo. Man will den Endzweck und benimmt doch die Mittel dazu. Heißt das nicht thöricht, und offenbar dem eigenen Endzweck widerstreben? Lasset einem jeden seine Freyheit im Handel und Wandel, wie, wo, wohin, und womit er will, so wird sich die Handlung von selbst wieder aufnehmen, ohne daß man nöthig hat, so viele Zeit auf das Bücher schreiben und Drucken zu verwenden, und so viel unnützes Papier zu verderben. Alles dieses dienet gewiß zu nichts anders, als der Welt auf eine kurze Zeit einen blauen Dunst vorzumachen, welcher doch so gleich verschwindet, wenn man nur die Wirkungen dieser gerühmten Vorsorge ein wenig untersuchet. Die vielen Projektmacher, Kameralisten, Finanziers und andres Geschmeiß machen es in der That nicht aus; denn das sind eben diejenigen, welche man als die Ursache von dem Verfalle der Handlung anzusehen hat. Jaget diese zum Lande hinaus, und lasset den Titel **Plus** aus dem so genannten Etat, so wird es bald anders werden.

2.

Freyheit ist die Seele der Handlung; wo die erstere nicht ist, kann die letztere nimmermehr empor kommen. Setzet in jeder Stadt ein Commercien-Collegium nieder; grabet immer einen Fluß mit dem andern zusammen; machet al-

le Bäche schiffbar; leget Banken, Wechselstädte, Handlungsgesellschaften und Oktroyen an; ziehet Bilancen; machet Veranstaltungen, wie ihr wollet. — Gut, die Nachwelt wird betrogen, wenn sie dermaleinst so viele Schriften von der gerühmten vortheilhaften Lage unserer jetzigen Handlung lesen wird. Das ist aber auch alles. — Einbildung, aber keine Wirklichkeit. Auf dem Papiere und auf den Lippen, aber nicht in der That. — Sind das die Früchte von jenen gerühmten Veranstaltungen? — Die Welt will betrogen seyn, aber nur nicht in dem Beutel. Kömmt die Empfindung erst in diesen, so höret der starke Glauben gegen unsere gerühmten nahrhaften Zeiten bald auf. — Alle Bilancen und Ausrechnungen sind überflüßig.

3.

Freyheit im Handel und Wandel kann gar nicht gedacht werden, wo man nicht die großen Abgaben auf die Waaren entweder abschaffet, oder doch vermindert. — Nichts ist also thörichter, als im Ernste glauben, die Handlung empor zu bringen, und doch täglich auf neue Abgaben und Auflagen auf Handel und Gewerbe sinnen. Heißt das nicht offenbar seinem eigenen Endzwecke, wenn es anders der wahre ist, widerstreben?

4.

Darinn bestehet aber die vornehmste Freyheit im Handel und Wandel, wenn man

man die Waaren holen, absetzen, und verkaufen kann, wenn, wo, wie, und wohin man will. Eine Befügniß, welche ohne dieß einem jeden das Recht der Natur, wobey jedermann geschützet werden muß, schon gewähret, und welche selbst aus der Natur und dem Wesen des Handels, welcher einen freyen Willen voraussetzet, herfließet. Wie kann dieses aber geschehen, wenn man Monopolien oder Zwangshandlungen anrichtet, und die Leute zwinget, die Waaren nirgend anders, als daselbst zu nehmen, oder wenigstens nicht ausser Landes zu holen? Die Folge ist leicht einzusehen. Der Monopolist muß starke Abgaben oder Pacht bezahlen; er kann also die Waaren nicht so wolfeil verlassen, als andere. Der Käufer, oder der einheimische Handelsmann, welcher davon leben soll, muß es wieder so machen; er muß die Waaren aufsetzen. Hierdurch gehet der Handel mit den auswärtigen verloren. Der Unterthan nur leidet allezeit darunter. Denn er muß sie theuer bezahlen. Ueberdieß bekömmt er schlechtere Waare, als bey den Ausländern. Und dieses gehet wieder ganz natürlich zu. Eines Theils muß der Monopolist, oder Fabrikant die Stoffe zu Verfertigung der einheimischen Waaren erst mit großen Kosten auswärtig herholen. Folglich können sie auch nicht so wolfeil verlassen werden, als bey den Auswärtigen, oder er muß sie schlechter machen. Andern Theils aber wird er oder der Handelsmann wol kein Thor seyn, sich auf tüchtige Waaren zu befleißigen, da er ja weiß, daß die

Unter-

Unterthanen dergleichen nirgends anders kaufen dürfen, als bey ihm, und er sie also nothwendig los werden muß, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. — Wie kann auf solche Art wol an Aufhelfung der Handlung gedacht, oder gesaget werden, daß für die Unterthanen gesorget werde? — Schlechter, eingebildeter Vortheil, welcher nur eine Zeitlang die Schatzkammern füllet, das Land aber nach und nach entkräftet! Ist das der Endzweck und der Nutzen eurer gerühmten Vorschläge, ihr weisen Kameralisten, Finanziers! O! so mag ich die übrigen nicht wissen!

5.

Wenn man alle die Verordnungen und Schriften lieset, die zu unseren Zeiten wegen Aufhelfung der Handlung und Verbesserung der Nahrung heraus kommen, so sollte man nicht anders glauben, als daß die Großen, oder vielmehr ihre Ministers, mit Leib und Seele für das Wohl ihrer Unterthanen und Nebenmenschen besorget wären. Und wenn man die Lobeserhebungen dazu lieset, die ihnen von den Schriftstellern und schmeichelnden Kunstrichtern beygeleget werden, wer sollte nicht in der Entzückung ausrufen: glückseliges Land, das solche Beherrscher, solche Ministers hat! Herbey, herbey ihr Menschenkinder! richtet diesen Wohlthätern des menschlichen Geschlechts Ehrensäulen und dauerhafte Denkmäler auf; traget ihre Verdienste durch Lobschriften auf die Nachwelt über; damit

ihre

ihre Namen in dem Tempel des ewigen Nachruhms angeschrieben werden! streuet Weihrauch, opfert! — ja es fehlet nicht daran; aber — Haltet ein, sagt der Weise, der Menschenfreund, reisset diese Denkmäler wieder nieder; sparet den Weihrauch für würdigere! Hier ist das Bild dieser vermeyntlichen Wolthäter. — Was erblicke ich? Nichts als Eigennutz, Habsucht, Geiz, Verstellung, Schmeicheley. — Nicht um euret willen, ihr Menschenkinder! geschehen diese Bemühungen und Veranstaltungen; nein, nur deswegen, damit man die Einkünfte vermehren, die Schatzkammern füllen, und mit mehrern Nachdrucke Krieg führen könne. — Die Großen, und ihre Ministers müssen der Welt in der That wenig Einsichten zutrauen, wenn sie dafür halten, als ob diese versteckten Absichten, die nur auf eine kurze Zeit verborgen sind, nicht endlich gemerket werden sollten. Es gehöret in der That wenig Verstand dazu, dieses einzusehen. — Saget doch nur gerade heraus: ihr wollet mehr Geld, mehr Steuern und Gaben haben. Wozu helfen denn solche Umschweife? Die Welt glaubet euren gerühmten guten Absichten doch nicht mehr; weil sie so oft getäuschet, und durch die Erfahrung im Beutel eines andern überführet worden.

Schmei-

Schmeicheley.

I.

Nichts ist den Großen gefährlicher, als die Schmeicheley. Diese verbirgt ihnen allezeit die Wahrheit und die Gebrechen des Landes. — Gleichwol wird an den Höfen nichts mehr getrieben, als dieses Laster. — Wenn die Schmeicheley noch einigen Schein hat, und einem Dritten unschädlich ist — wolan, man läßet sie um der menschlichen Schwachheit willen hingehen. Allein offenbare Unwahrheiten und Dinge zu loben, die auch nicht einmal einen Schein haben, oder die einem Unschuldigen zum Schaden gereichen können, dieses ist an Niemanden, geschweige denn an einem Gelehrten, der seine Erkänntnißkräfte vor anderen ausgebauet haben will, zu ertragen. — Ihr Dichter, ihr Redner, ihr Schöndenker, wenn ihr ja schmeicheln wollet, **so lobet doch nur dasjenige nicht, was einer selbst nicht seyn will**, wo ihr euch nicht als Lügner vor der ganzen Welt öffentlich darstellen wollet. Wenn Herr R. **, dieser berüchtigte R. **, der in allen seinen Schriften so viel Abneigung gegen die Schmeicheley, oder vielmehr gegen die Höflichkeit heget, und gerade das Gegentheil, nehmlich Grobheiten und Anzüglichkeiten

ren ausübet, seinen Landesherrn als einen Beschützer der Freyheit des menschlichen Geschlechts rühmet, so muß er entweder an dessen Grundsätze nicht gedacht, oder sich um die Verfassung seines Landes sehr schlecht bekümmert haben, sonst hätte er leicht einsehen können, daß eine solche Schmeicheley bey einem Staate, wo die Sklaverey das erste Grundgesetz ist, dem alle und jede von dem ärmsten Taglöhner bis auf den Minister und Prinzen unterworfen sind, schlecht angebracht sey. Konnte er denn nicht andere erhabene Eigenschaften an diesem großen Regenten finden? Konnte er ihn nicht als einen großen Geist, einen Held, einen guten Wirth, einen Beförderer der Gelehrsamkeit und dergleichen loben? Mußte er denn eben auf dasjenige verfallen, was dieser große Geist selbst nicht seyn will, oder, vermöge der einmal festgesetzten Grundsätze nicht seyn kann? Gewiß er hätte keine schlechtere Wahl treffen können, und wenn er ihn gleich als einen Beförderer und Beschützer der christlichen Religion gelobt hätte!

2.

Kein Laster ist zu unseren Zeiten so gewöhnlich, als die Schmeicheley. Kein Laster ist aber auch von gefährlicheren und schlimmeren Folgen, als eben dasselbe. Es macht einen Tyrañen zum guten und löblichen Regenten, einen Menschenfeind zum Helden, einen Religionsverächter zum Beschützer derselben, einen Unglaubigen zu einem Mann von Talenten, ei-

nen

nen Thoren zum Weisen, einen Niederträchtigen zum Großmüthigen, einen Witzling oder Geck zum großen Gelehrten — und dergleichen mehr, und gleichwol bleiben diese alle, der Sache nach, was sie gewesen sind. — Alle übrigen Laster werden selbst von demjenigen erkannt, oder doch wenigstens nicht ganz verkannt, der sie begehet, geschweige von demjenigen, an dem sie begangen werden. Hier aber ist das Gegentheil. Der Tyrann glaubt wirklich, er sey ein guter Regent, und der Geck, er sey ein Gelehrter, u. s. w. Darum hält es sehr schwer, dieses Laster auszurotten. Alle andere Laster lassen sich fast immer in ihrer natürlichen Gestalt sehen; allein dieses erscheinet allezeit in dem Gewande aller möglichen Tugenden, je nachdem die Neigungen der Gönner beschaffen sind. Was Wunder also, wenn dieses Laster so allgemein und von so weiten Umfange ist, die Wirkungē aber desto schädlicher und gefährlicher sind, weil man selten die Ursachen davon erforschen kan. — Ihr Grossen, ihr Gönner! wollet ihr mit eigenen Augen sehen lernen, erforschet die Schmeichler, verbannet sie von euch; anders könnet ihr diesen Endzweck nicht erreichen, noch weniger zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen.

2.

Ja, saget mancher Großer, es ist gar leichte dieses zu sprechen und zu schreiben, aber sehr schwer, und wol gar unmöglich, es ins Werk zu setzen. Man muß sich auf die

Treus

Treue seiner Diener verlassen, so lange man kein Zeichen einiger Untreue spüret. Wie soll mans aber anfangen, zu wissen, welcher Diener es treulich und redlich meynet, oder welcher ein Schmeichler und Heuchler ist? Das ist unmöglich; denn man kann niemanden ins Herz sehen. — Und ich sage euch: nichts ist leichter, als dieses. Ihr dürfet nur — Doch, nein — wie wol ist mir, daß das Wort noch nicht heraus war! — Ich besinne mich eben — es ist **ein geheimes Mittel**, welches ich nicht öffentlich bekannt machen darf. Ich erbiete mich aber, es einem jeden Grossen ins Geheim mündlich zu eröfnen, wenn er mir heilig angelobet, es niemanden weiter zu entdecken. — Das ist alles, was ich jetzt davon sagen kann. — Prüfet inzwischen eure Neigungen! —

4.

Die Schmeicheley zu unseren Tagen ist Schuld daran, daß unsere Nachkommen die wirklichen und wahren Verdienste, oder den eigentlichen Charakter eines Grossen, eines Helden, eines gelehrten und berühmten Mannes — niemals recht erfahren, sondern, wenn sie die Lobschriften lesen, allezeit werden betrogen werden. — Dieses Laster ist nun einmal recht zur ansteckenden Krankheit geworden — man schmeichelt so gar ohne Endzweck, ohne einen Vortheil davon zu hoffen. — Die Schmeicheley, thätiger Weise betrachtet, erstre-

cket sich von dem Allergeringsten bis zum Allerhöchsten. An der Lobrede auf den Prinz Heinrich, einen Seitenenkel des jetzigen Königes in Preußen, haben wir hiervon ein gar merkwürdiges Beyspiel. — Geschiehet dieses aber von den Großen, was werden die Niederen nicht thun! —

5.

Alles, was die Großen thun und verrichten, ist weise, herrlich, unnachahmlich, **und alle ihre Unternehmungen**, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, **werden ohne Unterschied bis in den Himmel erhoben**; besonders, wenn sie sich selbst als Schriftsteller zeigen. Ob man Grund dazu habe oder nicht, darum läßt man sich unbekümmert; man will mit sehenden Augen blind seyn. Was für ein übertriebenes Lob ist es z. B. nicht, was der theure Herr **Klotz** (*) der vorgedachten Lobrede auf den Prinz Heinrich beyleget! — Nichts als Spuren eines göttlichen, schöpferischen und unnachahmlichen Geistes. — Man betrachte aber einmal die Sache ohne Vorurtheil, ohne Schmeicheley, ohne Ansehen der Person. — Eine Schrift von lauter Deklamationen, mit zusammen gelesenen und gehäuften schönen poetischen Redensarten ausgeschmückt, ohne ein eigentliches Thema oder einen Satz abzuhandeln. — Soll das eine Rede seyn, so muß man jetzt

(*) In dem 18. St. der Hall. gel. Zeit. 1768. 139. und 140. S.

setzt einen andern Begriff von einer Rede haben, als wie man ehemals in den Schulen lehrete. — Unsere Nachkommen werden sich gewiß eine besondere Vorstellung von der Gelehrsamkeit unserer Zeiten machen! —

Gesittete Zeiten und Völker.

I.

Die Zeiten an sich bleiben zwar immer einerley; allein die Menschen und ihre Sitten verändern sich. Jedermann spricht heutiges Tages von unseren aufgeklärten Zeiten, und den meisten sind diese Worte so geläufig, als einem alten versüchten Kriegesknecht das hol' mich der T.*; allein die wenigsten verbinden einen rechten Begriff damit, und solcher Ausdruck scheinet mehr sprüchwortweise, als im eigentlichen Verstande genommen zu werden. — **Worinn bestehen nun aber unsere jetzigen aufgeklärten Zeiten?** Nichts ist leichter, als diese Frage zu beantworten. — Man halte sie gegen die vorigen zusammen, und nehme das heraus, was die vorigen nicht hatten. — Sehet hier dasjenige, was wir vor jenen zum voraus haben. Uebr die Vorurtheile der Religion und über Sklaverey der Gesetze hinweg zu seyn; zu glauben und zu han-

deln, was uns gut dünkt, auser in Sachen, die das Interesse des Staats und die Politik angehen; die Kunst zu schmeicheln und zu verstellen, auf das Höchste getrieben zu haben; die Kunst, den Geringen ihr Vermögen, durch Erfindung listiger Anschläge und neuer Auflagen, aus dem Leben zu pressen; die Kunst, alle Verträge, alle Friedensschlüsse, durch das Recht der Wohlgefälligkeit, oder durch Vorschützung der veränderten Umstände, auf eine feine Art ungültig zu machen, und seinen Gegner durch 100000. Zeugen seines Irrthums zu überführen; die Kunst zu peinigen, zu quälen, und zu tödten, auf das Höchste gebracht zu haben, und überall zügellos und ungebunden zu verfahren; die Kunst — Doch Materialien genug, um daraus eine richtige Definition der aufgeklärten Zeiten zu bilden!

2.

Wer es nicht glauben will, daß wir in aufgeklärten Zeiten leben, der betrachte nur unsere jetzige Art, Krieg zu führen. Wie einfältig und ungesittet gieng es nicht in vorigen Zeiten her, und wie fein verfährt man dagegen nicht in den jetzigen Zeiten! Was für Umstände wurden nicht in vorigen Zeiten gemacht, ehe es zum Kriege kam! Man forderte erstlich wegen der relittenen Beleidigungē von seinem Gegner Gnugthuung; man hielt wol gar vorher gütliche Zusammenkünfte; man gebrauchte Schiedsrichter; weñ das nichts helfen wollte, so drohete man gerade zu, daß

daß man sich selbst Recht verschaffen würde; man warb Soldaten, man rüstete sich zum Kriege; man kündigte den Krieg an; man stellete die Ursachen öffentlich dar, und, nach allen diesen weitschweifigen Ceremonien, nahmen endlich die Feindseligkeiten ihren Anfang. Der Gegentheil hatte unterdessen Zeit, sich in gleiche Verfassung zu setzen. Dadurch geschahe es, daß der Angreifende öfters seines Zwecks verfehlete, und dennoch viel Blut vergossen wurde. Ueber solche Umstände ist man heute zu Tage hinweg. Man ist zu Friedenszeiten beständig schon gerüstet; man bricht los, wenn es uns gut dünkt; man gehet in ein Land mit einem mächtigen Kriegesheere, ohne zu sagen, ob man als Feind oder Freund komme? Es geschiehet zum Besten des Landes, und man nimmt selbiges nur so lange in Depot, bis sich die Zeiten und Umstände geändert haben werdē. Man schlägt die Leute eben nicht todt; man lässet sie aber von anderen, und, zu Beruhigung seines eigenen zärtlichen Gewissens, wol von ihren eigenen Freunden und Landsleuten todt schlagen; man nutzet das Depot redlich, so gut man kann, und man gibt es nicht eher wieder, bis man entweder muß, oder bis es gänzlich abgenutzet ist. Man sage nicht, daß dieses mit der Lehre von der Verwahrniß nicht bestehen könne; über solche Schulgrillen ist man heutiges Tages schon längst hinaus. Bleibt doch der Grund und Boden. — Wer würde auch von einem solchen freundschaftlichen Nutznießer Rech-

nung verlangen, das wäre wider alle Staatspolitik! —

3.

Daß wir allerdings in gesitteten Zeiten, und unter gesitteten Völkern leben, davon haben wir viele Beyspiele aus dem letztern Kriege kennen gelernet. Wer wußte sonst etwas davon, daß man ganze Länder in Depot nehmen, mit Kriege überziehen, den Landsherrn von Land und Leuten verdringen, Brandschatzungen ausschreiben, die Unterthanen mit Gewalt zu Soldaten ausheben, allerley Arten von Erpressungen und Ausschweifungen begehen, und dennoch guter Freund bleiben könnte? Weil es gesittete Völker thun, so muß es doch wol recht seyn. Es kömmt auf eine kleine Gefangenschaft der Vernunft an. — Was der Gegentheil thut, ist alles barbarisch, es mag wahr seyn oder nicht. — Man muß es nur dahin einzuleiten suchen, daß man die Religion mit ins Spiel bringen, und den Gegentheil recht scheuslich, und wo möglich, als Menschenfresser abmalen kann. — Die Dichter tragen das Ihrige ebenfalls dazu bey; weil sie so gerne von gesitteten Zeiten und Völkern leyern. So gar ein Gleim tritt auf; er thut sich nicht wenig darauf zu Gute, daß er die armen Banduren, die doch öfters viel gesitteter waren, als andere so genannte geübte, regelmäßige und gesittete Truppen, in seinen heiligen Kriegesliedern recht herunter machen

chen

chen kann. Ob er es aber Ursache hat, das ist eine andere Frage? —

4.

Man verwünscht mit Recht jene finstern barbarischen Zeiten, wo **das Recht der Leibeigenschaft, der Sklaverey**, welche selbst von dem natürlichen Rechte schon verabscheuet wird, für erlaubt gehalten wurde. Denn eben deswegen waren sie barbarisch, weil sie dem Menschen die edele Freyheit, die ihm doch schon das Recht der Natur gönnet, nicht gestatten wollten. Unsere Vorfahren jauchzeten über die Abschaffung derselben, welche durch die Einführung der christlichen Religion, und besonders durch die Glaubensvereinigung, geschehen ist. Sie hatten es auch in der That Ursache, weil den Menschen das edelste irdische Kleinod, die Freyheit, wieder geschenket wurde. Sie sungen dem HErrn der Heerschaaren für diese Gnade mit der christlichen Kirche die feurigsten Loblieder. — So waren die Gesinnungen zu unserer Väter Zeiten beschaffen. Allein jetzt denkt man ganz anders. Die natürliche Religion, die nunmehro zu unseren Zeiten, leider! bald die allgemeine herrschende geworden ist, lehret uns, **daß die Wiedereinführung der Sklaverey oder Leibeigenschaft nicht nur erlaubt, sondern auch dem Staate** (ein sehr allgemeiner und unbestimmter Ausdruck, worunter eigentlich die Schatzkammer gemeynet wird) **überaus vortheilhaft sey.** Man denkt nicht nur so, sondern

man hat auch die Sklaverey bereits in ganz Länder wirklich wieder eingeführet, wiewol unter einem andern Namen; nehmlich der Policeyverfassung, des Finanz- und Militarwesens. — Beyspiele sind verhaßt. — Wie zerschieden sind nicht die Gedenkungsarten der Menschen zu zerschiedenen Zeiten! — Ohne Widerspruch muß doch wol die jetzige Gedenkungsart die rechte seyn; denn wir leben ja in aufgeklärten Zeiten!

Krieg.

I.

Ultima ratio regum. — Diese Worte ließ ehemals ein gewisser großer Herr, wie wir aus der Geschichte wissen, als einen Denkspruch auf neu verfertigte **Kanonen** gießen, um damit anzuzeigen, daß diese **Mordgeräthe**, wodurch der Krieg figürlicher Weise selbst angedeutet wurde, daß **allerletzte und äuserste Mittel seyn müsse**, sich für **Beleidigungen Genugthuung zu verschaffen.** So dachte man auch in vorigen finsteren Zeiten. Allein die Gesinnungen und Einsichten ändern sich mit den Zeiten. Zu unseren aufgeklärten Zeiten ist man besser überführet, was der Krieg für Vortheil schaffe. Prima ratio regum. — Umgewendet wird ein Schuh

dar-

daraus. Unsere ungesitteten Vorfahren! — Was für Umstände wurden nicht dazu erfodert, ehe man zum Kriege schreiten konnte! Man that zuvor alle mögliche Vorstellungen, um seinen Beleidiger auf andere Gedanken zu bringen; man gebrauchte Mittelspersonen, um die Irrungen in Güte beyzulegen; man berief sich auf erwehlte Schiedsrichter; wenn das nichts fruchten wollte, so forderte man öffentliche Gnugthuung; man drohete, sich solche selbst zu verschaffen, und man brach nicht eher los, bis man der Welt die Ursachen in einem öffentlichen Manifest vor Augen geleget hatte. Denn unsere einfältigen Vorfahren stunden in der Meynung, daß, wenn man jemand mit Krieg überziehen wollte, man auch gerechte Ursachen dazu haben müsse; woferne man nicht als ein Tyrann oder Unchrist angesehen werden sollte. Elende Vorurtheile! — Ueber solche Sorge hat man sich jetzt schon längst hinweg geschwungen. — Wir können viel kürzer dazu kommen. — Wozu alle solche Veranstaltungen, Manifeste, Bewegursachen, überflüßige Ceremonien und Komplimenten! — Man bricht los, wenn es einem gefällt, und man hat nicht nöthig, eher mit einem Manifeste hervor zu gehen, bis man nicht schon in eines andern Lande stehet; und auch alsdann ist es eben nicht nothwendig. Um die Ursachen darf ich gar nicht bekümmert seyn. Man kann zur Noth, nach unseren heutigen geläuterten Staatsgrundsätzen, ohne Ursachen Krieg führen: und wenn man ja Ursachen anführen will, so hat man deren allezeit

auf solchen Fall im Vorrathe; denn der Krieg setzet nicht allezeit Beleidigungen voraus. Die unglückliche Lage der feindlichen Länder; die bedenklichen Zeitläufte; die veränderten Umstände; die von GOtt verliehene Macht, und dergleichen mehr. — Das sind Ursachen genug zu einem Kriege; Ursachen, die je und alle Wege, und bey allen Gelegenheiten gebrauchet werden können, und also vor jener alten steifen Mode unendlich viel voraus haben. Wie glücklich sind wir zu unseren Zeiten, daß wir über solche Vorurtheile und Weitläuftigkeiten hinaus sind, und einen solchen baroquen Geschmack in der Staatskunst abgeleget haben!

2.

Alle und jede Dinge und Begriffe haben eine doppelte Seite, wo man sie beurtheilen muß, und es kömmt bloß darauf an, auf was für einer Seite man sie nimmt. Es ist in der That, nach unserer heutigen Art zu philosophiren, nichts widersprechendes oder ungereimtes, daß ein Ding unter eben denselben Umständen zugleich nützlich und schädlich seyn kann. Denn alles ist relativisch. In vorigen Zeiten wurde der Krieg von jedermann für das größeste Unglück, oder als eine Strafe GOttes angesehen; und derjenige würde unstreitig für unsinnig gehalten worden seyn, der den Krieg, des Nutzens wegen, den er mit sich führet, gewünschet hätte. Allein es ändert sich alles in der Welt, also auch die

Mey-

Meynungen der Menschen. Es wäre auch nicht gut, wenn wir immer bey dem Alten blieben, oder geblieben wären. Denn sonst würden wir in der That in den Wissenschaften, und besonders in der Philosophie, diejenigen Verbesserungen und den Grad der Vollkommenheit nicht erlanget haben, deren wir uns nunmehro rühmen können. Ist der Krieg auf der einen Seite für den armen Unterthan ein Uebel? Gut, es ist aber ein nothwendiges Uebel, welches seinen Nutzen mit sich führet. Arzney zu gebrauchen, ist gewiß auch nichts angenehmes; allein es hilft mir doch, meine Gesundheit wieder zu erlangen. Der Krieg ist in Ansehung des ganzen menschlichen Geschlechts das, was der Aderlaß bey einem jeden ins Besondere ist. Wie übermüthig, träge und unentschlossen würden die Menschen nicht seyn, wenn der Krieg nicht wäre; und wie würden wir den Frieden recht zu schätzen wissen, wenn wir den Krieg nicht kenneten? Würde nicht Handel und Wandel, der zu Friedenszeiten gänzlich liegt, vollends ersterben, wenn ihn der Krieg, wo sich der Zwangshandel nicht so anbringen lässet, nicht dann und wann wieder belebete? Wo bliebe die Tapferkeit, wenn die Soldaten sich im Kriege nichts versucheten, und keine Veranlassung hätten, einander die Hälse zu brechen? wo hätten die Großen Gelegenheit zu Ausübung erhabener, edeler, und großmüthiger Handlungen, wenn der Krieg nicht wäre? Denn ist das nicht eine erhabene, eine große Handlung, wenn ich einem Elenden seine ganze Kleidung nehme, und ihm

aus Großmuth das Hemde lasse? Wie mager würden die Zeitungen seyn, und wie wenig Gelegenheit hätte man alsdann, berühmt zu werden? Denn je mehr Menschen getödtet, je größer der Ruhm. — Der Krieg sey also immerhin auf Seiten der Unterthanen ein Uebel, so ist er es doch nicht auf Seiten der Großen, der Vornehmen, der Ministers, der Kriegsbedienten. Ist der Nutzen nicht gleich wirklich da, so ist er es doch in der Hofnung. — Wer wird einen Spieler überreden, daß das Spiel, worinnen er sein Vergnügen suchet, ein Uebel, ein Unglück sey? Er hoffet ja immer zu gewinnen. Ist aber die Hofnung zum Gewinnst ein Uebel, ein Unglück zu nennen? Mit nichten. — Eben so verhält es sich mit dem Kriege. — Wer will es also einem Großen verdenken, daß er darinnen eine Art von angenehmer Beschäftigung, oder gar eine Art von Vergnügen suchet? Etwas unerlaubtes kann es wenigstens wol nicht seyn; denn sonst würde es sich mit unseren aufgeklärten Zeiten nicht gut reimen, daß ein Großer bey der Entschließung zum Kriege und Ertheilung des Befehles zum Aufbruche des Heeres eben so gleichgültig, und bey kaltem Blute bleiben könne, als wenn er seinen Küchenzettel unterschreibt, oder einem Concert zuhöret.

3.

Sonst glaubte man, man müsse deswegen Soldaten werben und halten, um, wenn es die

Noth

Noth erfordert, Krieg führen zu können. Jetzt führet man deswegen Krieg, um viel Soldaten halten zu können. Kein Wunder also, daß wir so ofte Krieg haben, weil die Ursache immer fortdauret; seit dem wir nehmlich aus christlicher Gesinnung, und aus Liebe zum Frieden, die beständigen Kriegesheere angenommen, und errichtet haben, wovon unsere einfältigen ungesitteten Vorfahren nichts wußten. — Ein abermaliges Beyspiel, daß sich die Meynungen der Menschen mit den Zeiten ändern!

Soldaten, Soldatenstand.

I.

Die Soldaten, diese armen Schlachtopfer des menschlichen Hochmuths, Herrschsucht, Eigensinns und Unsinnigkeit, müssen nothwendig einen jeden Menschenfreund, geschweige einen Christen, dauren, der sie siehet. — Es ist ein Stand des wahrhaften Mitleidens. Man hat ihm zwar einen Schleyer der Ehre, des Vergnügens, des Vorzuges, der Freymüthigkeit, Lustigkeit, z. B. die Musik, die von weiten ins Auge fallende Kleidung, die Ordnung, die Ceremonien ꝛc. umgeworfen; allein dieser Schleyer ist von so dünnem Flor, daß überall

Jam-

Jammer, Elend und Kummer hindurch siehet; und wenn man ihn gar wegnimmt, so stehet die völlige Armuth, Hunger, Sklaverey und Verzweifelung da. — Diese Empfindungen hat schon ein Heide, ein natürlicher Mensch, der die Sache ohne Vorurtheil betrachtet. Ein wahrer Christ aber möchte vollends in Thränen zerschmelzen, wenn er diese unglücklichen Schlachtopfer anschauet, die alle Augenblicke bereit seyn müssen, sich für den Muthwillen, Uebermuth, Stolz und Bosheit eines einzigen Menschen, der doch mit ihnen, seinem Stande unbeschadet, von einerley Stoff ist, schlachten zu lassen. Es wäre nicht zu verwundern, wenn er im gerechten Eifer Feuer vom Himmel erbäte, um den Zepter der Tyrannen zu zerschmettern, und die Völker, die da gerne kriegen, zu vertilgen. Allein die christliche Geduld, und die Gelassenheit in den Willen des Höchsten hält ihn ein; er spricht: HErr! deine Wege sind gerecht, und deine Langmuth ist groß; wer kann die Tiefe deines ewigen Rathschlusses ergründen! Du wirst zu rechter Zeit kommen, die Welt und die seufzende Kreatur von solchen Wütherichen zu erlösen! Beruhigender Trost für den Weisen, den Menschenfreund, den Christen! Mit völliger Zuversicht schauet er in die Zukunft hinein, und siehet, daß über kurz oder lang dasjenige Reich oder Haus, so jetzt auf dem höchsten Gipfel stehet, und jedermann fürchterlich ist, auf einmal in der tiefsten Erniedrigung liegen, und sein Name wol gar verschwunden seyn wird. — Es ist von je her so gewesen;

wesen; GOtt, als ein gerechter GOtt, wird auch im Laufe der Dinge und in seiner allein weisen Regierung keine Veränderung machen, oder seine Gerechtigkeit unthätig seyn und aufhören lassen! —

2.

Der Soldatenstand, ein Stand der Ehre, ist zwar ein gemeines Sprüchwort, welches aber zu unseren Zeiten seine Anwendung gänzlich verloren hat. Er sollte es seyn, aber er ist es nicht. In alten Zeiten konnte man wol mit Recht also sagen; in den Zeiten, wo man von dem verdammten Grundsatze noch nicht viel wußte, freye Menschen wider ihren Willen zu Sklaven zu machen, und ihr Leib und Leben als ein Eigenthum zu betrachten, welches nach Willkür eines einzigen Menschen zu Gebote stehen mußte. Bürger und Soldaten waren mehrentheils einerley Personen, und als Soldaten blieben sie freye Bürger, wie vorhin. Man bedurfte keines beständigen Prügelns, Peitschens und anderer Schindereyen. Der Name eines römischen Bürgers leistete schon die Gewähr vor Ausschweifungen; und dergleichen viehische Bestrafungen, wie heute zu Tage, würden den Soldatenstand offenbar verunehret haben. Ein griechischer, römischer, gothischer, fränkischer Soldat — was für ein ehrwürdiges Bild gegen einen heutigen Soldaten! Da dieser wie das Vieh, zu seinen Pflichten getrieben, und eben mit so kaltem Blute, wie das Vieh, gemißhandelt wird, so bedurfte man in vorigen Zeiten nur Geldstrafen

und

und andere geringe Ahndungen, um den Soldaten, den ohnedieß die Ehre antrieb, im Zaume zu halten. Die Gothen hatten unstreitig den Vorzug vor allen, und man muß sich in der That verwundern, wenn man unter andern in den westgothischen Gesetzen ihre Kriegesartikel lieset, und so wenig von Verbrechen und großen Bestrafungen darinnen findet; oder wie es möglich gewesen sey, mit den darinnen enthaltenen Geld- und anderen geringen Strafen, ein Kriegesheer in Zucht zu erhalten. Gleichwol wird ihre, und besonders der Ostgothen Kriegeszucht in der Geschichte durchgängig gerühmet. Das macht, die Ehre trieb sie dazu an; heutiges Tages aber thun dieses Furcht, Schinderey und Prügel. Wo kann da der Begriff von einer Ehre Statt haben, wo der Soldat auf der einen Seite das liebe Brod nicht satt, und auf der andern Seite den Prügel beständig auf dem Buckel hat? Entweder ich irre, oder man wird diese Ehre den armen afrikanischen Sklaven mit eben dem Rechte zugestehen müssen!

3.

Ehre und Sklaverey sind zwey so entgegen gesetzte Dinge, daß sie unmöglich beide neben einander bestehen können. Zu unseren aufgeklärten Zeiten ist zwar die Sklaverey im bürgerlichen Stande, wo Unterthan und Sklave gleichgültige Wörter geworden sind, schon sehr groß; und eben darum heissen sie aufgeklärte Zeiten, weil man über den

Zwang

Zwang des längst verlegenen Rechts der Natur hinweg ist, und auf der andern Seite die Rechte der Bürger und Unterthanen dünner oder aufgeklärter geworden sind; allein im Soldatenstande hat dieselbe vollends ihren höchsten Gipfel erstiegen, und ich zweifele fast, ob man im Stande seyn werde, in der deutschen Sprache ein Wort zu finden, womit man das unmenschliche Verfahren gegen die Soldaten, die man nicht als Menschen, sondern als lebendige Maschinen ansiehet, eigentlich belegen könne. Sklaverey ist in der That noch viel zu wenig; denn es ist mehr als Sklaverey. Ein jeder vernünftiger Mensch schonet doch schon um des Nutzens willen sein Vieh, so viel als möglich ist, und ich möchte das Trinkgeld mit demjenigen nicht theilen, der sich unterstehen würde, die Pferde, Jagdhunde oder andere Lieblingsthiere eines großen Herrn zu stoßen, zu schlagen, und zu verletzen. Was für eine Versündigung! — Gleichwol kann man mit Gleichgültigkeit geschehen lassen, daß ein brutaler, roher, oder junger naseweiser Officier einem armen Soldaten bloß aus Uebermuth, und gleichsam zur Lust und Uebung im Prügeln, die Zähne in den Hals schlägt, oder ihm mit dem Prügel dergestalt vor die Brust stößet, daß eine Blutstürzung daraus entstehet; ja ihm das Ohr vom Kopfe prügelt; oder ihn um eines elenden Flecks in der Stiefelette willen, unbarmherziger und ärger als das Vieh behandelt. — Wo bleibt hier die Menschlichkeit? — An Ehre ist nicht viel zu gedenken! —

Tapferkeit, Ruhm.

I.

So wie es vielen Wissenschaften und Künsten ergangen ist, daß sie nehmlich mit der Zeit ganz unbekannt geworden, und aus der Mode gekommen sind, theils aber nach und nach unbrauchbar worden, eben so verhält es sich auch mit **einigen Tugenden und guten Eigenschaften der Menschen, die nur dem Namen nach noch übrig geblieben sind.** Die **Tapferkeit**, diese Tugend, wodurch sich jene alten Völker, die Griechen, Römer, Gothen, Franken ꝛc. so berühmt gemacht haben, gibt uns ein deutliches Beyspiel hievon. Wir können wol von jenen alten Völkern sagen: Die Griechen, Römer, Gothen, Franken ꝛc. waren tapfer, sie waren Helden; das heißt: die ganze Nation der Griechen, Römer, Gothen, Franken ꝛc. waren tapfer; denn dazumal stritten ganze Nationen wider einander. Aber wenn wir zu unseren Zeiten sagen wollen: die Oesterreicher, Preußen, Spanier, Engländer, Sachsen ꝛc. sind tapfer, so müssen wir diese Redensart in einem ganz andern Sinne nehmen; und wir dürfen darunter nicht verstehen: die Oesterreicher, Preußen ꝛc. sind tapfer, sondern

ihre

ihre gezwungenen und gedungenen Kriegesleute sind gute Soldaten und geübte Todtschläger. Mit einem Worte: nachdem die stehenden Kriegesheere aufgekommen sind, so ist die Tapferkeit der Nation ein Unding geworden, ob sie wol in Ansehung einzelner Personen noch Statt haben kann. Tapfer seyn, heißt heute zu Tage nichts anders, als geübt und fertig in kriegerischen Handgriffen seyn. Die Furcht hat mehr Antheil daran als die Ehre. Wie kann aber das eine Tugend genennet werden, welche nicht aus freyen Willen, sondern aus Furcht und Zwang geschiehet? Vorwärts den Feind, welcher unbarmherzig schießet, und im Rücken den Freund mit dem Prügel auf den Nacken und dem Bajonet in die Rippen des Soldaten, oder, wenn das nicht hilft, von dem eigenen Freunde darnieder geschossen zu werden — wer da nicht tapfer seyn will, der muß gar keine Empfindung haben. — Schöne Tapferkeit, die erzwungen ist! Ihr Großen, ihr Heldenschöpfer, ihr Geschichtschreiber, Dichter und Schmeichler, rühmet immerhin den Soldatenstand, wie ihr wollet! Der Weise, der die Sache ohne Vorurtheil betrachtet, denket ganz anders. — Was ist das für ein Ruhm, in der Verzweifelung aus zwey Uebeln eines, und wahrscheinlicher weise das kleinste zu wehlen? Denn gehe ich vorwärts, so habe ich doch noch Hofnung, den Feind wegzutreiben, und vielleicht glücklich durchzukommen; allenfalls werde ich gefangen. Glückliche Gefangenschaft! Aber gehe ich rückwärts, so werde ich von den ei-

genen Freunden und Brüdern grausamer Weise darnieder gestoßē, oder nach dem Treffen gehängt. Folglich ist die Gefahr gegen den Freund unendlich größer als gegen den Feind. Wer wird also nicht lieber vorwärts gehen und tapfer seyn wollen! — Ihr neueren Helden! Habt ihr wol Ursache, auf eure Tapferkeit so stolz zu thun?

2.

Die Tapferkeit setzet Muth, Herzhaftigkeit und Unerschrockenheit voraus. — Gesetzt, es sind unter den Preußen, Oesterreichern ꝛc. viele, ja die allermeisten, denen es daran nicht fehlet; gesetzt, es ist dieses im allgemeinen Verstande genommen, den Oesterreichern, Preussen ꝛc. überhaupt nicht abzusprechen, so kann ich doch solches im eigentlichen Verstande von dem ganzen Kriegesheere nicht sagen. Denn es sind ja nicht die Nationen, sondern ihre Kriegesvölker. Was für eine Menge Leute aus zerschiedenen Nationen, ja, man möchte wol sagen, aus allen Ecken der Welt, trift man nicht unter den heutigen Kriegesheeren an? Sind denn diese darum eben so tapfer, als die Nation, von der das Kriegesheer den Namen führet? Oder erlanget denn etwan ein Ausländer dadurch so gleich die tapferen Eigenschaften, weil er den preußischen Prügel zu kosten bekömmt? Geübter in der Kriegeskunst kann er wol werden, aber nicht tapferer. Ueberhaupt hat die Tapferkeit bey unserer Art zu kriegen ihren Nutzen fast völlig verloren, da die feigeste Mem-

me

me den bravesten Kerl, und wol gar blindlings, über den Haufen schießen kann. Was hilft es also diesem, wenn er wirklich noch so tapfer ist; da er ja die Tapferkeit nicht anwenden, und sich seiner Haut, wenn er auch gleich gerne wollte, nicht wehren kann? Es ist lächerlich, wenn man in den Zeitungen so viel von tapferen Thaten und Helden lieset, da ein blindes Glück, die Geübtheit in der Kriegeskunst, und allenfalls Tollkühnheit und Verzweifelung offenbar mehr Antheil daran hat, als die Tapferkeit. Oder man müßte etwan mit dem Worte Tapferkeit einen ganz anderen, uneigentlichen Begriff verbinden! — Gute, geübte Soldaten sollte man sagen, aber mit der Tapferkeit wegbleiben.

3.

Die Deutschen haben von je her den Ruhm der Tapferkeit behauptet. In solcher Absicht könnte ich also wol sagen: Die Preußen oder Brandenburger, die Oesterreicher, Sachsen, Hannoveraner ꝛc. sind tapfer, nehmlich weil sie alle zusammen Deutsche sind; aber aus ihnen eigene Nationen zu machen, und einer davon mehr Tapferkeit zuzuschreiben, als der anderen, davon sehe ich den Grund nicht ein; oder man müßte behaupten, daß die Brandenburger eben dadurch, daß sie Brandenburger heißen, tapferer als die übrigen würden; welches aber in der That ungereimt seyn würde, weil dadurch ja keine Umschaffung der Nationen vorgehet, sondern sie Deutsche

bleiben, wie vorhin. Noch lächerlicher ist es, die Gabe der Tapferkeit z. B. den Oesterreichern, Preußen — oder vielmehr ihren Kriegesheeren vorzüglich beyzulegen. Denn wie wenig gebohrne Oesterreicher und Preußen gibt es nicht unter diesen beiden Kriegesheeren, im Verhältniß gegen die Ausländer! Bey nahe mögte man sagen, daß sie den kleinsten Theil davon ausmachen. Es sind österreichische und preußische Kriegesleute und Kriegesheere, aber keine österreichische und preußische Nationen. So wenig das Sprüchwort verba valent sicut nummi, als der Vorwand, daß die Worte im uneigentlichen Verstande genommen würden, können in diesem Falle nicht schützen, wo es auf einen offenbaren Mißverstand hinauslauft.

4.

Eine der vornehmsten Eigenschaften der Tugend ist, daß sie freywillig geschehen muß. Wo ist aber bey unserer heutigen Tapferkeit an eine solche Eigenschaft zu gedenken, da sie mit Prügeln und Furcht zuwege gebracht wird? Ob ich eine Heerde Vieh vor mir her treibe, oder ein Kriegesheer; es ist wenig oder gar kein Unterschied. Ueberhaupt ist unser heutiger ganzer Krieg zu maschinenmäßig, als daß die Tapferkeit einigen Antheil daran haben könnte. Es ist bey nahe eben so viel, als wenn man eine blaue Wand oder anderes Gerüst vor sich her schöbe, nur mit dem Unterschiede, daß ich an jedem andern Gerüste ein schadhaftes oder zerbrochenes Gelenk sehr leicht

wieder

wieder ausbessern und flicken, oder die ganze zerbrochene Maschine wieder anders verfertigen kann, bey diesem aber nicht; weil es aus lauter lebendigen Gliedern und Gelenken bestehet, welche nicht, oder doch sehr schwer, wieder zu flicken sind, am allermeisten aber die Maschine, wenn sie einmal ganz zerbrochen, wieder herzustellen ist.

Lob.

I.

Wer jemand loben will, der muß verhältnißmäßig mit der Größe des Gelobten loben. Er muß sein Lob nicht auf einmal im höchsten Grade verschwenden, sondern er muß staffelweise loben; damit er noch eine höhere Staffel übrig behält, wen er einen Größern loben soll; sonst ist sein Lob kein Lob, sondern, aufs gelindeste zu urtheilen, eine Schmeicheley, eine Unwahrheit. — Einen, als ein Freywilliger, im Treffen gebliebenen jungen Herrn, der noch keine eigene Thaten im Kriege verrichtet, sondern bloß einen Zuschauer abgegeben hat, so zu loben, als man einen Alexander loben kann; oder einen zwanzigjährigen Witzling wie einen Neuton und Moßheim, was heist das anders, als der Welt offenbare Lügen hinschreiben, die sie nicht

glauben, sondern nur die Stärke des Lobredners im dichterischen Ausdrucke bewundern soll? Wer kann es aber der klugen Welt verdenken, wenn sie zwar den Redner als Redner bewundert, in Ansehung der Sache aber ihn als einen niederträchtigen Schmeichler ansiehet! Geschiehet dieses endlich so gar von einem Gottesgelehrten, was soll man dazu sagen? — Ich lege die Hand auf den Mund! —

2.

Nirgends ist es leichter, gelobet zu werden, als im Orden der Dichter, der Aesthetiker, der Kunstrichter. Ein witziger junger Schriftsteller darf nur ein oder etliche Gedichte, oder sonst etwas, so in das Lieblingsfach der Kunstrichter gehöret, entweder in hochtrabenden oder tändelnden Ausdrücken, einige anakreontische oder veramorte Schnurren und dergleichen ans Licht treten lassen, so beeifern sich unsere Kunstrichter so gleich um die Wette, ihr gewöhnliches Lob in reicher Maße an ihm zu verschwenden. — Welche allerliebste Gedichte, welche vortrefliche, geschmackvolle Stücke, welche neue Entdeckungen, welche nützliche Versuche! — Von dieser Zeit an soll man eine neue Denkzeit in der und der Wissenschaft anfangen — Das ist ohngefehr der Modeton, den man anzustimmen pflegt. — Ein großer Geist, ein unnachahmlicher Geist, ein herrlicher Kopf — Das ist viel zu wenig; ein unumschränkter Geist, ein göttliches, ein schöpferi-

sches

sches Genie (nach der ästhetischen Sprache) werden ihm so gar beygeleget; da er sich doch kaum als ein Erdenschwamm erst gestern hervorgethan hat, und dieser arme Tropf, der auser seinem Fache nicht im Stande ist, eine Bittschrift durch seine schöpferische Kraft hervor zu bringen, sich öfters selbst darüber wundern muß, wie er auf einmal aus einem Menschen zu einem Himmelsbürger oder Seraphen geworden ist. — Man gönne ihnen diese ihre vermeynte Größe, man lasse sie einander loben, wie sie wollen; so lange, wie sie noch in menschlichen Grenzen stehen bleiben, habe ich nichts dawieder. Aber, daß sie so gar den armen Erdwürmern göttliche Eigenschaften beylegen, das ist doch gewiß eine Sache, die von Rechtswegen von keiner christlichen Obrigkeit geduldet werden sollte. Es ist und bleibt allezeit eine Art von Gotteslästerung, sie mag aus Spaß oder Ernst geschehen seyn; oder man mag dabey etwas gedacht haben oder nicht.

3.

Kein übertriebenes Lob hat man wol in langer Zeit gelesen, als das; was in dem zu Berlin auf das Jahr 1764. im kindischen Berloquenformat, unter dem Titel: Neujahrswünsche für das Frauenzimmer, und *Etrennes mignonnes pour le beau sexe*, herausgekommenen Kalenderlein, unterm Bildniß des Herrn Gleim zu befinden ist. Es lautet in unserer ästhetischen Sprache also:

„Lyäus, Mavors und Cythere
„Wetteiferten, für wen ihr Gleim gebohren
„wäre.
„Da sprach der große Jupiter:
„Für mich, gebt ihn mir her.

Sollen dergleichen Leute, welche doch, wie Herr Gleim, nur in die Klasse der witzigen und tändelnde Gelehrten, oder Dichter von ganz mäßigen Verdiensten gehören, so gelobet werden; was für ein Lob wird denn für einen von Leibniz, Wolf, von Moßheim, Konring, Grotius, Opitz, und andere, deren Verdienste um das Reich der Gelehrsamkeit jenes seine so unendlich übertreffen, übrig bleiben? — Wohin, wohin, meine Herren Schöndenker! Euer Witz macht euch rasend! —

4.

Ich war eben im Begriff, das Blatt aus Eifer zu zerreissen, als mir mein Aristarch zurief, und sagte:

Halt ein, erzürne dich nicht; du hast es nicht Ursache. Das Lob kömmt mir den Verdiensten dieses witzigen Geistes vollkommen überein. Ist ein Lyäus oder Bacchus, ein Mavors, eine Cythere oder Venus — nie da gewesen, so kannst du leicht schließen, daß auch nie Gleimische Verdienste da gewesen sind. Eine Fabel ist der andern werth. Es sind uneigentliche Redensarten und Vergleichungen;

also auch uneigentliche Verdienste; — Schatten, Gespenster, oratorische, dichterische Figuren — auf deutsch Lügen. — Wenn man keine eigentliche Ausdrücke zu gewissen Sachen finden kann, so ist es allezeit ein sicheres Merkmal, daß es mit der Sache selbst nichts ist. Eben so verhält es sich auch mit dem Gleimischen Lobe und den Gleimischen Verdiensten. Weißt du das Sprüchwort nicht: pictoribus, histrionibus ac poëtis omnia licent? —

Ich besann mich, sahe meine Uebereilung ein, und erkannte, daß ich mich über einUnding oder Schatten erzürnet hatte.

5.

Aber, das will mir doch in der That nicht gefallen, daß die Mirglieder der poetischen Götterzunft ihre Majestät sogar vergessen, und über eine Sache zanken, die doch so leicht zu entscheiden ist. Es müssen keine gute Advokaten unter ihnen seyn, sonst würden sie das voreilige und illegale Urtheil des Don Jupiters durch ein Rechtsmittel leicht haben umstoßen können. Dessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe; ein bewährtes Sprüchwort! — Daraus folget wieder: dessen Lied ich singe, dessen Brod ich esse. Hast du nicht gehöret, mein lieber Leser! wessen Lied unser Gleim beständig gesungen hat, und noch singet? Weder der gute Jupiter, noch der Mars haben Antheil an diesem deutschen Anakreon. Lerne also hieraus, daß auch unter den Göttern nicht

allezeit

allezeit Untrüglichkeit und Unparteylichkeit anzutreffen sey. Der gute Herr Lyäus und die Frau Cythere sind offenbar graviret; ja graviret sind sie, ich sage es noch einmal. Die Sache muß von neuen verschicket, und in der Urthelsfrage zugleich mit angefraget werden, ob der kleine niedliche Jakobi und andere veramorte Herren mit dem Herrn Gleim nicht einerley Obrigkeit haben? Damit man sich bey vorfallenden Gelegenheiten darnach richten kann.

6.

Doch mein Eifer hatte sich schon ziemlich geleget, als ich betrachtete, **daß dieses Lob, wenn es** auch nicht im Spaß sondern im Ernste geschrieben wäre, doch **um desswillen in keine Betrachtung kommen könne**, weil es in keinem Buche von einiger Wichtigkeit, sondern in einem Modebüchelchen, **in einem tändelhaften Kalender** zu befinden ist, der nur auf ein Jahr gilt. Auf was für eine kurze Ewigkeit ist also dieses Lob eingeschränket! — Nichts passet sich hierauf besser, als folgendes Sinngedicht des Herrn **Michaelis**, unter der Aufschrift: Letzter Seufzer eines Kalenders beym Schlusse des Decembers. (*)

„ Mei-

(*) Es befindet sich in der 1. Samml. seiner einzelnen Gedichte, Leipz 1769. 8., wo es unter den Sinngedichten das 7te ist.

„Meines Büchleins Ewigkeit geht mit diesem „Mond zu Grabe;
„Aber Trost genug für mich, daß ich mehr Kol„legen habe.

7.

Daß sich unsere Witzlinge einer dem andern über die Gebühr rühmen und loben, darüber darf man sich eben nicht wundern. Aber darüber möchte sich doch mancher wundern, **wie es zugehe, daß dergleichen kindische Modebüchelchens**, wie der gedachte Kalender, und das darinnen enthaltene übertriebene Lobgedicht auf den Herrn Gleim, von Leuten, die doch **Kunstrichter** seyn wollen, **gebilliget werden können?** (*) wenn man nicht wüßte, daß öfters der Nutzen der Buchführer und Verleger den größesten Antheil daran hätte. Sind dergleichen Dingelchens bey einem und dem andern, wie hier bey dem Verleger des hamburgischen Korrespondenten, in Kommißion ebenfalls zu haben, so müssen ja diese Herren auch nach allen Regeln der Selbstliebe, wegen ihres eigenen Vortheils, für deren Anpreisung sorgen. Wer kann ihnen denn das verdenken! — Ein abermaliger Beweis der Richtigkeit der Lehre von der unzertrennbaren Kette oder dem Zusammenhange aller Dinge!

8. Wo-

(*) Wie z. E. von dem Verfasser den gel. Art. im Hamburg. Korresp.

8.

Woher kommt es doch, daß die Ueberwinder und Sieger nur allein, die Ueberwundenen aber, ob sie sich gleich noch so tapfer und männlich gehalten haben, selten gelobet, sondern mehrentheils vergessen werden? — Was für ein übertriebenes und fast durchgängiges Lob erhält nicht z. B. der herrschsüchtige, ungerechte, grausame und blutdürstige Justinian in der Geschichte vom gothischen Kriege, und wie wenig gedenket man der so tapferen als ruhmwürdigen Vertheidiger der gothischen Freyheit, eines erhabenen, gerechten und tapfern Totilas, eines Tejas — welche doch in der That rechte Muster guter Könige und Regenten waren? Das kommt daher, weil wir von Jugend auf, und in den Schulen nichts anders hören, als das Glänzende des Krieges, die blendende Größe eines Eroberers, und eine verfeinerte Beschönigung der Habsucht und Ungerechtigkeit, durch die von dem Kurtius, Sueton, Julius Cäsar und anderen so genannten klaßischen Schriftstellern ausgepraleten Heldenthaten, welche aber, im Grunde betrachtet, auf nichts anders, als auf ungestrafte Raubereyen, und gefreyte Mordthaten hinauslaufen. Man siehet nicht auf die Gerechtigkeit der Sache, sondern auf das Glück und die Hoheit der Personen. — Das sind die Früchte von unseren soldatischen Zeiten!

Kunst-

Kunstrichter.

I.

Ein Kunstrichter sollte von Rechtswegen mit allen denjenigen Eigenschaften begabet seyn, die man von einem bürgerlichen Richter je verlangen kann. Gottesfürchtig, gerecht, gewissenhaft, einsichtsvoll, erfahren, verständig, aufrichtig, menschenfreundlich, billig, gesittet, liebreich, untadelhaft, exemplarisch, ohne Falsch und Tücke — das würden ohngefehr diejenigen Tugenden seyn, die ein jeder rechtschaffener Richter so wol, als ein Kunstrichter haben und besitzen sollte. Ich geschweige der schweren Pflichten und Verantwortung, die mit einem solchen Amte verbunden sind, und die von Rechtswegen jeden, der sich in seinem Gewissen, nach angestellter Prüfung, nicht dazu berufen zu seyn findet, oder von dem Mangel dieser Eigenschaften gnugsam überführet ist, abhalten sollten, auf eine so wichtige und verantwortungsvolle Stelle Anspruch zu machen. — Ja, so sollte es seyn, aber, ob es geschiehet, das ist eine andere Frage. Man muß in der That erstaunen, wie es möglich seyn kann, daß sich zu unseren Zeiten Leute, die von allen oder doch von den mehresten dieser Eigenschaften gänzlich entblößet sind, und sich eben so wenig,

wie

wie das Pferd zum Fliegen, dazu schicken, ungezogene Knaben und unbärtige Jünglinge von zwanzig Jahren, ohne die gehörige Einsichten in die Wissenschaften, die sie kritisiren sollen, und ohne die geringste Erfahrenheit, freche Witzlinge, deren vornehmste Geschicklichkeit in Machtsprüchen, schimpfen, lästern, spotten, witzeln bestehet, unverstehen können, sich auf den gelehrten Richterstuhl zu setzen; da sie doch, nach Handwerksgebrauch zu reden, mehrentheils kaum der Lehre entlaufen, und nicht einmal fähig sind, ein Gesell, geschweige ein Meister zu werden! Gleichwol erkühnen sich diese und andere dergleichen gelehrte Pfuscher, nicht nur mit unverschämter Dummdreustigkeit, über alle und jede gelehrte Produkte ohne Unterschied zu urtheilen, sondern auch die ältesten, erfahrensten, berühmtesten und ehrwürdigsten Gelehrten mit den schimpflichsten und spöttischsten Ausdrücken anzufallen, und der Welt vorzuschwatzen, als wenn sie nur allein die Urtheilskunst und den Witz ausschlußweise gepachtet hätten. — Möchten sie doch von den Handwerkern lernen, daß ein Lehrjunge nicht ein Gesell, und ein Gesell nicht ein Meister sey! Erfahrung kömmt mit der Zeit, und Einsicht mit den Jahren. So wol Witz und Einbildungskraft, als Unbescheidenheit, Anzüglichkeit, Spott und Grobheit machen noch lange keinen Kunstrichter aus, sonst müßten unsere Klotze, Herele, Meusele, Jakobi's, Lichtenberge, Wirtenberge, Bahrdte, Hausen, Baldingere, Nikolai's, Grillo's, gewiß die bes-

sten

sten Kunstrichter seyn. Denn darinnen bestehen ihre größesten Verdienste. Sondern es wird auch Ernsthaftigkeit, Einsicht, Erfahrenheit und gesetztes Wesen dazu erfordert. Mit der Aesthetik, mit Witz, mit Geschmack, mit der Steinschneiderey, Malerey, Gemmen- und Pastenkrämerey, und anderen dergleichen ziemlich entbehrlichen Dingen, welche ihre ganze Gelehrsamkeit ausmachen, ist es eben so wenig ausgerichtet; man kann auch mit Recht von einem Kunstrichter verlangen, daß er die Wissenschaften, in denen er kritisiren will, gründlich inne habe. So dachte man in vorigen Zeiten, jetzt lehret es aber die Erfahrung ganz anders. Wir leben nun in solchen Zeiten, da auch ein bloßer Witzling, ein Dichter, ein Theatergelehrter, ein Steinscheider, ein Gemmen- und Pastenprofessor über philosophische, theologische, juristische, historische und andere ernsthafte Wissenschaften urtheilen kann, die er doch nicht verstehet. Ne sutor ultra crepidam — wie ofte müßte man dieses unseren heutigen nagelneuen Kunstrichtern zurufen! — Schlechte Beschaffenheit des gelehrten gemeinen Wesens, wo das Regiment in den Händen muthwilliger Knaben, tändelnder Jünglinge, und ästhetischer Witzlinge ist! Wie viel richtiger denkt man in diesem Stücke bey den Handwerkern, wo man überzeuget und es auch ausgemacht ist, daß ein Tischler kein Schneider seyn, und einer über des andern Arbeit nicht urtheilen könne! Wie sehr werden die Gelehrten von diesen Leuten beschämet! Herunter vom Throne,

ihr Herren Klotze, Herele, Nikolai's! ꝛc und steiget nicht eher wieder hinauf, bis ihr von diesen Leuten gelernet habet, wie man es anzufangen habe, wenn man ein Meister werden will! Möchtet ihr doch weise und klug werden!

2.

Tadeln muß ein Kunstrichter, wenn und wo was zu tadeln ist. Es muß aber nicht nur mit Grunde geschehen, sondern er hat sich auch wol vorzusehen und genau zu prüfen, ob er auch das Getadelte selbst verstehe, und vorher seine Meynung hinlänglich erwogen habe? weferne er nicht seine Schwäche selbst verrathen, und seinen guten Glauben in Gefahr setzen will. Mancher würde noch lange für einen guten Kunstrichter gehalen worden seyn, woferne er sich gehütet hätte, über Sachen zu urtheilen, worauf er sich selbst niemals geleget, und also keine gnügliche Wissenschaft davon erlanget hat. So ist es besonders dem theuren Herrn Klotz sehr öfters ergangen, wenn er sich so gar hat einfallen lassen, über philosophische, mathematische und andere Sachen zu urtheilen, wovon er doch niemals einẽ gesundẽ Begriff gehabt hat. Von der Steinschneiderey, Pastenkrämerey, Malerey und dergleichen Dingen zu schwatzen, das ist noch nicht hinlänglich, ein Kunstrichter in den gelehrten Wissenschaften zu seyn. Ein jeder bleibe bey seinẽ Handwerke. — Tadelt er doch so gar (*) Gottscheden des-

(*) Im 14. St. der Hall. gel. Zeit. 1768. 150. S.

deswegen, daß er nur drey Vergleichungsstaffeln in der deutschen Sprache lehre, da es doch eigentlich viere wären, z. B. der große, der größere, der größeste, der allergrößeste. Der gute Herr Klotz hätte wol gethan, wenn er sich vorhero, ehe er als Kunstrichter aufgetreten ist, mit der lieben Frau Muttersprache, wie es ohnedieß von jedem Gelehrten, besonders aber von einem Kunstrichter, erfordert wird, besser bekannt gemacht hätte, ehe er solch ungegründetes Zeug in die Welt hinein geschrieben, und seine Unwissenheit in der deutschen Sprachkunst, die ohnedieß bekannt genug ist, noch mehr verrathen hätte. Weiß er denn nicht, daß bey den Vergleichungsstaffeln die Rede bloß von den Endungen, keinesweges aber von zusammengesetzten Wörtern, oder vorangefügten Partikeln die Rede sey? Wie viel Staffeln müßten sonst nicht die Lateiner haben, wenn man ihre mit maxime, admodum, perquam &c. zusammen gefügten Beywörter rechnen wollte? Ein so schlechter Held in der deutschen Sprache hätte billig mit solchen unzeitigen Kritiken zu Hause bleiben sollen, so würde man ihm nunmehro den bekannten Lehrspruch: o! si tacuisses, doctor sive grammaticus mansisses! nicht zurufen dürfen.

3.

Hochmuth und Stolz sollten von Rechtswegen von einem jeden Gelehrten, besonders aber von einem Kunstrichter verbannet seyn, woferne seine Lehre bessern, und

sein Urtheil Nutzen stiften soll. Am wenigsten geziemet es sich für ihn, mit Machtsprüchen hervor zu gehen; denn diese sind schon im bürgerlichen Leben einem Richter nicht erlaubt, geschweige im gelehrten Stande; sondern er muß sein Urtheil mit gründlichen Beweisthümern unterstützen, wenn er anders verlangen will, daß ihm die gelehrte Welt Glauben beymessen soll. Allein weit gefehlt, daß unsere heutigen Kunstrichter dieses beobachten sollten! Ihr Hochmuth, ihr Stolz, ihre Aufgeblasenheit und das Zutrauen zu ihren Einsichten sind so groß, daß sie glauben und begehren, die gelehrte Welt soll ihnen auf ihr Wort blindlings Beyfall geben, wenn sie nur so viel sagen: dieses oder jenes Werk sey gut oder schlecht. Und wer das nicht glauben will, der ist ihr Feind, ein Ignorant, ein schaler Kopf, ein elender Skribent. Ein besonderes Beyspiel eines solchen Kunstrichterstolzes gibt uns der theure Herr Klotz, unter vielen anderen, in dem 20. St. der Hall. gel. Zeit. 1768. a. d. 157. S. wo er des Buttlers Hudibras recensiret, und mit folgenden pralerischen Worten der gelehrten Welt anpreiset:

„Diese Lust macht uns ein nur gutes Werk „nicht, es muß ein in seiner Art vortrefliches „Werk seyn. —

Also, was einem Klotz eine solche Lust machet, muß nothwendig vortreflich, und sein Urtheil untrüglich seyn! Αὐτὸς ἔφα; das ist genug. Wer wird ihm also die Unfehlbarkeit absprechen können? Sehet

Da einen gelehrten Pabst, einen Geschmackbeherrscher! Verdienstvoller, großer Mann, unnachahmliches göttliches Genie, gelehrtes Orakel unserer Zeit, wer kann die Tiefe deiner Einsicht und Weisheit ergründen! O! ihr Konringe, Meibome, Schurzfleische, Leibnitze! stehet auf von euren Sitzen im Tempel des ewigen Nachruhms, und machet diesen Helden Platz; Platz, Platz, noch einmal, ins Henkers Namen Platz!

4.

Ist die Schmeicheley im bürgerlichen Leben von so schlimmen Folgen, so ist sie es nicht weniger im Reiche der Gelehrsamkeit. Sie macht denjenigen, dem geschmeichelt worden, aufgeblasen und stolz auf seine Einsichtē; er glaubt endlich selbst, derjenige zu seyn, wofür man ihn ausgiebt; er wird dadurch träge, nachläßig, traut sich mehr zu, als er wirklich leisten kann, und bemühet sich nicht mehr, weiter zu kommen. Mit einem Worte: ein sonst guter Kopf bleibet im Keimen erstickt liegen, weil er durch die Schmeicheley verdorben worden. Er würde es ohne Zweifel sonst höher gebracht haben. **Keinem stehet also die Schmeicheley weniger an, als einem Gelehrten, einem Kunstrichter, der andere lehren soll.** Es ist ihm auch solches um so weniger zu verzeihen, da es in keinem Stande leichter ist, das Vorurtheil der Personen, des Ansehens und des Standes zu vermeiden, als im gelehrten Stande. Der Schriftsteller sey ein König,

ein Herzog, ein hoher Minister — ich abstrahire von seinem Stande, und betrachte ihn als einen Gelehrten, ich beurtheile ihn auch also. Er kann mir dieses nicht übel nehmen. Der hohe Grad der Ehrfurcht, die man im bürgerlichen Stande gegen ihn haben muß, und welcher mich da öfters die Hand auf den Mund legen heißt, fällt hier weg. Er ist ein Mitbürger des gelehrten gemeinen Wesens — meines Gleichen. Wenn also die Verfasser der **Frankfurther gelehrten Zeitungen** *) den Herrn **Quintus Icilius** oder **Gutschard**, bey Gelegenheit der Klotzischen Ausgabe des Tyrtäus, die jenem zugeschrieben ist, einen grundgelehrten Mann nennen, so müssen sie entweder die Fähigkeiten dieses sonst ganz geschickten und belesenen, auch mit nicht geringer Einsicht begabten Mannes nicht kennen, oder es geschiehet aus Schmeicheley, aus unrechten Absichten. Ich möchte gerne wissen, wie sie dann einen Wolf, Leibnitz, Neuton ꝛc. nennen wollten?

5.

Bescheidenheit ist eine der vorzüglichsten Eigenschaften eines Kunstrichters, und wenn diese fehlet, so muß selbst die beste Wahrheit ihre Kraft in dem Munde derselben verlieren, wenn auch die Sachen noch so gut sind, die ein solcher vorbringet; er wird allezeit ein nicht ungegründetes Vorurtheil wider sich haben. Ein Kunstrichter muß

(*) Im 48. St. vom J. 1768.

muß die Wahrheit sagen; er muß eine schlechte Sache schlecht nennen; aber es muß mit Bescheidenheit, ohne Anzüglichkeiten, Spötterenen und Persönlichkeiten geschehen. Jetzt sagt man aber von der Sache wenig Zuverläßiges, und greifet nur die Person an. Daraus entstehen Schmähschriften, aber keine Recensionen. Im bürgerlichen Stande strafet man die Verläumder, Schmäher und Pasquillanten hart; warum lässet man aber die Kunstrichter ungestraft durchgehen, die eben das verdienen; wie z. B. den Herrn K.**, dessen mehreste Recensionen nur Lästerungen, Schmähschriften und Pasquille sind, und der sich noch dazu bey der Obrigkeit beschweret, wenn man ihm in einem ähnlichen Tone antwortet, wie in dem bekannten Streite mit dem Herrn W.**; woran ich jedoch keinen Antheil nehme. Abermals ein Beyspiel von unseren aufgeklärten Zeiten.

Geschichte.

I.

Der Geschichtschreiber soll eigentlich die geschehenen Dinge erzehlen, ohne Schminke, ohne Zierathen, ohne ästhetischen Putz der Worte, so wie sie sich wirklich zugetragen haben. Man sollte mehr

auf die Sache selbst, als auf den Ausdruck sehen. Zu unsern bloß witzigen Zeiten wird es umgekehrt. Man lobt den Geschichtschreiber wegen seines schönen Vortrages, ob man gleich die Sache oder das Buch selbst mißbilliget. Selbst die Kunstrichter, oder vielmehr die so genannten Kunstrichter, lassen sich durch das Blendende des Ausdrucks hinreissen; sie rühmen den Schriftsteller dieserhalb, und sind doch mit der Sache selbst nicht zufrieden. Ein Beyspiel haben wir an der Geschichte Franz des ersten Königes von Frankreich, vom Gaillard, welche zwar vom Herrn Hausen (*) sehr getadelt, der Verfasser aber gleichwol wegen des schönen Vortrages sehr heraus gestrichen wird. Aber eben dieser schöne Vortrag ist es leyder! welcher in der Geschichte anjetzt so viel Unheil anrichtet, und worunter die Wahrheit so sehr leiden muß. Indem man auf schöne Worte denket, verlieret man das Ziel aus den Augen; man vernünftelt, man klügelt, man schildert, man witzelt, und füllet die Lücken, welche dadurch in der Kette der Geschichte entstehen, mit seinen eigenen Gedanken aus, welche doch der Leser nicht zu wissen verlanget. Man will pragmatisch schreiben, und verfällt darüber in das Schwülstige, das Deklamatorische, das Romanhafte, das Dichterische und Rednerische, wovon doch die historische Schreibart gerade das Gegentheil seyn sollte. — Wie sehr sind unsere Nachkommen nicht zu bedauren, daß ihnen an

Statt

(*) In s. allgem. Biblioth. der Geschichte im 1. Ba. 3. Th.

Statt der Geschichte offenbare Fabeln, Romanen und Unwahrheiten, in die Hände gegeben werden! — Das sind die Früchte von unseren übertriebenen ästhetischen, witzigen und übergeschmackvollen Zeiten! Man will an Statt der Geschichtschreiber lauter Homere, Herodote, Plutarche, Horaze und Virgile einschieben. — Wo wird denn endlich die Geschichte selbst bleiben!

2.

Doch die Nachwelt wird in allen Theilen der Geschichte, und besonders im politischen Fache betrogen. Was in der Geschichte mit Censur der Oberen gedruckt wird, sollte von Rechtswegen ganz zuverläßig seyn; wenigstens wird dieses als eine unumstößliche Regel von den schmeichlerischen Kunstrichtern angenommen. (*) Ja wol, es sollte so seyn; es geschiehet aber nicht. Das Gegentheil liegt vielmehr offenbar am Tage. Wer sich an den Höfen und in den Kabineten der Großen nur in etwas umgesehen, und mit gearbeitet hat, der wird wissen, wie es mit dergleichen Schriften herzugehen pfleget, und wie wenig man sich darauf zu verlassen hat. Man hat einmal die und die Grundsätze angenommen; man muß sie durchsetzen, es koste, was es wolle. Ehre, Wahrheit, acta publica, et pacta domus, die Pflicht der Bedienten — nichts ist zu heilig; es muß zum

(*) S. unter anderen Hall. gel Zeit. 1768. 3. St. 20. S.

Besten dieser Grundsätze aufgeopfert werdē. Man berufet sich auf seine eigenen collegia und Gerichte, acta und protocolla. Jene müssen berichten und sprechen, wie es der Hof verlanget, wenn die Mitglieder ihr Brod, und wol noch ein mehreres nicht verlieren wollen. Diese aber leget man kühnlich vor, nachdem man sie zuvor zu seiner Absicht gehörig ungestaltet und eingerichtet hat.—Man gibt beglaubte Abschriften heraus, wovon keine Originalien existiren; oder die Originalien werden, wie filius ante patrem, erst nachher erzeuget. Man künstelt, man schmieder um, macht Auszüge, und läßt dasjenige weg, was nicht zum Graun dienet; man setzt hinzu, was man will.— Man fabricirt wol gar Urkunden, die kein Daseyn gehabt haben.— Und überhaupt, wie bald ist nicht ein Bogen aus den Acten herausgenommen, und ein anderer hineingeheftet! Beyspiele von allen diesen Dingen sind verhaßt.— Schöne Zuverläßigkeit der öffentlichen Schriften! Aus Privatschriften wird man die Wahrheit noch viel eher erfahren, aus jenen aber nur selten, oder gar nicht. Man unterlässet zwar nicht, mit der Widerlegung oder wol gar mit der Konfiskation gegen die letzteren hervor zu gehen;— man kehre sich aber daran nicht. Je mehr dawider geeifert wird, desto mehr Wahrheiten werden darinnen enthalten seyn.

3.

Ein *Index librorum prohibitorum* ist ein Ueberrest von der historischen Sklaverey aus jenen

jenen finsteren und papistischen Zeiten, wo man die Wahrheit nicht schreiben durfte ꝛc. sagt der theure Herr Klotz (*), und ziehet, wie gewöhnlich, dabey gewaltig auf die Katholiken los. — Gut, mein Herr Klotz! — aber ist es bey uns Protestanten anjetzt wol viel anders? Mann könnte, wenn man wollte, gewiß einen ziemlich starken indicem librorum prohibitorum schreiben, wenn man nicht befürchten müßte, daß einem der Bogen auf dem Kopfe entzwey geschlagen werden möchte. Zwar wider GOtt, das Erlösungswerk, und die christliche Religion kann man schreiben, was man will, auch das allerunverschämteste und gotteslästerlichste. — Dieses zu hindern, wäre wider unsere gesittete Zeiten, wider die Freyheit im Denken, wider die heilige Toleranz. Allein man unterstehe sich nur, im Politischen eine einzige unangenehme Wahrheit, wenn sie auch so klar, wie die Sonne am Himmel ist, zu schreiben, einen Tyrannen, einen Blutdürstigen, einen Ungerechten bey seinem rechten Namen zu nennen, oder nur einige vermeyntliche Vorrechte, welche doch selbst von den göttlichen, natürlichen und weltlichen Gesetzen schon verdammet werden, zu bestreiten, oder in Zweifel zu ziehen; so bald wartet Verfolgung, Gefängniß, oder wol gar der Tod auf einen solchen Vorwitzigen; und so bald wird alle gerühmte Toleranz und Freyheit im Denken auf einmal aufhören. Ich mag wenigstens

das

(*) In dem 4. St. der Hall. gel. Zeit. 1768. 27. S.

das Trankgeld nicht mit dem Schriftsteller theilen, der sich solche Dreustigkeit gelüsten lässet. — Man muß seine Vernunft in politischen Dingen schlechterdinges gefangen nehmen, aber nicht in Religionssachen. Ein allgemeines Grundgesetz unsers heutigen so genannten vernünftigen Staatsrechts! — Sehet, darinn bestehet der Unterschied zwischen den Katholischen und uns, weil jene gerade das Gegentheil lehren. — Welches ist nun wol besser, oder welches ist nun mehr zu tadeln? Oder ist denn dieses allgemeine Grundgesetz auch etwan ein Beweis von unseren aufgeklärten Zeiten?

5.

Wir haben heutiges Tages keine Geschichtschreiber mehr, sondern lauter historische Schilderer. Die Sachen werden nicht so beschrieben, wie sie sind, oder geschehen sind, sondern wie sie vielleicht hätten seyn können; oder mit einem Worte: wie dem Geschichtschreiber der Schilder-Enthusiasmus die Feder führet. Es ist den Geschichtschreibern nicht so wol um die Richtigkeit der Geschichte zu thun, als vielmehr, um ihren Witz im Schildern zu zeigen, und dadurch, wie sie sagen, neue Entdeckungen zu abstrahiren. — Nichts ist aber lächerlicher, als die Bemühung dieser historischen Schilderer, die Ursache dieser oder jenen Revolution und Begebenheit, oder des Verfalls und Aufnehmens der Staaten zu entdecken; da sie doch viel näher dazu gelangen könnten, wenn sie bedächten, daß es bloß in der Macht

des

des Höchsten stehe, diesen oder jenen zu erhöhen oder zu stürzen. Die Hochmüthigen stürzet er, aber den Demüthigen gibt er Gnade. Darum bekümmern sie sich aber nicht. Sie verwirren die Ursachen mit den Mitteln, so sich GOtt dazu bedienet, und denken sich lauter Selbsthalter, denen der liebe GOtt nichts zu befehlen hat. — O! ihr armen Würmer!

Freygeister, Unglauben.

I.

Was haben Sie für eine Religion, und was glauben Sie, mein Herr! fragte man in einer Gesellschaft einen gewissen Freygeist oder Naturalisten? Er antwortete kühn: mein Glaube ist dem ihrigen, meine Herren! ganz entgegen; mit einem Worte: ich halte es mit der unsichtbaren Kirche. Wolan mein Herr! versetzte ein alter anwesender Geistlicher: wir glauben eine sichtbare Kirche auf Erden, und einen unsichtbaren GOtt im Himmel. Da Ihre Religion nun der unsrigen ganz entgegen ist, und Sie es mit der unsichtbaren Kirche halten, so werden Sie also wol einen sichtbaren GOtt glauben? Recht so fing der Freygeist an. Das ist ein hübsches

sches Mädchen, ein gut Glas Wein, und vollauf Geld. — Ein schönes Glaubensbekenntniß!

2.

Ein gewisser Freygeist behauptete in einer Gesellschaft, so zu sagen, bis aufs Schlagen, einige in gedruckten Anekdoten befindliche Schnurren und abergläubische Fratzen, von deren Unwahrheit und dem Gegentheil doch einen die gesunde Vernunft schon überführen mußte. Als endlich die Mehresten des Streitens überdrüßig waren, fing er zu einem, so bisher immer stille geschwiegen hatte, an: Was sagen Sie dazu, mein Herr! Sie schweigen ja ganz stille? Dieser antwortete: mein Herr! was soll ich dazu sagen? Ich höre mit Verwunderung zu, weil ich heute eine Sache erfahre, die ich noch nicht gewußt habe. Und was denn, fragte Jener? Ich hätte nicht geglaubt, sagte dieser, daß Unglaube und Aberglaube oder ein starker Geist und Leichtgläubigkeit, als zwey so entgegen gesetzte Dinge, in einer Person so vereiniget seyn könnten, als wie bey Ihnen. — Leben Sie wol, meine Herren! rief der Freygeist, und ging zum Tempel hinaus. —

3.

Die Naturlehrer behaupten zwar, daß zwey entgegen gesetzte Dinge, z. B. die äuserste Staffel der Hitze, oder die äuserste Staffel der Kälte, oder das Feuer und das Wasser, und dergleichen

gleichen, sich, vermöge ihrer Natur, in einem Körper nicht zusammen vertragen könnten; allein, daß auch hier der so bekannte Lehrsatz; keine Regel ohne Ausnahme, Statt finde, solches bestärken die Freygeister, Unglaubigen, Deisten und Naturalisten mit ihrem Beyspiel zur Gnüge. Es gibt dergleichen Leute, die sich nicht scheuen, Himmel und Hölle, das Erlösungswerk, die Offenbarung und die ganze Bibel mit den schnödesten Ausdrücken zu verwerfen, in dem Augenblicke aber die lächerlichsten Mordgeschichte von Gespenstern, von der Sympathie, von der Wünschelruthe, vom Besprechen, von lügenhaften Anekdoten, und dergleichen mehr, auf das Hartnäckigste zu vertheidigen. Ein zum Lügen gedungener Zeitungsschreiber, ein ums Brod oder aus niederträchtigen Absichten schreibender Anekdotenjäger, ein ausschmierender schmutziger Vademecumkrämer, ein so lügenhafter als boshafter Verfasser des Lebens des Grafen von Brühl und der rußischen Anekdoten, ein französischer Possenreisser ꝛc. gilt bey diesen Herren mehr, als alle Evangelisten, Patriarchen und Kirchenväter, und nur jene sind vermögend, ihren Glauben zu lenken, wohin sie wollen. — Nennet euch immerhin starke und große Geister; ich wünsche mir nicht, euch auf die Höhe nachzuklimmen. Ich will lieber hienieder, nach euren Begriffen, ein armer Wurm, ein elendes Würmlein heißen. Ich erinnere mich aus den akademischen Vorlesungen, da ich der Naturlehre einmal durchs Haus lief, noch mit Schre-

cken,

cken, was zwey entgegen gesetzte Wesen in einem Körper für Unglück anrichten können. — Mein Gehirn ist mir lieb. — Brauchet Niesewurz, Niesewurz, ihr Herren!

4.

Die Herren Freygeister und Tolerantisten, die den Lüsten des Fleisches und andern Schooßsünden, so gerne die Brücke tretten, und deren Bestrafung als unbillig, und wider das natürliche Gesetz ausschreyen, beschönigen ihre angenommenen Grundsätze mehrentheils damit, daß sie sagen: **je mehr ein Laster und Verbrechen verboten und bestrafet würde, desto mehr würde es begangen; weil die Natur allezeit nach dem Verbotenen ein Verlangen habe.** — Wie kömmt es aber: in einem gewissen Lande ist das Huren, Ehebrechen, die Sodomiterey, der Selbstmord, die Gotteslästerung — nicht verwehret, und gleichwol werden diese Laster seit der Zeit, daß die Strafen aufgehoben sind, viel häufiger, als sonst begangen? Wo bleibt also der so sehr angepriesene Grundsatz: nitimur in vetitum &c. Soll er etwan in diesen Fällen eine Ausnahme haben? — Ey der Befehl ist gut, ihr Herren Freygeister!

5.

Wie es gemeiniglich zu geschehen pfleget, daß derjenige, der sich zu klug dünket, darüber zum Thoren wird, so gehet es auch vornehmlich unseren so genannten **starken oder Freygeistern;**

stern; eine natürliche Strafe für denjenigen, der seine Vernunft und seinen Verstand, die er als die gröβesten Gaben GOttes ansehen sollte, mißbrauchet. Da sie sich durch ihre übertriebene Vernunft, und durch eine eingebildete allzugroße Klugheit leiten lassen, so kann es wol nicht anders seyn, als daß sie sich an der Einfalt des Wortes GOttes ärgern, und dasjenige, was sie nicht so fort einsehen können, als Fabeln betrachten, oder wol gar in den Gedanken stehen, daß sie sich an dem höchsten Wesen versündigten, wenn sie ihrem Verstande eine solche vermeynte Gewalt anthun sollten, hieran zu glauben. Der Gedanken, daß ein endliches Wesen auch einen endlichen und eingeschränkten Verstand habe, der von dem Verstande eines unendlichen Wesens so unendlich unterschieden ist, kömmt ihnen nie in den Sinn, weil sie wähnen, daß ihnen GOtt den Verstand dazu gegeben habe, auch in seine Geheimnisse eindringen zu dürfen. In solcher schmeichelhaften und hohen Einbildung ist ihr Verstand immer mit einem schädlichen Dunst umgeben, welcher nach und nach zu einem dickẽ Nebel wird, wovor das Licht der Offenbarung gänzlich verschwindet. Es kann also nicht anders seyn, als daß sie dadurch in einen beständigen Taumel gerathen, und darüber in süße Träume ihrer eingebildeten Weisheit verfallen. Was Wunder dann, wenn ihre Weisheit endlich in eine wahre Thorheit und ansteckende Krankheit übergehet, die wegen des beständigen giftigen Nebels unheil-

bar ist. Der sel. Joh. Jak. Rambach (*) hat darüber seine Gedanken geäussert, welche in ihrer Art so vortreflich als wahr sind, daß ich daher nicht unterlassen kann, solche wörtlich hieher zu setzen:

„Ihr entrüstet euch darüber, daß man euch zu„muthen wolle, dem Worte GOttes einfältig „zu glauben, ob man gleich nicht alles begrei„fen könne; weil ihr meynet, daß man solche „Forderungen kleinen Kindern, nicht aber ver„ständigen Leuten vorlegen müsse. Das be„trübteste ist, daß ihr euch bey eurem Unglau„ben noch klug dünket, und Wunder meynet, „was ihr für starke Geister wäret, die nichts „glauben wollen, was ihnen nicht so klar dar„gethan werden könne, als der Satz, daß zwey „mal zwey viere ausmachen. O! ihr überklu„gen Thoren! was soll man euch sagen? Man „muß euch mit Erbarmen eurem Richter über„lassen. Dieser hat eine Geissel, womit er die „Narren züchtiget. Wird er euch diese fühlen „lassen, so werdet ihr vielleicht anders urthei„len. Es sey dann, daß ihr umkehret, und „werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins „Himmelreich kommen ꝛc.

Gewiß ein Gemälde, welches zwar nur im Klei„nen entworfen, welches aber so richtig getroffen ist, daß man diejenigen, die es vorstellet, bey dem ersten Anblicke so fort klar erkennen kann, ob sie

(*) In seinen evangelischen Betrachtungen, Halle 1731. a. d. 1538. S.

sie es gleich aus Hochmuth nicht gestehen wollen! Zwar Kinder und starke Geister, wie kommen diese zwey so verschiedene Dinge zusammen? möchte mancher ausrufen! Gleichwol ist nichts gewisser, und es lehret auch die Erfahrung zur Gnüge, daß eine Person in Ansehung ihres Unverstandes ein Kind im eigentlichen Sinne, zugleich aber ein so genannter starker Geist seyn, und beides sehr wol mit einander bestehen könne. Denn ist derjenige nicht einem unverständigen Kinde gleich, ja wol noch viel geringer und einfältiger zu achten, der um so schlechter zeitlicher Dinge willen, die wie das Spielwerk der Kinder gegen jenes Leben anzusehen sind, seine ewige Wolfahrt nicht erkennen kann, oder aus einer kindischen Eigenliebe, um seinen Willen zu haben, nicht erkennen will? Oder welchem Sprachverständigen kann wol unbekannt seyn, daß die Wörter **stark, dick, grob, unausgebildet**, mehrentheils in einerley Bedeutung genommen zu werden pflegen? Denn eben daher heißen sie **starke Geister**, weil sie den feinen und wirklich großen und aufgeklärten Geistern entgegen gesetzet sind, und weil ihr Geist, daß ich mich so ausdrucken mag, von den **materiellen** Substanzen noch nicht gereiniget ist. Haben also die Herren wol Ursache, auf die Benennung eines starken Geistes so stolz zu seyn? — Man hat bisher mit den Worten bloß einen unrechten Begriff verbunden, wie es öfters zu geschehen pfleget. Es ist schlimm genug, daß man die Bedeutung der Worte nicht besser zu bestimmen suchet,

welches, wie bekannt ist, schon viel Mißverstand und Unheil in den Wissenschaften, und besonders in den Sprachen, angerichtet hat. —

6.

Immerhin möchten sich die Freygeister und Ungläubigen auf ihre Einfälle und Spötterenen wider das Christenthum was zu gute thun — man gönne ihnen diese Freude, denn das ist doch die einzige Belohnung, die sie in diesem Leben dafür zu hoffen haben; die in jenem Leben wird aber desto schrecklicher seyn. — **Nur sollten sie sich hüten, solche Hirngespinste als neue Erfindungen, als geschmackvolle und gesunde Früchte des menschlichen Verstandes der Welt aufzudringen.** Denn wenn man es recht bey Lichte besiehet, so bestehen diese gerühmten Entdeckungen und neuen Aussichten in **lauter alten, verlegenen und abgedroschenen Sachen,** welche an sich eben dieselbigen, und nur darinnen unterschieden sind, daß man ihnen durch eine neumodische Kleidung, und durch einige witzige Spötterenen ein neues Ansehen zu geben gesuchet hat. Hat doch **Salomo** zu seiner Zeit schon gesaget: **die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein GOtt.** — Im Grunde betet immer einer dem andern nach. So hat z. B. Schilderer Hausen (*) seine Vertheidigung des Julians und

(*) In seiner so genannten pragmatischen Geschichte der Protestanten.

und seine Lästerung der christlichen Religion zum Theil aus dem **Marquis von Argens**, (*) einem der verhärtesten Feinde der christlichen Religion zu unseren Zeiten, genommen. Der **Marquis von Argens** hat seine Weisheit aus dem **Arnold, Thomasius** und **Mandeville** — geschöpfet. Diese haben wieder ältere Vorgänger geplündert. So plündert immer einer den andern, und zuletzt wissen sie selber nicht, wem der Plunder zugehöret. — Was Wunder also, daß sie endlich ihre ausgekramten Sächelchen selbst für ihre eigene Erfindung halten!

Aberglauben.

I.

Man sollte glauben, daß, so wie der Unglaube zu unseren Zeiten zunimmt, auch zugleich der Aberglaube abnehmen müsse; weil nach dem natürlichen Lauf der Dinge zwey Wesen, die einander so entgegen gesetzt zu seyn scheinen, zu gleicher Zeit nicht mit ein-

(*) Und zwar aus dessen Schrift: defense du Paganisme par l'Empereur Julien, en Grec et en François, avec des dissertations et des notes, par Ms. le Marquis d'Argens. Berlin 1764. 4.

ander bestehen können. — Es ist wahr, in Ansehung des gemeinen Haufens mag dieses wol einigermaßen seine Richtigkeit haben; denn derjenige würde gewiß seine Rechnung dabey schlecht finden, der es sich zu unseren aufgeklärten Zeiten einfallen lassen wollte, die Leute mit Wunderwerken, Prophezeyungen, Wunderzeichen, Blutzeichen, Behexen, Besprechen, Geisterhistorien und dergleichen zu schrecken. Allein daß auch hier die Natur, wie öfters eine Ausnahme mache, oder nachlasse, solches bewähret das Beyspiel vieler unserer sogenannten großen oder baumstarken Geister zur Gnüge. Denn wie viele gibt es nicht, die eben zu der Zeit, da sie so stolz und aufgeblasen auf ihren starken neumodischen Glauben sind, und Himmel, Hölle, die Ewigkeit und die ganze christliche Religion verwerfen und verspotten, sich nicht scheuen, die lächerlichsten Fratzen von sympathetischen Kuren und anderen abergläubischen Dingen, von der Wünschelruthe, Gespenster- oder Geisterhistorien, Jäger- oder Weidstücklein, und dergleichen zu behaupten. Entweder ich irre, **oder es kann wol zwischen Unglauben und Aberglauben kein so großer Abstand seyn, als man vielleicht glaubt.** Es wird immer eine große Aehnlichkeit und Verbindung zwischen ihnē übrig bleiben. Wer dieses läugnen wollte, müßte die Natur schlecht kennen; weil diese, nach den Begriffen der Naturlehre, sich niemals entgegen handelt. — Wenigstens ist so viel gewiß, daß eine jede Art von Unglauben zugleich einen Aberglauben voraus setze. —

Ob man aber dieses auch umgekehrt sagen könne, das ist eine andere Frage, welche ich eher mit nein als ja beantworten möchte.

2.

Man prediget so viel von Abschaffung des Aberglaubens, und bemühet sich doch nicht, den Leuten die Mittel und Gelegenheiten dazu aus dem Wege zu räumen. Die Bestrafungen und Ermahnungen auf der Kanzel sind, wie leider! die Erfahrung lehret, dazu nicht hinlänglich. Der weltliche Arm muß auch das Seinige dabey thun. Ein Beyspiel anzuführen, so spricht man heutiges Tages so viel von der Anordnung einer guten Policey, und niemand denkt doch auf eine bessere Einrichtung unserer gewöhnlichen **Kalender.** Diese sind es vornehmlich, welche durch ihre Prophezeyungen, Wettermachereyen, Tagewählereyē, und dergleichen Fratzen die Menschen, und vornehmlich die gemeinen Leute, in dem Aberglauben verstärken. Man sollte diese Sache in der That nicht so gleichgültig ansehen, sondern mit Ernst auf die **Verbesserung der Kalender** bedacht seyn, um dem gemeinen Haufen alle Veranlassung zu abergläubischen Dingen zu benehmen. Es ist in Wahrheit eine Schande, daß dergleichen Unwesen in einem christlichen Lande noch geduldet wird. Schlimm genug, daß sich die weltliche Obrigkeit um dergleichen Sachen, welche in die Religion und in das Wol und Weh der Menschen einen so großen Einfluß haben, nicht

besser bekümmert. Wenn es politische Dinge, solche, die dem Staate, der Kammer und den Finanzen zum Nachtheil gereichten, beträfe, wie bald würde man da mit Mandaten, Plakaten, Proklamen, Edikten und Strafbefehlen in das Land hinein rumpeln! Aber den Schaden Josephs, das Heil der Seelen, läßt sich niemand zu Herzen gehen. — Man sollte in diesem Stücke dem höchstrühmlichen Vorgange der Kaiserinn-Königinn von Ungarn und Böhmen nachfolgen, welche schon im Jahr 1756. durch ein eigenes Edikt vom 26sten Januar geboten hat, daß ins künftige in keinem Kalender von Aderlassen, Schröpfen, Arzney nehmen, Haar- und Nägelabschneiden, und dergleichen abergläubischen Sachen etwas gemeldet werden soll. (*) Herrliches, erhabenes Beyspiel von einem katholischen Hofe, welches uns Protestanten billig beschämen muß! — In einigen protestantischen Ländern, besonders im Braunschweigischen, soll nun diese löbliche Einrichtung ebenfalls bereits getroffen haben. Es ist zu wünschen, daß sie bald allgemein werden möge! —

3.

Daß der Aberglaube ein Verbrechen, und zwar ein höchst strafbares Verbrechen sey; daß der weltlichen Obrigkeit die Macht zustehe, alle und jede Verbrechen zu bestrafen, das wird wol niemand läugnen. **Es ist also gar nicht abzusehen, warum es auser den Pflichten des**

(*) S. Leipz. gel. Zeit. 1768. 7. St. 53. S.

des weltlichen Arms seyn sollte, den Aberglauben, gleich andern Verbrechen, verhältnißmäßig zu bestrafen; da er doch in der That und an sich eben so viel als eine Gotteslästerung und Abgötterey, mithin eine grobe Sünde wider die Gebote Gottes ist! — Und wem soll denn die Bestrafung dieses Lasters sonst zustehen, als der weltlichen Macht, besonders unter uns Protestanten, wo die Geistlichen gleich anderen Unterthanen, unter eben dem Joche der Sklaverey seufzen, und weiter keine Vorzüge und Gerechtsame vor anderen haben, als die schwarzen Röcke, nebst den Mänteln und Kragen? — Ja wol. — Aber man zucket die Schultern; man will mit der Sprache nicht heraus. — Warum, mein Herr Aristarch? Warum, was frageſt du noch? Wie kannst du verlangen, daß die weltliche Obrigkeit den Aberglauben bestrafen solle, da es unsere erleuchteren Zeiten nicht einmal zulassen, den Unglauben und die Gottesverläugnung, als die allergrößeste Gotteslästerung, die je erdacht werden kann, zu rügen, geschweige zu bestrafen? Das stritte ja wider die so gerühmte Freyheit im Denken; und man würde dadurch seinem eigenen Endzwecke zuwider handeln. Es ist also kein Wunder, daß der Aberglaube unter dem Schutze des Unglaubens ungestraft mit durchgehet! — Ja freylich, hier liegt die Schlange verborgen. Ich habe mich auf unsere aufgeklärten Zeiten nicht besonnen. —

Geistliche, geistlicher Stand.

I.

Unter allen Ständen ist der geistliche Stand der vorzüglichste, ehrwürdigste, und verdiener wegen seines erhabenen und zum ewigen Heil der Menschen gereichenden Endzwecks, vor allen anderen die größeste Ehrfurcht und Achtung. Alle andere Stände beschäftigen sich nur mit menschlichen, dieser aber mit göttlichen Dingen. Da nun das Himmlische dem Irrdischen unendlich weit vorzuziehen ist, so folgt auch daraus, daß der geistliche Stand, weil er die Ehre und Verherrlichung Gottes vornehmlich zum Gegenstande hat, den übrigen, die nur mit menschlichen Wissenschaften zu thun haben, auch unendlich weit vorgezogen werden müsse. — Ich sehe schon im Geiste, wie unsere sogenannten starken Geister, nach ihrer gewöhnlichen Art, die Nase rümpfen werden, weil es kein Wasser auf ihre Mühle ist. Immerhin! — Die Wahrheit wird dennoch immer Wahrheit bleiben, ob sie gleich von ihnen nicht erkannt wird. — Es ist nicht zu läugnen, daß es allerdinges eine edle Beschäftigung sey, die Menschen den Weg der Gerechtigkeit zu lehren, aber es ist gewiß eine unendlich weit edlere, sie zum Wege

der

der Seligkeit zu führen, und für das ewige Wol und die Glückseligkeit ihrer Seelen zu sorgen. Wer diese Wahrheit verkennen wollte, der müßte entweder gar keinen Begriff von der Religion haben, oder mit Willen an seiner eigenen Seele untreu werden wollen. Es ist daher fast keine Nation, sie sey von einer Religion, von welcher sie wolle, bey der nicht ihre Geistlichen in vorzüglicher Achtung und Ehrfurcht stehen sollten; auch die allerdümmesten und rohesten Völker nicht ausgenommen. Dieser Grundsatz war auch bey der ersten und alten christlichen Kirche allgemein; man verehrete die Geistlichen, als Väter, Richter, ja als Bothen GOttes. In den Zeiten, welche bey uns jetzt die finstern heißen, dachte und handelte man ebenfalls noch jenen löblichen Gesinnungen gemäß; nur zu unseren aufgeklärten Zeiten scheinet man diese Grundsätze gänzlich aus den Augen gesetzet zu haben. Man machet fast keinen weitern Unterschied zwischen den Geistlichen und anderen weltlichen Dienern und Bürgern des Staats, als daß ihnen vergönnet wird, ein schwarz Kleid, einen Mantel und einen Priesterkragen zu tragen, und etwan die Woche ein oder ein Paar Reden auf der Kanzel, der Gewohnheit nach, zu halten. Darinnen bestehen ihre einzigen Vorzüge; das Strafamt ist ihnen gänzlich genommen, und sie müssen, wenn sie ja allgemein strafen wollen, mit solchen Materien so entfernet zu Werke gehen, daß man kaum merken möge, was für ein Laster oder Verbrechen gemeynet seyn soll; sonst klopfet man sie nachdrück-

lich

lich auf die Finger, oder stellet sie wenigstens auf das ungestümste zur Rede. Man setzet sie wol gar ab, oder jaget sie um ein andermal das disce mercari cautius hübsch zu beobachten, vorerst auf Pönitenzpfarren; zumal, wenn sich die Großen getroffen zu seyn vermeynen. Ein jeder Witzling darf sie bey aller Gelegenheit verspotten, und jedermann will mit Gewalt an ihnen zum Ritter werden. Mit einem Worte: sie sind den verworfenen Ecksteinen gleich, an die jedermann anstößet, ohne sie jemals enzusehen.— Was ich gesagt habe, trift nur uns Protestanten; denn den Katholiken muß man den Ruhm zugestehen, daß solche verderbliche Grundsätze noch zur Zeit bey ihnen wenig Wurzel geschlagen haben; ob wol nicht zu läugnen ist, daß auch sie seit einiger Zeit an unterschiedlichen Orten anfangen, uns Protestanten rühmlichst nachzufolgen. Und wenn es damit, welches doch nicht zu wünschen ist, ferner bey uns so fortgehen sollte, so zweifele ich nicht, man wird endlich gar auf den Einfall kommen, die Geistlichen gänzlich abzuschaffen, oder sie wenigstens zum Theil als weltliche Diener des Staats zu gewissen Absichten beyzubehalten. Die Kirchen, andere geistliche Stiftungen, und Gemeinheiten sind so schon mehrentheils ihres Vermögens beraubt, und von dem Fiscus verschlungen. Sie werden also aus Mangel der Mittel doch wol nach und nach eingehen müssen. Die Naturalisten und Materialisten, welche leider! bald die herrschende Religion ausmachen werden, brauchen ohnedieß keine Geistlichen;

lichen; die Besoldungen können zum Besten des Staats, das ist, zum Jagen, Hetzen, Fressen, Saufen, zur Pracht, Ueppigkeit, Verschwendung, zum Auskaufen der Stände und Unterthanen, zu Gewerben, Handthierung, und auch leider! um eine Menge Faulenzer, Plaker und gefreyte Todtschläger halten zu können, angewendet werden. — Was kann aber endlich aus allen diesen wol anders entstehen, als eine allgemeine Verachtung und gänzliche Umstürzung der christlichen Religion, und eine Versetzung in den bloß natürlichen Zustand, wo das bellum contra omnes das erste und vornehmste Grundgesetz ist! Denn wie kann derjenige eine wahre Achtung und Ehrfurcht gegen Christum und unsere heilige Religion haben, der ihre Diener hasset, verspottet und drücket? Heißt das nicht mit Vorsatz und aller Gewalt an dem gänzlichen Verfall der christlichen Religion arbeiten? O GOtt! in was für kläglichen Zeiten leben wir schon, und was für erschrecklichere werden wir noch zu gewarten haben! Lasset uns den Höchsten bitten, daß er uns solche nicht erleben lasse, sondern uns noch vor ihrem Eintritt wegrücke!

2.

Die Einwendung, die man dawider macht sind mir nicht unbekannt. Man sagt: die Geistlichen hätten sich die Verachtung selbst beyzumessen, weil sie so viel unwürdige Glieder, die eine so schlechte Aufführung, einen stol-

zen

zen Hochmuth, Eigensinn und Herrschsucht von sich blicken ließen, unter ihnen gefunden würden. Ich kann das letztere zugeben. Denn wo findet man irgend eine Heerde, worunter nicht zum wenigsten ein oder ein Paar räudige Schafe angetroffen werden möchten? Nur ist der Umstand zu beobachten, daß, wenn ein Geistlicher etwas Straffälliges begehet, oder eine übele Aufführung hat, solches um deswillen viel eher als in anderen Ständen in die Augen fället, weil eines Theils der Geistlichen, in Entgegensetzung der Weltlichen, so wenig sind, und andern Theils durch die gewöhnlichen Bestrafungen, als die Suspension, Absetzung ꝛc. dasselbe nothwendig viel eher bekannt werden muß, als bey den Weltlichen; da man ohnedieß geneigt ist, den Geistlichen bey aller Gelegenheit eins anzuhängen, und die Splitter, die sie in ihren Augen haben, für große Balken auszuschreyen. Man macht sich daher kein Gewissen, dergleichen Dinge, die man doch, der Liebe des Nächsten nach, so viel möglich, zudecken sollte, recht mit Vorsatze weiter zu verbreiten, nicht nur in der sträflichen Absicht, dem ganzen geistlichen Stande wehe zu thun, sondern wol gar, um die Welt glauben zu machen, daß solche Laster und Sünden, welche bey den Weltlichen mehrentheils unter die Galanteriestückchen gehören, dergleichen man sich nicht zu schämen sondern sich ihrer wol gar noch zu rühmen pflegt, eben so viel nicht zu bedeuten hätten; oder, um die dem weltlichen Stande mit Recht gemachten Vorwürfe

se der Ruchlosigkeit, durch Verachtung und Besprützung des geistlichen, von sich abzulehnen. Was kann aber ein ehrlicher Mann dafür, wenn er einem bösen Buben auf der Straße begegnet, der mit Fleiß in den tiefsten Koth tritt, um nur den ersten dadurch besudeln zu können! Kann ihm dieses wol an seiner Ehre nachtheilig seyn? Mit nichten. Eben so wenig Nachtheil bringē die Verläumdungen der rohen Weltmenschen einem rechtschaffenen Geistlichen, einem redlichen Diener GOttes, bey vernünftigen und der Religion mit Ehrfurcht zugethanen Christen zuwege. Der unvernünftige große Haufen mag davon halten, was er will. — Es ist schlimm genug, daß dergleichen Laster und Verbrechen, weshalb man die Geistlichē zur Strafe ziehet, und andere mehr, unter den Weltlichen so häufig im Schwange gehen, und doch wenig geachtet, noch seltener aber bestrafet, vielmehr für Galanterien geachtet werden. Da trift freylich wol die Regel ein: ein Sache, die selten vorfällt, reizet die Neugier und die Aufmerksamkeit der Menschen vielmehr, und bleibet länger in deren Munde und Angedenken, als ein Ding, das öfters geschiehet, und eben dadurch dem menschlichen Gemüthe schon gleichgültig wird. Was Wunder also, wenn man von dem Vergehen eines Geistlichen so viel Geschrey und Aufheben macht, und dagegen bey allen, und so zu sagen Tag täglich vorfallenden himmelschreyenden Sünden der Weltlichen, als der Verspottung der Religion, der Lästerung GOttes und unsers Erlösers, offenbarer Hurerey,

rerey, Ehebruch, Mißbrauch der Kreatur durch den Sklaven- oder Soldatenstand, Beraubung der Freyheit und des Vermögens, auch Unterdrückung seines Nebenmenschen, Verdrehung und Versagung der Gerechtigkeit, muthwilligen Processen, juristischen Kautelen, und Beutelschneidereyen, öffentlichen Balgereyen, vorsätzlichen Todtschlägereyen, und anderen dergleichen sauberen Stücklеins, gleichgültig zu seyn scheinet, und wol noch dazu den Verbrecher, wenn etwan unter tausenden ja einer gestrafet wird, mit seinem fatalen Schicksale entschuldigen will. — Wie unbillig handelt man aber nicht, wenn man dasjenige Vergehen einem ganzẽ Stande und Gemeinschaft zur Last legen will, was nur ein oder einige Mitglieder davon begangen haben! Und was für ein übereilter Schluß ist es also nicht: weil unterschiedliche Geistliche dieses oder jenes Verbrechen begangen, oder eine unanständige Aufführung haben, also verdienet der geistliche Stand überhaupt keine Achtung? Wie, wenn ich so schließen wollte: weil es so viele unwürdige Regenten gibt, z. B. den Großsultan, den Tartarchan, den großen Mogul, den Hyder Aly ꝛc. also verdienet auch der ganze Regentenstand keine Ehrfurcht? Oder: weil so viel böse Christen, Kausenmacher und Blutigel des menschlichen Geschlechts unter den Juristen, Kameralisten und Publicisten zu befinden sind, also müssen diese in einem christlichen Lande nicht weiter geduldet werden? Würde nicht jedermann, und das mit Recht, sagen, daß dieß ein so wahnwitziger,

ger, als höchst straffälliger Schluß sey. Man lerne doch zuvor unterscheiden, ehe man als Sittenrichter auftritt. —

3.

So unbillig die Vorwürfe sind, die man dem ganzen geistlichen Stande, in Ansehung einiger einzelnen ungerathenen Mitglieder, macht, so sehr wäre dagegen zu wünschen, daß man nicht Ursache haben möchte, über viele derselben in der Absicht zu klagen, daß sie durch ihr Verhalten ebenfalls ein vieles zum Verfall und Gleichgültigkeit des Christenthums beytragen! Von denen, welche als wirkliche unwürdige und lasterhafte Mitglieder bekannt sind, ist hier die Rede nicht. Eine Ausnahme macht keine Regel; es liegt vielmehr am Tage, daß ihr Betragen und ihre Verbrechen so wenig dem geistlichen Stande, als weniger dem Christenthume zum Nachtheil gereichen können; am wenigsten, wenn sie als bereits Abgestrafte und Abgesetzte, aufgehöret haben, Mitglieder des geistlichen Standes zu seyn. — Nein — Es sind solche, welche zwar als angesehene Männer von der heutigen Modewelt geehret und gefürchtet werden, welche aber jener apostolischen Lehre: ich suche nicht meine Ehre, sondern die Ehre des HErrn, schnur gerade entgegen handeln; indem sie mehr auf ihre eigene Ehre und Ansehen, als auf die Beförderung der Ehre GOttes bedacht sind. Ihr ganzes Bemühen scheinet nur dahin zu gehen, ihre grossen Einsichten vor

der Welt zu zeigen, sich Ehre, Ansehen, Ruhm, Bewunderung und vielen Zulauf zu verschaffen. Um das Heil der Seelen sind sie gewiß nicht ängstlich besorget. Sie wollen nur als grosse Redner und Philosophen geehret werden, die Pflichten eines eigentlichen geistlichen Lehrers sind ihnen ziemlich gleichgültig. An Statt von Erbauung, von Buße, von der Erlösung, von der ewigen Seeligkeit zu predigen, hört man nichts, als so genannte heilige oder moralische Reden von ihnen halten; Reden, die bey nahe bey jeder feyerlichen Gelegenheit ausser der Kirche gehalten werden können, wenn man die Gebete davon weg nimmt. Sie scheinen, sich recht mit Fleiß sorgfältig zu hüten, daß der Name GOttes und unsers Heilandes JEsu Christi, das Erlösungswerk, und die heilige Dreyfaltigkeit, ja nicht genennet werde, um bey den heutigen so genannten vernünftigen Christen nicht etwan anzustossen. —Lauter ausgesuchte, ausgeschmückte, ästhetische, hochtrabende und verwickelte Ausdrücke, aber keine Erbauung!—Der Unterschied zwischen einem geistlichen Lehrer und einem Redner scheinet ihnen gänzlich unbekannt zu seyn. Mit einem Worte: sie legen bey aller Gelegenheit an den Tag, daß sie wol für grosse Geister aber für keine erbauliche Prediger gehalten werden wollen. Das Wort des HErrn in Einfalt zu verkündigen, erwecket ihnen einen Eckel, und sie halten es für eine Erniedrigung ihres grossen Genie, wie die Modesprache lautet, von der Wiedergeburt, Buße, Gnadenbearbeitung des heiligen

Geistes, welches nach ihrem Geschmacke unbestimmte Ausdrücke sind, zu sprechen; weil sich solches für Leute von Talenten, für Geistliche nach der grossen Welt nicht schicken würde. Beyspiele sind verhaßt; wer sie aber zu sehen verlangt, der kann sie hin und wieder an den Höfen der Hohen, in grossen Städten, auf Universitäten, vornemlich aber an den Ufern der Spree, der Oder, der Saale, der Leine ꝛc. sehr leicht finden. — Daß nun ein solches Betragen der Religion unstreitig sehr zum Nachtheil gereichen müsse, kann wol nicht anders seyn, wenn man erweget, daß die Beyspiele grosser, angesehener und berühmter Gelehrten, z. B. einer T** T** M** S** S** S** B** B** selten ohne Nachfolger sind, und im gegenwärtigen Falle werden sie es gewiß am allerwenigsten seyn, da es auf die Abschaffung eines dem Weltmenschen verhaßten so genannten Religionszwanges angesehen ist, wozu diese alle Gelegenheiten mit beyden Händen ergreifen, um das vermeyntliche Joch der christlichen Religion endlich gänzlich abschütteln zu können. Wie sehr ist es also nicht zu beklagen, daß so gar die so genannten Diener Christi, die Lehrer der christlichen Religion, deren Pflicht doch ist, dieselbe gegen die so häufigen Anfälle der Spötter, Freygeister, Naturalisten, Indifferentisten — zu vertheidigen, durch ihr pflichtwidriges Verhalten, deren Verfall unvermerkt selbst mit befördern, und dadurch den Feinden der Religion die Waffen in die Hände geben, um sie vollends zu Boden zu legen. Wie soll da die christliche Religion

stehen kön̄en, wenn ihre Wächter und Lehrer selbst, von denen sie doch vielmehr Schutz zu erwarten haben sollte, an deren Verderben mit arbeiten! Die gefährlichen Folgen liegen auch oft offenbar am Tage. Wie viele, die sonst keinen übelen Vorsatz haben, lassen sich durch solche gerühmte Weisheitsprediger verblenden, weichen nach und nach von der Einfalt und Lauterkeit der christlichen Religion ab, werden Zweifler und endlich wirkliche Freygeister! Denn der Mensch ist ohnedieß geneigt, mehr auf das Blendende, das Erhabene im Ausdrucke, und den äuserlichen Anstand, als auf die Sache selbst, oder auf das Innere zu sehen; zumal bey unseren witzigen und geschmackvollen Zeiten, da auch die Religion leider! dem Geschmacke unterworfen seyn muß. Ich könnte viele Beyspiele davon anführen, woferne nicht solche ohnedieß jederman häufig vor Augen lägen. Gehe hin lieber Leser! in jene Länder und Städte an der Spree, an der Oder, an der Leine, an der Saale ꝛc. — Häufige, aber klägliche Beyspiele! — — Nur ein einziges finde ich für nöthig, hieher zu setzen, und ich zweifle um so weniger, daß solches bey unseren grossen Genies von einiger Wichtigkeit seyn werde, weil es selbst von einem der grössesten Geister ihrer Art, oder Naturalisten, herrühret. Es ist dieses der berüchtigte Spinoza, welcher in folgenden Worten damals schon deutlich genug zu verstehen gibt, daß ihm das Betragen jener geistlichen Lehrer, worüber jetzt mit Recht geklagt wird, nicht anständig gewesen sey, sondern ihn vielmehr in seinen naturalisti-

ralistischen Gesinnungen nur noch mehr verstärket habe:

„atque ita ipsum templum in theatrum „degeneravit, sagt er, (*) ubi non ecclesia„stici doctores, sed oratores audiebantur, „quorum nemo desiderio tenebatur popu„lum docendi, sed eundem in admirationem „sui rapiendi, et dissentientes publice car„piendi. u. s. w. “

Worte, die zwar aus der Feder eines Ungläubigen herkommen, welche aber so wahr und richtig sind, daß sie sich auf unsere Zeiten vollkommen passen. Klagt aber schon ein **Spinoza**, ein Naturalist und Feind der Religion über solche Gebrechen, was soll nicht erst ein rechtschaffener Christ, ein treuer Lehrer der Kirche Christi thun, der den Verfall der heiligen christlichen Religion vor Augen siehet, und dem der Schaden Josephs wirklich zu Herzen gehet! —

4.

Noch ein Gebrechen des geistlichen Standes, welches der christlichen Religion in der Folge zu einem nicht geringen Nachtheil gereichet, ist ohne Zweifel in der **allzugrossen Bequemlichkeit, Trägheit, Laulichkeit und Gleichgül-**

(*) a. d. 4. S. der Vorrede zu seinem Werke: Tractatus theologico - politicus genannt; s. Colexi Leben des Spinoza Frankf. u. Leipz. 1733. 8. 57. S. in der Anmerkung.

gültigkeit vieler unserer heutigen Gottesgelehrten und Prediger zu suchen. Sie scheinen ihre Pflicht fast einzig und allein darauf einzuschränken, daß sie in der Woche ein oder zweymal die Kanzel besteigen, zu gewissen Zeiten das heilige Abendmahl, und etwan eine halbe Stunde Kinderlehre halten, oder die vorfallenden geistlichen Handlungen, als Taufen, Trauen, Begraben, verrichten. Und wenn sie das gethan, so meynen sie ihrem Endzwecke gemäß gehandelt zu haben. Im übrigen lassen sie es gehen, wie es will, und pflegen der Ruhe und eines gemächlichen Lebens, oder vertreiben sich die Zeit mit Nahrungs-Geschäften und Gewerbnissen, mit dem Ackerbau, der Viehzucht, oder wol gar mit dem Spiele. Es ist so ferne, daß sie sich um andere Vorfälle in ihrer Gemeinde bekümmern sollten, daß sie vielmehr sehr froh sind, wenn man ihnen nur weiter nichts zumuthet, sondern sie in ihrer Ruhe ungestöret lässet. Wie leichte wäre es ihnen öfters, den Hausfrieden in dieser und jener Familie durch einen einzigen freundschaftlichen Amtsbesuch wieder herzustellen, angefochtene und betrübte Seelen wieder aufzurichten, Uneinigkeiten und Streitigkeiten zwischen Eheleuten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Nachbarn und Freunden zu schlichten, und andere Unordnungen, Gebrechen und Laster in allerhand Ständen abzustellen, die öfters deshalb, weil dieses unterlassen wird, vor dem weltlichen Richter zur grossen Verbitterungen Processen, Weitläuftigkeiten und Geldverspliterungen ausschlagen, und die

Parthey-

Partheyen wol gar um ihr zeitliches und ewiges Wol bringen! Nicht das Lehren und Predigen allein, sondern die gute Aufsicht über die einem Prediger anvertrauten Schafe, machet das Amt eines treuen Hirten aus; und durch diese wird vornehmlich diejenige Pflicht verstanden, wenn es heißet: wachet über die Seelen, die euch anvertrauet sind ꝛc. und ferner: man wird ihre Seelen von euren Händen fordern. Nichts ist geschickter, diese Pflicht der Aufsicht und Wachsamkeit zu erfüllen, als der öftere Zuspruch der Geistlichkeit bey den Mitgliedern ihrer Gemeinden — Aber leider! die Gemächlichkeit und Bequemlichkeit wollen es nicht gestatten, ob man gleich sonst nicht unterlässet, die so genannten Staatsbesuche, die Kaffee- und Schmausegesellschaften gehörig abzuwarten — Man vergißt darüber die Rechenschaft, die man dem HErrn aller Herrē von seinem anvertrauten Amte dereinst zu geben hat — Schrecklicher Gedanke, verdammliche Nachlässigkeit! — Betrachtet man endlich das Strafamt als eine der vornehmsten Pflichten der Geistlichen, o! wie schlecht ist es vollends damit bestellet! Man strafet entweder zur Unzeit, oder doch nicht eher, bis es die Gelegenheit der Materie mit sich bringet, und das zwar in so allgemeinen, uneigentlichen und weit hergeholten Ausdrücken, daß jedermañ nichts anders glauben sollte, es würden nur solche Laster, die in ganz entfernten Gegenden, als in der Türkey, den Morgenländern ꝛc. keineswegs aber solche, die vor der Thüre begangen werden, damit gemeynet. Man bemühet sich recht

sorgfältig, den Vortrag so zu bemänteln, daß auch nicht einmal der Verbrecher selbst es merken solle, daß es auf ihn gienge. Die Sünden mögen noch so himmelschreyend seyn, man überlässet es dem weltlichen Arme, sie zu strafen; und wenn dieses nicht geschichet, so meynen sie dennoch das ihrige gethan zu haben. Betrifft es nun endlich solche Laster und Verbrechen, die von Vornehmen und Grossen begangen werden, o! wie behutsam verfährt man da, alles zu vermeiden, das nur einen Schein haben möchte, als hätte es eine Beziehung darauf. Man giebt sich vielmehr alle Mühe, solche auf alle Art und Weise zu beschönigen, und überhaupt den Schooßsünden der Grossen und Mächtigen Polster unterzulegen; bloß aus einer eiteln und sündlichen Menschenfurcht, man möchte sein Brod verlieren, oder auf eine Pönitenzpfarre gesetzet, oder auf die Finger geklopfet werden.— Aber o! unzeitige Behutsamkeit, verdammliche Menschenfurcht! Werden auch diese dermaleinst im Stande seyn, euch vor dem Gerichte Gottes zu rechtfertigen? Heißt das seine Pflichten erfüllet zu haben, wenn man sich durch Bequemlichkeit, Ansehen der Personen und Menschenfurcht von Ausübung derselben überhaupt, und des Strafamts insbesondere abhalten lässet? Sind das treue Hirten, die sich, wenn der Wolf kömmt, entweder verbergen, oder sich sogar aus Furcht, daß er ihnen schaden möchte, scheuen, ihn bey seinem Namen zu nennen? Wird schon einem weltlichen Bedienten und Rathe, der sich fürchtet, seinen Herrn von

einem

einem unrechtmäßigen Vorhaben abzurathen, und aus Furcht ſeinen Dienſt zu verlieren, oder eine unangenehme Begegnung zu leiden, der Wahrheit und ſeinen Pflichten gemäß, mit der Sprache gerade heraus zu gehen, ein ſchreckliches Gericht bevorſtehen; o! was wird nicht erſt ein ſolcher ſorgloſer, furchtſamer und unwürdiger Seelenſorger zu gewarten haben, durch deſſen Betragen nicht nur viele einzelne Schafe verlohren gegangen ſind, ſondern auch der ganzen chriſtlichen Kirche ein unheilbarer Schaden zugezogen worden! — Denn es kann gar nicht fehlen, daß auch dieſes angezeigte Gebrechen ein vieles zum Verfall des Chriſtenthums beytrage. Die Folgen liegen klar vor Augen, zumal in unſerer reformirten Kirche.

Juriſten, Rechtsgelehrte.

I.

Die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, ſo viel zur Gerechtigkeit führen, wie die Sterne immer und ewiglich. (*) Daß in dieſer ganzen Stelle eigentlich die Rede bloß von den Dienern des Wortes GOttes ſey, ſolches wird von den meiſten Auslegern der heiligen Schrift als ausgemacht ange-

(*) Dan. 12. v. 3.

nommen. Einige aber haben einen Unterschied zu machen gesuchet, und durch die Lehrer die Diener des Wortes Gottes, und die Geistlichen, durch die, so viel zur Gerechtigkeit führen, hingegen die Juristen, Obrigkeits- und Gerichtspersonen verstehen wollen. Und diese Meynung hat auch zu unsern Zeiten vielen Beyfall gefunden. Ich bin kein Geistlicher, sondern ein Jurist und Weltmann, der den Grundtext nicht verstehet, und also von der Gründlichkeit und Richtigkeit dieser Auslegung nicht urtheilen kann. Ich muß es daher den Theologen überlassen. So viel sehe ich aber gar wol ein, daß, wenn die letztere Meynung gegründet seyn solte, dadurch unmöglich die Römischen Juristen und Sachwalter, oder unsere heutigen Rechtsgelehrten und Gerichtsperson̄e verstanden werden können, sondern vielmehr diese Stelle auf jene glücklichen Zeiten, wo die Priester und Richter noch einerley Personen waren, gezogen werden müsse. Denn die Römischen sowol, als unsere heutigen Juristen haben gar die Eigenschaften nicht, die der heilige Schriftsteller ihnen beyleget. — Leute, die von je her, von den Zeiten der Römer bis auf die unserigen, gleichsam ein Handwerk von Lügen, Trügen, Zungendreschen, Sophistereyen, Beutelfegen und Wortverdrehungen gemacht haben, welche die Geschicklichkeit besitzen, aus recht links, aus links recht, aus krumm gerade, und aus gerade krumm zu machen, und an Statt den Leuten das rechte Recht zu sprechen, oder sie zu vergleichen, sie in noch mehrern

Streit,

Streit, Unruhe, und Verwirrung zu verſetzen, um dabey im Trüben zu fiſchen; die die heilloſe Kunſt erfunden haben, die Geſetze nach eines jeden Vortheile auszulegen, wie ſie wollen; die die Welt mit einem Wuſte von Geſetzen überſchwemmet haben, unter deren Laſt ſie noch bis auf den heutigen Tag ſeufzet; mit einem Worte: Leute, von denen beynahe alle Unruhen, alles Unglück und alle Verwirrungen in der Welt hergekommen ſind, und noch herkommen, und deren Beruf es niemals geweſen iſt, die Menſchen zur Gerechtigkeit zu führen; man müßte ſie denn das Bildniß der Themis eine Weile haben angaffen laſſen; ſolche Leute ſollte der heilige Schriftſteller vor Augen gehabt haben? Das würde offenbar wider die Göttlichkeit der heil. Schrift ſtreiten. In die Litaney gehören ſie wol, aber in der Bibel können ſie, auſer in der ſiebenten Bitte, unmöglich einen Platz finden, es müßte denn in der Geſchichte von der Suſanna ſeyn. — Ja wol führen ſie leider! viele zur Gerechtigkeit, aber wie? Mit verbundenen Augen, damit die armen Leute den Labyrinth, wohin ſie von dieſen Sternen der Gerechtigkeit und Söhnen der Themis geführet werden, nicht vorher ſehen, und umkehren mögen. — Wehe uns, daß wir ſo geſündiget haben, in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen!

2.

Juriſten, böſe Chriſten. Iſt dieß eine Regel, ſo heiſt es: keine Regel ohne Ausnahme; ſoll es aber ein bloßes Sprüchwort ſeyn, ſo iſt zu wiſſen,

wiſſen, daß unter allen Ständen Böſe mit unterlaufen. — Gut aber: a potiori fit denominatio; wer leugnet mir das? Sind die Juriſten gleich keine böſe Chriſten, ſo müſſen ſie doch ſolche werden; denn ſonſt wären ſie ja keine Juriſten. Um des Reims willen geſchiehet es doch gewiß nicht. Und eben ſo wenig kann wol die Endigung in iſt, iſten, dergleichen viele aus dem lateiniſchen zu uns gekommenen Wörtern, als Publiciſt, Feudaliſt, Materialiſt, Indifferentiſt, Spinoziſt, Naturaliſt u. ſ. w. angehänget zu werden pflegen, Urſache davon ſeyn; obwol nicht zu leugnen iſt, daß dieſe Endigung vermöge der in ihr liegenden Bedeutung, allezeit einen ſehr verdächtigen, verächtlichen, und verwerflichen Begriff mit ſich führet. — Einige wollen den Grund in der bekannten bibliſchen Stelle: **wie ſtimmet Chriſtus und Belial überein?** gefunden haben, und ſtehen in der Meynung, daß das alte Buch des ehrlichen Jakob von **Theranis**, das **Buch Beleal** genannt, welches nachher der bekannte Ayrer, unter dem Tittul: *Proceſſus Juris*, und **hiſtoriſcher Proceß**, vermehrter herausgegeben hat, Gelegenheit dazu gegeben habe. — Allein auch dieſe Meynung iſt nicht gegründet. Man muß den Urſprung dieſes Sprichworts in den ältern, und zwar in den Zeiten des Kayſers **Friedrich des dritten**, ſuchen. Als nemlich zur Zeit dieſes Kayſers die Römiſchen Juriſten aus Italien häufig nach Deutſchland, und beſonders an den kayſerlichen Hof berufen, und wegen ihrer, auf die

Ver-

Vergrößerung der Gewalt der Großen, und Schwächung der Gerechtsame der Niedrigen, abzielenden Kunstgriffe, und übertriebenen Schmeicheley, zu großen und hohen Ehrenstellen erhoben wurden, die auf ihre Freyheit eifersüchtigen Deutschen aber bald anfingen, das ihnen ohnedieß von jeher verhaßte Joch der Römischen Richterstühle zu empfinden, und darüber zu murren, so war es wol nicht zu verwundern, wenn sie begierig waren, sowol die ihnen neuerlich aufgedrungenen ausländischen Rechte, als besonders diejenigen Leute näher kennen zu lernen, von denen dieses Unheil, die Neuerung und Verwirrung in ihren alten vaterländischen Gesetzen herkam, und welche die seltene Kunst verstanden, durch ein einziges Axiom, oder legale Interpretation (wie die Floskel genennet wurde) den ehrlichen Deutschen Habe und Gut, Ehre und Leben, Freyheit und Vermögen, unter dem Schein der Gesetzmäßigkeit, abzurechten, und den Schatzkammern der Großen zuzuwerfen. Man sagte ihnen: dieß wären diejenigen berühmten Rechtsgelehrte und Weltweisen, deren Vorgänger dem ehemaligen Römischen Staate, durch ihre Geschicklichkeit und Weisheit, so nützliche und ersprießliche Dienste geleistet, die Hoheit und Größe des Römischen Reichs durch ihr Ansehen befördert und erhalten hätten, und im Stande wären, dem Deutschen Reiche eine gleiche Macht, Ansehen und Vorzüge zu verschaffen. Was aber die neuern Rechte beträfe, so wären sie den alten Deutschen ungeschlachten Rechten unendlich weit vorzuziehen; in-

dem

dem ſie eine Sammlung derjenigen herrlichen und weiſen Geſetze, Verordnungen, Edikte und Befehle in ſich begriffen, welche von jenen alten ſowol heidniſchen als chriſtlichen Kayſern nach und nach heraus gegeben, und nebſt den Meynungen, Auslegungen und Ausſprüchen jener alten berühmten Rechtslehrer und Philoſophen, von dem ſo genannten groſſen Juſtinian in ein Buch zuſammen getragen worden, mit einem Worte: dieſes neue Geſetz-Buch wäre ein Inbegriff aller göttlichen und menſchlichen Weisheit, und der Hauptgrund zu Beförderung der Glückſeligkeit derjenigen Völker, die ſo erleuchtet wären, dergleichē anzunehmē, und gegen die alten vaterländiſchen barbariſchen Geſetze und Gewohnheiten zu vertauſchen; und was dergleichen Anpreiſungen und Lobeserhebungen mehr waren. Ich weiß nicht, wie es kam, daß alle dieſe gerühmte Vorzüge und Vortheile unſeren ehrlichen alten Deutſchen Vorfahren, der vorgebrachten triftigen Bewegungsgründe ungeachtet, nicht einleuchten wollten. Denn dieſe hatten die Schwachheit an ſich, daß ſie überhaupt etwas ungläubig und mißtrauiſch waren, beſonders da, wo es auf die Einführung einiger Neuerungen, vornemlich aber ausländiſcher Dinge, Sitten, Geſetze und Gewohnheiten ankam. Sie konnten ſich alſo unmöglich überreden, daß ſolche Veranſtaltungen und Aenderungen, der vaterländiſchen Geſetze zu ihren Beſten vorgenommen werden ſollten, oder daß dergleichen Leute, wie die Römiſchen Juriſten, welche als offenbare niederträchtige Schmeichler,

den

den Regenten, auch bey ihren allerungerechtesten Handlungen, überall nach dem Munde redeten, den Mantel nach dem Winde hiengen, der Großen alles für erlaubt hielten, auch sie sogar selbst von der Verbindlichkeit der Gesetze loszehleten; und deren vornehmste Kunst und Beschäftigung darinn bestunde, aus Recht Unrecht, aus Unrecht Recht, aus links rechts, und aus rechts links, je nachdem es verlangt würde, zu machen, den Unterthanen und Ständen, durch Beraubung ihrer Vorzüge und Gerechtsame, das Joch der Knechtschaft und der Unterdrückung über den Hals zu werfen, und die Ketten der Sklaverey, womit man sie zu fesseln suchte, unter dem Schein des Rechts zu schmieden; mit einem Worte: welche sowol die Religion, als die Liebe des Nächsten und ihre Anwendung gänzlich zu verkennen schienen, wahre und gute Christen seyn könnten; besonders, da sie erfuhren, daß in dem neuerlichen Gesetzbuche so viele heidnische Grundsätze, Lehren und andere mit der christlichen Religion nicht bestehende Dinge enthalten wären. — Wer nun kein guter Christ ist, der muß ja nothwendig ein böser Christ seyn. Wer wird wol diesen Schluß umstoßen können? — Juristen böse Christen — so lauteten hierauf die allgemeinen Seufzer unserer alten ehrlichen Deutschen. — Sehet hier den wahrhaften Ursprung jenes alten berühmten, jedoch durch die Erfahrung mehr als zu bewährten Sprichworts! — Was würden aber endlich unsere alten redlichen Vorfahren dazu sagen, wenn sie aus ihren Grä-

bern

bern wieder aufstünden, und unsere heutigen Juristen sähen, welche ihre alten Vorgänger in der Schmeicheley gegen die Großen, in der Unterdrückung der Niedrigen, in Verdrehung und Verwirrung der Rechte, in Hintenansetzung des Christenthums, auf eine so rühmliche Weise unendlich übertreffen? Juristen, keine Christen — das würde ohne Zweifel die allgemeine Losung seyn, und sie würden sich gewiß aus Furcht vor ihnen, ohne Umstände wieder in ihre Gräber retiriren. — Doch der Himmel vergebe es mir, daß ich solches von meinen Glaubensgenossen habe schreiben müssen; indem ich heilig versichern kann, daß ich selbst ein Jurist bin. Um so weniger wird man mich für partheyisch halten, am wenigsten aber mir hoffentlich zur Last legen, daß ich aus Bescheidenheit noch nicht alles zu ihrem Lobe gesaget habe. — Ich protestire quam solemnissime, mich unrecht verstanden zu haben. Es ist alles bona et grata mente geschehen, und ein jeder ist seiner Worte bester Ausleger. — Man brauche unterdessen dieses als einen kleinen Beytrag zu des Pistorii thesauro paræmiarum germanico juridicarum; und zwar zum 27sten Sprüchworte des 7ten Hunderts, a. d. 593. u. ff. Ss.

Aerzte,

Aerzte, Heilkunst.

I.

Daß in keiner Kunst und Wissenschaft die Marktschreyerey mehr in Schwange gehe, als in der Arzeneygelahrheit und Heilkunst, solches ist eine so ausgemachte Sache, daß derjenige, welcher sich unterfangen wollte, dieses zu leugnen, sich an der Wahrheit selbst gröblich versündigen würde. Es kann jedoch nicht schaden, **eine Vergleichung zwischen den Aerzten und Juristen** anzustellen, weil dadurch die Sache klärer wird. Die **Juristen** rühmen sich, ihr Horn des Ueberflusses so voller Gerechtigkeit zu haben, daß es gewiß platzen müste, woferne sie nicht aus Menschenliebe allen und jeden ohne Unterschied, die es auch nicht verlangten, tag täglich davon mittheileten; nur Schade, daß nicht jeder fähig sey, dieses edlen Guthes theilhaftig zu werden; daher so viel in der Luft verfliegen und umkommen müßte. — Wenn man es aber recht bey Lichte besiehet, so ist die Schraube schon vorlängst eingerostet, und sie sind nicht einmal im Stande, denen mitzutheilen, die der Gerechtigkeit Statt des lieben trockenen Brodes bedürftig sind. Und wenn sie auch was mittheilen könnten, so dürfen sie doch nicht. Denn es muß methodice geschehen; sollte

gleich der Bedürftige vor Hunger der Gerechtigkeit darüber sterben. — Die Aerzte rühmen sich gleichfals, daß es nur allein in ihrer Hand stünde, mit Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod der Menschen zu schalten und walten, wie sie wollten, und einen Sterbenden in das Land der Lebendigen wieder zurück zu bringen, wenn ihm auch schon der Tod auf der Zunge sitze, oder ihm gar der Athem bereits ausgegangen wäre. Beleuchtet man aber die Sache etwas genauer, so lehret leider! die Erfahrung, daß sich diese elende Tropfen nicht einmal selbst, geschweige anderen helfen können. Und wenn sie auch hierzu etwas bey zu tragen vermögend wären, so will es doch die Kunst nicht zulassen, solchen zu helfen. Man lässet den Kranken gar gerne hinfahren, wenn er nur methodice kuriret ist. — **Die Juristen** legen sich den Vorzug bey, daß sie nur allein im Stande wären, die Menschen auf dem Wege der Gerechtigkeit zur wahren Glückseligkeit und Weisheit zu führen, und ihr wahres Wohl zu befördern. Betrachtet man aber dieses Vorgeben mit unpartheyischen Augen, so bestehet ihre ganze gerühmte Kunst und Weisheit darinnen, daß sie die Menschen mit einer Menge lateinischer Terminologien und barbarischer Formularien martern, die Ausübung der Lehre: seelig seyd ihr Armen, denn ihr werdet das Reich GOttes ererben, per indirectum, und nicht um das Heil der Seelen willen, zu erfüllen suchen, und die Menschen lehren, ihre Vernunft unter dem Gehorsam der Gesetze gefangen zu nehmen. Im übrigen ist

der

der Weg zur Gerechtigkeit durch den langen Nicht-gebrauch dergestalt mit Dornen und Disteln verwachsen, daß sie ihn schon längst ganz und gar verlohren haben, um so weniger aber im Stande sind, andere darauf zu führen. Und wenn ihn jemand, wie eine blinde Taube eine Erbse, von ohngefehr finden sollte, so kann man ihm mit Recht zurufen: per aspera ad astra. — — Die Aerzte geben pralhaft vor, daß sie nur allein solche untrügliche Mittel besäßen, den Menschen zu ihrer verlohrenen Gesundheit nicht nur wieder zu verhelfen, sondern auch denjenigen, die sich dieser unbetrüglichen Mittel, und ihres heilsamen Raths bedieneren, und sich darnach genau achteten, ein langes Leben, gleich dem Methusalem zu verschaffen. Im eigentlichen Betrachte aber können sie mit aller ihrer gerühmten Kunst nichts weiter ausrichten, als daß sie den Magen und das Eingeweide der armen Kranken mit einem Schwalle von unnatürlichen Apothekergefräße, und eckelhaften Getränke bestürmen, vor welchen sich die Krankheit zwar aus Eckel auf eine Zeit lang zu retiriren scheinet, nachher aber dadurch mehrere Kraft erhält, den Kranken desto heftiger anzufallen. Alles, was sie thun können, ist, daß sie der Natur zu Hülfe zu kommen gedenken. Allein auch diese muß sehr öfters vor solchen widernatürlichen Speisen und Getränken einstweilen entweichen, und es ist noch ein wahres Glück für diese Wunderkünstler, wenn die Natur noch zur rechten Zeit zurück kömmt, ehe die Seele gänzlich ausgehet; sonst würde es mit ihrer Kunst vollens sehr

schlecht aussehen. In der That sind sie doch nur wahre Naturflicker, und es ist daher sehr lächerlich, sich großer Thaten zu rühmen, da sie nicht der Natur, sondern die Natur ihnen zu Hülfe kömmt, und noch öfterer zu Hülfe kommen würde, wo sie nicht solche durch ihre unsinnigen Bestürmungen mit Gewalt vertrieben. — Die Juristen plagen die Leute mit lateinischen, die Aerzte aber mehrentheils mit Grichischen und theils auch wol Arabischen Brocken, die keinen weitern Nutzen haben, als eine methodische Charlatanerie zu zeigen. — Sehet, darinnen wird nun wol der vornehmste Unterschied unter diesen beyden zum Unglücke der Menschen entstandenen Zünften und Arten von Plagegeistern bestehen! —— Endlich — die **Juristen** glauben wol nicht, daß sie Marktschreyer sind, sie sind es aber dennoch. **Die Aerzte** müssen und wollen Marktschreyer seyn, sie sind es auch wirklich, und das mit Ehren; nam volenti non fit injuria. Ihnen gebühret also nothwendig der Vorzug. —

2.

Eigenschaften eines Arztes, was sind das für welche? 1) **Dummdreistigkeit.** Man muß alle und jede Kranken, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, ohne sich zubedenken, aus dem Stegreife zu heilen übernehmen, und auf die Kranken und ihre Natur aufs Gerathewol hinein stürmen. Geräth es, so ist es gut; wo nicht, so muß man dem Kranken, er lebet, oder stirbet, die Schuld selbst beymes-

sen,

sen, und übrigens alles für Kleinigkeiten ansehen. 2) **Unverschämtheit.** Man muß sich Zutritt in die Häuser der Vornehmen und Begüterten zu verschaffen suchen, und keine Gelegenheit dazu vorbey lassen, sie mag beschaffen seyn, wie sie will; wenn es auch gleich in der Eigenschaft eines Kupplers, Freywerbers, Geldwechslers, oder Klatschers geschehen sollte. Die Leute, zumal weñ sie der Himmel mit einer guten oder bäurischen Natur gesegnet hat, welche sich von gewöhnlichen Krankheiten eben nicht leicht niederhalten lässet, werden des Besuchs zwar bald überdrüßig, und stünden, wenn es seyn könnte, lieber eine harte Krankheit aus, wenn sie nur damit den Arzt ein für allemal gänzlich aus dem Hause vertreiben könten. Allein man muß sich daran nicht kehren, sondern den versperrten Eingang durchzubrechen suchen, es koste, was es wolle; gesetzt, daß man es auch ganz deutlich in den Gesichtern der Leute lesen könnte, wie sie lieber den Teufel als den Arzt kommen sehen. 3) **Unwissenheit.** Je unwissender, je besser; denn GOtt ist ja der Dummen ihr Vormund. Man thut auch wol, weñ man in den zu verschreibenden Mitteln zweifelhaft ist, es entweder auf das Loos, oder wie jener in der Arzneygelahrheit ganz Unkundiger, der einen großen Kasten voll Recepte geerbet hatte, und gleichwol einen Arzt abgeben wollte, auf ein kurzes Stoßgebet vor dem Kasten kniend ankommen zu lassen, um das rechte Mittel ergreifen zu mögen. 4) **Pralerey.** Man muß sich seiner großen Thaten und Wunderkuren bey aller Gelegenheit, auch mit solchen Umständen

und Vergrößerung rühmen, damit die Leute, und besonders die Kranken ein großes Zutrauen zu dem Arzte bekommen. Denn das hilft gewaltig viel; zumal, wenn einem die Worte gut fließen, und man im Stande ist, einige Zeugnisse großer und geschickter Leute anzuführen, auch dieselben mit glänzenden Betheurungen, oder wol gar, je nachdem die Gelegenheit und der Mann ist, mit einem triftigen Fluche zu unterstützen. Dem Kranken muß man beständig guten Trost zusprechen, jedoch die Krankheit eben nicht zu leicht und zu gering machen; im Gegentheil muß man sie bey anderen, vornemlich bey den Anverwandten des Kranken, allezeit für sehr gefährlich ausgeben, und die Schultern zucken; damit man, wenn die Heilung gut von Statte gehet, nachher desto mehr Ruhm und Ehre davon haben möge. Allein dessen ungeachtet müssen es doch nur Kleinigkeiten seyn, gegen diejenigen Fälle und Kuren, die man unter Händen gehabt, und glücklich vollführet hat. Gemeine Vorfälle zu erzählen, hieße die Kunst entheiligen und seines Endzwecks verfehlen. Lauter unerhörte Wunderkuhren erzähle man ihnen, z. B. daß man einem die gänzlich abgehauene Hand wieder angeheilet; einem, der sich den Kopf mitten von einander gefallen, und das Gehirn versprützet, durch Hülfe der Kunst wieder zu rechte, und ihm frisches Gehirn in den Kopf gebracht; einem, der sich gänzlich verblutet gehabt, wieder neues Geblüt in die Adern gegossen, und ihn lebendig gemacht; einem, dem die Seele schon vor länger als 24. Stunden ausgefahren,

fahren, und dessen Leichnam schon angefangen, in die Fäulniß zu gehen, vermittelst eines spirituösen Klystiers wieder zum Leben gebracht habe, u. s. w. je erfinderischer und wundervoller, je besser. Das macht dem Krankẽn Hoffnung und guten Muth, und es ist eine der vorzüglichsten Arzeneyen. Wo man die anbringen kañ, hat man mehrentheils gewonnen Spiel. 5) **Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit.** Die Kur mag gerathen zum Tode oder zum Leben; es mögen so viele Kranken hingeliefert werden, wie nur wollen, alles dieses muß den Arzt nicht rühren, sondern ihm so gleichgültig seyn, als wenn er sich durch den Barbirer den Bart abnehmen lässet, oder als wenn ihm der Fliegenschnäpper zum Fenster hinaus geflogen ist. An Entschuldigung darf es ihm aber, wie es sich ohne dies von einem verständigen Arzt, der sein Handwerk rechtschaffen gelernet hat, von selbst verstehet, niemals fehlen, damit ihm die Ablieferung so vieler Kranken an seiner Kundschaft keinen Nachtheil bringet. Bald muß der Kranke selbst, bald die schlechte Aufsicht, Arzney und Apothecke, die garstige Witterung, bald dieser oder jener dazu geschlagene Zufall, Ursache davon seyn; nach dem Sprichworte: der Tod will eine Ursache haben, welches schon manchen aus der Verlegenheit gerissen hat. Und welcher verständige Arzt, der anders seiner Zunft Ehre machen will, wird nicht auf einen beständigen guten Vorrath von Entschuldigungen bedacht seyn? Endlich 6) muß auch, wie es sich von selbst verstehet, die liebe

Marktschreyerey ja nicht auſſer Acht gelaſſen werden, weil eigentlich alle die erzählten Eigenſchaften in dieſe, als die Haupteigenſchaft, zuſammen fließen. Eine hohe und gelehrte Miene, ein tief- und nachdenkendes Anſehen, beym Pulsbefühlen, und Erzählung der Zufälle, bey Vorſchreibung der Recepte; eine groſſe Knotenperrücke mit dem Hute unter dem Arme, ein glänzender und etwas ſonderbarer Anzug, ernſthaft, witzig, geckhaft, hochmüthig, niederträchtig, Schnurren und Zoten mit unter, alles zur rechter Zeit; bald ein Heiliger, bald ein Freygeiſt, ein Poſtenträger, Verläumder, Kuppler, Freywerber, je nachdem es die Gelegenheit erfordert. Alles dieſes träget ein vieles zur Vollkommenheit eines Arztes bey. Ein Wort und eine Handlung zu ſeiner Zeit iſt wie goldene Aepfel in ſilbernen Schalen. Wer klug und weiſe iſt, läſſet ihm rathen, und nimmt dieſe Lehren zu Herzen.

3.

Frage: wie kann ein angehender Arzt am leichteſten zu Kundſchaft, Ruhm und Vermögen gelangen? Antwort: wenn er Gelegenheit hat, bey einem Groſſen als Leibarzt in Dienſte zu kommen, der eine gute, baumſtarke Natur hat. Er muß doch alle Tage etliche mal nach Hofe laufen, der Herr mag geſund oder krank ſeyn. Dieſes macht ein beſtändiges Aufſehen in der Stadt und in der umliegenden Gegend; und da der mehreſte Haufen, der von den Umſtän-

den

den des Hofes nicht sonderlich unterrichtet ist, ohnedieß gewohnt ist, die Gesundheit des Herrn nicht dessen Natur, sondern dem Leibarzte zuzuschreiben, so ist sein Glück bald gemacht, und sein Ruhm befestiget; zumal, wenn er die Kunst verstehet, dann und wann so wol gnädige als ungnädige Komplimente zu bringen, sie mögen wahr seyn oder nicht; oder öfters von Geheimnissen und Unternehmungen zu lallen, die entweder nur in der Einbildung bestehen, oder ihm von anderen aufgeheftet sind. Dieses bringet ihm in der Geschwindigkeit Ehre, Ansehen und Zutrauen zu Wege, und es kann nicht fehlen, daß sich seine Kundschaft von Tage zu Tage ausbreitet, und er dadurch sehr leicht ein ansehnliches Vermögen zusammen scharren kann; wenn er zumal das Glück hat, mit einem vornehmen Rathstitul zu prangen.

Große, Mächtige der Erden.

I.

Da nach unseren heutigen erläuterten Begriffen, die Großen über alle Gesetze hinweg, und im geringsten nicht daran gebunden sind, so folget also daraus ganz natürlich, daß sie blos nach ihrem Gutgedünken handeln können, wie sie wollen, es sey gerecht, oder ungerecht, gesetzmäßig

oder ungesetzmäßig; nam voluntas principis est summa lex. An der Rechtfertigung und Vertheidigung ihres Verfahrens, wenn es auch die allergrößeste Ungerechtigkeit von der Welt seyn sollte, kan es auch wol niemals fehlen, so lange es noch immer eine Menge Menschen gibt, die die Schmeicheley, und das niederträchtige Speichellecken als ihre vornehmste Pflichten betrachten. Und diese sind es eben, welche durch ihre so genannten geläuterten Grundsätze so viele tausend Menschen unglücklich und zu Sklaven machen. Den Großen selbst ist wohl das wenigste zuzuschreiben. Viele derselben mögen das beste Herz von der Welt haben; allein was hilft das, da sie theils nicht alles mit eigenen Augen sehen können, und theils nicht einmal wissen, daß sie unrecht thun? Weil sie leider! zumal bey uns Protestanten, wenig oder nichts gelernet haben, auch nichts lernen wollen, so müssen sie sich auf ihre Minister und Räthe verlassen. Sind nun diese Schmeichler, Speichellecker, Verächter der Religion und der Menschenliebe, oder böße Jaherren, (und wie wenige gibt es wol, die anders gesinnet sind!) so kann es wol nicht fehlen, daß solche heillose, despotische und unchristliche Grundsätze, wovor selbst die Menschheit zittern muß, immer allgemeiner werden, und fast niemand mehr weiß, was recht oder unrecht ist. Wie glücklich wären wir, wenn wir statt des neuerlichen so genannten vernünftigen Staatsrechts, welches so viel Unglück in der Welt anrichtet, noch in statu naturali leben möchten!

Die

Die Menschen würden wahrlich nicht so übel daran seyn, als jetzo. Denn da wußte man doch noch, wessen man sich zu seinem Nachbar zu versehen hatte; man kannte den Unterschied zwischen Krieg und Frieden; allein jetzt auch leyder mitten im Frieden unter denen, die doch Christen seyn wollen, der verdammte Grundsatz: bellum contra omnes, Statt. Eine Sache mag so ungereecht und ungereimt seyn, wie sie will, sie kann bey unserer heutigen Art zu beweisen, da man die Sache selbst vor dem Schwall der Worte, Schreibereyen, Anführungen und Beylagen nicht erkennen, und sie daher nach Gefallen wenden und drehen kann, vertheidiget werden. An Beweisthümern fehlet es bey unsern erfindungsreichen Zeiten niemals. Und wenn ja die Großen oder vielmehr ihre Ministers nichts mehr zur Beschönigung ihrer Ungerechtigkeit vorbringen können, so schützen sie sich damit, daß sie Gott allein nur von ihrem Verfahren und von der Regierung ihrer Staaten Rechenschaft zu geben hätten, und folglich niemand die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit ihrer Handlungen zu untersuchen befugt sey. So heißt es z. B. in der Note, so das R** Ministerium dem P** Residenten P** zustellen ließ, daß dieser um die Loslassung seiner staatsgefangenen Landsleute angesuchet hatte: Es sey ferne von mir, daß ich R** Verfahren in Ansehung der P** Händel mißbilligen sollte; es würde sich auch von mir, als einem Protestanten, um so weniger geziemen. Ich habe dieß nur blos als ein mir so eben beygefallenes

Bey-

Beyspiel anführen wollen, was sich die Großen und ihre Ministerien für Mittel und Ausdrücke bedienen, ihre Handlungē zu rechtfertigen. — Kein besser Argument aber kann wol je erdacht werden, als eben dieses, weil man damit alles beweisen und vertheidigen kann, was man nur will; nur dasjenige nicht, daß GOtt in Ansehung der Großen aufhören sollte, ein gerechter GOtt zu seyn. Denn eben deshalb, weil die Großen nur allein GOtt von ihren Verfahren und Handlungen Rechenschaft zu geben haben, wird auch ihre Rechenschaft dereinst viel grösser seyn, als anderer, welche den Menschen in dieser Welt schon Rechenschaft geben müssē, und dadurch einen Theil dieser Rechenschaft, menschlicher Weise zu urtheilen, durch die erlittenen Bestrafungen abgelehnet haben. Der Schluß ist also wol richtig: wer GOtt von seinem Verfahren nur allein Rechenschaft zu geben hat, kann thun, was er will, weil er nemlich die Gewalt dazu hat. Aber folget denn auch daraus, daß seine ungerechten Handlungen deshalb, weil sie ein Großer thut, aufhören, ungerecht zu seyn, ob man sie gleich nicht so nennen darf? Das ist eine andere Frage; und ich würde sagen, daß die Beantwortung derselben dem Gewissen eines jeden Ministers überlassen werden müsse, wofern nicht bey unseren erleuchteten Zeiten das eckelhafte, verhaßte, und gegen unsere Begierden feindselige Ding, was unsere einfältigen Vorfahren Gewissen nenneten, schon längst vom Hofe gebannet worden wäre, und es dürfte auch wol, dem Anscheine nach, nicht lange mehr

währen, so wird es nebst dem schwachen Ueberreste des Christenthums aus der ganzen Welt verbannet seyn. —

2.

Viele verwundern sich, und das mit Recht, warum heut zu Tage in den mehresten Ländern die Huldigungen, und besonders die persönlichen Huldigungen, eingestellet werden; da doch die Großen in anderen Stücken so viel aus Ceremonien, Gepränge, und anderen glänzenden Vorzügen machen, und sich nicht genug von ihren Unterthanen versprechen lassen können, vielmehr die Pflichten derselben eher bis ins Unendliche zu vervielfältigen als einzuschränken suchen. Wer aber die Ursache weiß, wird sich darüber nicht wundern. Die Großen müssen doch bey dergleichen Gelegenheiten, wenigstens Ehren halber, wieder etwas dagegen versprechen, z. B. den Unterthanen und Ständen ihre hergebrachten Freyheiten, Gerechtigkeiten und Privilegien bestätigen ꝛc. Das sind sie aber nicht gewillet zu halten. Folglich stellen sie Huldigungen lieber gar ein, um nicht etwas versprechen zu dürfen, wovon sie sich in voraus vorgenommen haben, es nicht zu erfüllen. Solchergestalt behaupten sie doch immer den Rücken, oder, nach einfältiger Art zu reden, das Gewissen frey, und sie glauben, man könne ihnen so dann um so weniger einige Vorwürfe machen, wenn sie die Gerechtsamenen und Freyheiten der Unterthanen nach Gefallen durchlöchern, oder

gar

gar aufheben. — Ein schöner und feiner Vorwand, die Ungerechtigkeit zu beschönigen, welcher unter allen juristischen Kautelen oben an zu stehen verdienet. Die Lateiner nennen dieses Kunststück reservationem mentalem. Man gibt es zwar vornemlich den Katholicken Schuld; allein wir Protestanten haben es, wie alle, die Schatzkammern füllende, die Gewissen aber erleichternde oder ausleerende Dinge, schon längstens bey uns eingeführet. Es ist auch um der einfältigen Sittenrichter und Gerechtigkeitsprediger willen nothwendig, welche noch immer die altväterische und altfränkische Lehre behaupten wollen, daß ein großer Herr, wenn er auch niemals gehuldiget worden, und niemals etwas versprochen hat, dennoch gehalten sey, die Unterthanen und Stände bey ihren hergebrachten Gerechtigkeiten und Freyheiten zu erhalten, und dieselben, es sey unter einem Vorwande, wie es nur wolle, im mindesten nicht zu kränken. Lächerlich genug! — Wer wird aber die Thoren und schwachen Köpfe bekehren, die niemals in der verfeinerten Schule der Höfe gewesen sind, und die große Welt nicht kennen! Armselige Geschöpfe, ihr verdienet Mitleiden! — Sehet hier die wahre Ursach, warum man die Huldigungen abzuschaffen suchet. — Funfzig tausend und mehr gewaffnete Zeugen machen auch die Huldigungen um so mehr überflüßig, als ohne dieß den Großen die Huldigung bereits angeboren ist.

3.

Alles, was die Großen thun, besonders, wenn es eine Sache ist, die ins Auge fällt, und aufsehen macht, wird ohne Unterschied gelobt, gerühmt, und bis in den Himmel erhoben, ohne zu untersuchen, ob auch der Grund zu solcher Handlung gerecht, oder ungerecht, erlaubt oder unerlaubt sey? Ein Beyspiel gibt uns die **Vertreibung der Jesuiten, besonders aus Portugall**; eine Sache, wovon zu unseren Zeiten so viel geschrieben, und doch wenig zuverläßiges gesaget worden. Ich gebe zu, daß der König in Portugall Ursache gehabt habe, einige Glieder des Jesuiter-Ordens, welche gesündiget, oder gefährliche Lehrsätze und Anschläge gehabt haben mögen, zu bestrafen, und nach der Strenge mit ihnen zu verfahren; was kann aber der ganze Orden dafür, daß einige seiner Glieder gesündiget haben? und aus was für einem Grunde können denn dem ganzen Orden, der so viele brave und rechtschaffene Leute unter sich hat, die Verbrechen und die Lehrsätze einzelner Glieder zur Last geleget werden? Es bleibt immer ein ungerechtes Verfahren, welches so wenig mit dem Begriffe unserer aufgeklärtē Zeiten, als weniger den Grundsätzen des Christenthums bestehen kann, man sage auch zu dessen Vertheidigung, was man wolle. Man wird nimmermehr beweisen können, daß der ganze Orden dergleichen gefährliche Lehrsätze, wie einige Glieder beschuldiget worden, angenommen, und öffentlich behauptet habe. Wenigstens ist man bis hieher

den

den Beweis davon noch schuldig geblieben, so sehr man auch solchen der Welt vor Augen zu legen, vorlängst versichert hat. In allen den bisher heraus gekommenen Schriften suchet man dieses vergebens. Es bestehet alles in allgemeinen Beschuldigungen, welche von den Lehrsätzen, Meynungen und Handlungen einzelner Personen und Glieder hergenommen sind. Man sollte es aber aus ihren Regeln, Statuten, und den im Namen des ganzen Ordens verfasseten oder herausgegebenen Schriften darthun. Dieses ist jedoch bis hieher nicht geschehen, oder hat vielmehr nicht geschehen können. Man müßte also gar keine Menschenliebe besitzen, vom Christenthume will ich nicht einmal etwas erwehnen, wenn man die Verfolgung, Bedrückung und Ausrottung so vieler unschuldigen Leute, die blos um das Verbrechen einiger einzelnen Mitglieder ihres Ordens leiden müssen, ohne Mitleiden ansehen könnte; gesetzt, daß man auch von Seiten der Gerechtigkeit über dieses Verfahren hinweg gehen wollte. Doch dem sey, wie ihm wolle. — Daß der König in Portugall die Jesuiten aus seinen Staaten verbannet, geschiehet bekanntermassen aus zweyerley Ursachen: einmal, daß er seine Krone gegen die Mißvergnügten sicher setzen, und zweytens, damit er seine Einkünfte mit den Gütern der Jesuiten vermehren möge. Es geschiehet also des eigenen Nutzens wegen. Was ist aber das eben für eine große und lobenswürdige Handlung, die blos um des Nutzens willen geschiehet? Ich sehe wenigstens

den

den Grund nicht ein, warum man sie mit so grossen Lobsprüchen beleget; wie z. B. ein gewisser Kunstrichter (*), der sich hierüber also ausdrückt:

„— nur seit der Zeit, da der Portugiesische „Monarch den heldenmüthigen Entschluß ge„fasset, die Jesuiten aus seinen Staaten zu ver„bannen; eine That, welche das Andenken „dieses liebenswürdigen Königes in der Ge„schichte mehr, als die grössesten Eroberun„gen und Siege verewigen wird. — —

Offenbare Schmeicheley, aber kein wahres Lob. Und wo bleibt vollends die Liebe des Nächsten samt dem Christenthum? Verblendung kann doch unmöglich wol die wahre und alleinige Ursache davon seyn. Desto schlimmer aber für einen Protestanten. — Ich gebe zu, daß der jetzige König in Portugall ein löblicher, ein liebenswürdiger Regent sey, daß er alles Lob verdiene; ob er oder vielmehr sein Ministerium es aber in diesem Stücke verdiene, das ist eine andere Frage? — Man untersuche doch zuvor den Grund und die Absicht einer Handlung, ehe man loben will. Und was hat denn der König in Portugall vollends für eine Befugniß, die Jesuiten aus Paraguay zu vertreiben? Meines Wissens hat der König,

(*) S. das 35. S. der Leipz. gel. Zeit. 1768. 279. S. wo des Charleroy Geschichte von Paraguay, aus dem Französischen übersetzt, recensiret wird.

König, eben wie andere Potentaten, so wenig Recht an den Amerikanischen Ländern, als die Jesuiten; ja gewiß noch viel weniger; wenn ich das so genannte wiewol schwankende Recht des Krieges davon ausnehme. Denn er hat die Länder mit Gewalt eingenommen, und die armen unschuldigen Leute zu Sklaven gemacht. Die Jesuiten sind aber nunmehro einmal in dem Besitze des Landes; sie haben es nicht mit Gewalt, sondern durch Gelindigkeit und Klugheit erlanget; sie werden von den Unterthanen für rechtmäßige Herren erkannt; folglich ist der Angriff nicht nur ungerecht, sondern es würden auch die Eingebohrnen sehr übel dabey fahren, wenn sie ihre jetzige ruhige und in aller Betrachtung vortreffliche Regierung gegen eine andere neue und despotische vertauschen sollten, die jener in so verschiedener Rücksicht so sehr nachstehen muß.

Despotismus, willkürliche Gewalt

I.

Die willkürliche Gewalt und der Despotismus ist heutiges Tages fast aufs höchste gestiegen, und auf Seiten der Niedrigen in eine völlige Sklaverey übergegan-

gegangen. Der vornehmste Endzweck der Grossen oder vielmehr ihrer Ministerien scheinet einzig und allein darauf gerichtet zu seyn. Man rechnet es sich zur Pflicht an, solche immer weiter zu treiben. Alles, was nur einigermasen noch einige Hinderung abgeben kann, sucht man aus dem Wege zu räumen. Man muß den Leuten den Muth zu widersprechen benehmen. — Auch blos zu bitten, ist nicht mehr erlaubt. Es ist strafbar, und ein Verbrechen wider den Staat, wenn man um Abstellung der Beschwerden demüthig ansuchet. Eine Bittschrift selber aufzusetzen, wird nicht gestattet, es muß sie ein einheimischer Anwalt oder Prokurator unterschrieben haben. Dieser wird sich aber wol hüten, solche zu unterschreiben, aus Furcht, die Praxis zu verlieren, oder sich wol gar einer schlimmern Begegnung auszusetzen. Es heißt, die Unterthanenpflicht übertreten, wenn der Supplikant auch gleich nur um Erlassung einiger unerschwinglichen Abgaben fußfällig ansuchet. Es ist wider das Interesse des Landesherrn. Was aber wider das Interesse des Landesherrn ist, das ist ein Verbrechen wider den Staat, und strafbar. Von einem auswärtigen Anwalt wird die Unterschrift nicht angenommen; folglich ist jedem, seine Noth anzubringen, abgeschnitten, und also kein anderes Mittel übrig, als sich die Haut geduldig über die Ohren ziehen zu lassen. Armselige Geschöpfe, denen nicht einmal zu bitten erlaubt ist, welches doch sowol nach göttlichen als weltlichen Gesetzen den allerelendesten Sklaven nicht einmal

verwehret seyn sollte! — Man nimmt den Unterthanen, den Gemeinden und milden Stiftungen ihr Vermögen und ihre Grundstücke ab, ohne daß diese im geringsten nur eine saure Mine dazu machen dürfen. Denn auch dieses würde ein Staatsverbrechen seyn. Man suchet Regalien und Reservaten hervor, wo keine sind; man kaufet den Leuten und Gemeinheiten ihr Vermögen und ihre Grundstücke mit Gewalt ab, oder sie werden mit Gewalt gezwungen dem Landesherrn solche selbst anzutragen. Um den Schein des Rechts zu haben, wird das Gutachten der Collegiorum gefordert. Diese müssen votirē und stimmen, wie es der Herr haben will, sonst werden sie auf die Finger getlopfet, und ihre geleistete Pflicht zur Gerechtigkeit kann sie nicht schützen. Endlich nach allen diesen Vorspiegelungen, kömmt die Resolution: der Herr habe in höchsten Gnaden geruhet, den Unterthanen die besondere Gnade zu thun, und die und die Grundstücke oder Gerechtsame erb- und eigenthümlich zu übernehmen. Diese müssen sich wol noch dazu bedanken, und es als eine zum Besten des Landes ausgeübte Handlung rühmen. Will jemand so unartig seyn, und diese gnädige Wolmeynung nicht einsehen, der ist ein unruhiger Unterthan, ein Rebell; man fällt mit der Inquisition über ihn her; man macht ihm begreiflich, daß er gesündiget habe, und bringet ihn dahin, daß er um Vergebung bitten muß, ob er gleich nicht gesündiget hat. Wie froh muß er noch dazu seyn, wenn er ohne Beschimpfung, ohne Mißhandlung

lung davon kömmt! Wer wollte da nicht klug und vernünftig werden; das heißt: das Seinige sich gutwillig nehmen lassen? — Doch die Stände und die Diener der gemeinen Güther, die Rathleute in den grossen Städten, und dergleichen, sind öfters unseren Absichten noch entgegen. Sie haben nicht selten die Verwegenheit, zu widersprechen, und sich auf ihre Immunitäten, Freyheiten, Privilegien und Gerechtsame zu berufen. Sie sind zu ungläubig, als daß sie diese auf das Wohl des Landes abzielenden Absichten einsehen könnten. Das stehet uns aber nicht an; man muß auch diese Steine des Anstosses wegzuräumen suchen. Mit den Gemeinde-, Dienern, den Rathleuten, Burgermeistern, Schultheissen, Vorstehern, und wie sie sonst alle heissen, wird man bald fertig. Man spielet ihnen nach und nach ihre Privilegien mit guter Manier aus den Händen; man nimmt ihnen die Wahlfreyheit, ihre Einkünfte, die Justiz und andere Gerechtsame, oder man kaufet ihnen diese Stücke wider ihren Willen ab; man lässet die alten aussterben, die Mittel eingehen, und schiebet endlich lauter solche Kreaturen ein, die nach unserer Pfeife tanzen müssen, und nicht muren dürfen, auch noch dazu von dem Himmel mit Dummheit reichlich gesegnet sind. Sich des Bestens der Gemeinde annehmen wollen, das hiesse wider die Pflicht gehandelt, worauf die Absetzung und wol noch etwas schlimmeres erfolget. Man setzet ihnen Aufseher, Präsidenten, Revisoren ꝛc. auf die Nase, welche in allen Dingen den Ton des

Hofes angeben müssen. So werden sie aus Gemeindedienern Diener des Staats, und wahre Jahherren, welche mit den Rathsherren Synonyma sind. — Nun sind die Stände, die Ritterschaft — noch übrig. Mit diesen wird man zwar nicht so bald fertig, man weiß aber andere Mittel, sich diese naseweisen Widersprecher vom Halse zu schaffen. Man muß sie auskaufen, und ihre Nester zu zerstören suchen. Wollen sie nicht? — Die Unterthanen und Hintersassen wider sie aufgehetzt, sie mit fiscalischen Klagen gepeiniget, und ihnen allen nur möglichen Verdruß angethan, daß sie es nicht länger ausstehen können, sondern gezwungen werden, die Güther zum Kauf selbst anzubiethen, und aus dem Lande zu wandern. — Auf solche Art ist also niemand mehr vorhanden, der sich unsern Absichten widersetzen darf und kann. Die Vornehmen, die Stände, die Adelichen, ja die begüterten Bürger und Bauern sind ausgekauft; sie haben die Nahrung mit aus dem Lande genommen, und lauter Tagelöhner und Handwerksleute zurückgelassen, welchen, da sie blos um das liebe Brod besorgt seyn müssen, und als wahre Tagelöhner des Hofes, welcher fast alle Grundstücke und Gewerbe des Landes in Besitz hat, anzusehen sind, der Kitzel zu murren eben so gut vergehet, als einem armen Gefangenen, der über ein Jahr nichts als Wasser und Brod genossen hat, die Wollust. — So hat man seinen Endzweck erreichet, man herrschet nicht mehr über Unterthanen, sondern über ein Land voller elenden Sklaven, die zu vernünftig

sind,

sind, als daß sie sich weigern sollten, sich nicht nur den Rock vom Leibe, sondern auch die Haut über den Kopf gutwillig abziehen zu lassen. Die einfältigen Sittenlehrer und Weltweisen mögen immerhin den Satz behaupten, daß, je angesehener, vornehmer, freyer und wohlhabender die Einwohner und Unterthanen eines Landes sind, je grösser und erhabener der Regent sey, der über sie herrschet; je niedriger, sklavischer und ärmer hingegen die Unterthanen sind, destomehr der Regent von seiner Grösse verliere; mit einem Worte, daß derjenige, der über freye Menschen herrscher, ein ungleich grösserer Regent sey, als der über Knechte und Sklaven regieret. — Alles dieses rühret uns nicht. Wenn wir nur unsern Willen haben; wir mögen gleich in den Augen der Weisen von dem König auf den Herzog oder Fürsten, von dem Fürsten auf den Grafen, und von dem Grafen auf den Edelmann herunter gesetzet werden. Genug, wir haben unser grosses Vorhaben ausgeführet; ob wir Ehre oder Schande davon haben, das ist uns gleichgültig. — Sehet, so ist der Despotismus nunmehr zum Besten der Schatzkammern fest gegründet, und fast überall eingeführet! Besonders haben wir Protestanten einen grossen Vorzug hierinnen, wie in anderen nützlichen Erfindungen. Doch fangen viele katholische Staaten ebenfalls schon an, unserem löblichen Beyspiele zur Ehre der Menschlichkeit nachzufolgen. Wer begierig ist, ein rechtes Muster zu haben, wie weit man heute zu Tage die Herrschsucht, den Despotismus und die Unter-

drückung der Stände und Unterthanen treibe, der lese die **Nachricht von dem Portugiesischen Hofe, und der Staatsverwaltung des Grafen von Oeyras, aus den Originalbriefen ꝛc. aus dem Englischen übersetzt.** 1768. in 8. Gesetzt, daß auch einiges darinn übertrieben seyn sollte, so ist doch gewiß das mehreste wahr; und wer daran zweifelt, der darf sich nur einige Zeit in den Kabinetern der Grossen umsehen, um durch die Erfahrung davon überführet zu werden. Allein hier heißt es vornehmlich: Beyspiele sind verhaßt. — Man gehe, sehe zu, prüfe, erfahre und lerne, so wird man finden, daß es um deswillen in der Welt nicht anders hergehen könne, weil wir in erleuchteren Zeiten leben. — Ja wol die Zeiten — — O tempora, o mores.

2.

Es giebt zwar noch immer einige milzsüchtige und murrische Köpfe, sowol unter den Weltlichen als unter den Geistlichen, insonders unter den letztern, **die sich dem Despotismus widersetzen;** allein mit diesen wird man bald fertig. Sie werden ohne Umstände für **Schwärmer und Enthusiasten** erkläret. So belegt man nicht nur den Erzbischof zu Paris, sondern auch vornemlich den Bischof von Avignon (*) mit

(*) S. das IIIte Stück des Hamb. Korresp. 1768. im Art. Paris vom 13 Jun.

mit diesen Ehrentiteln; weil der erstere dem königlichen Staatsrathe einige unangenehme Wahrheiten gesaget, der letztere es aber heimlich mit seinem alten rechtmäsigen Herrn, dem Pabste, und nicht mit den Franzosen, als unrechtmäsigen Besitzern gehalten hat. Kurzer Proceß. — Wer wird sich denn gerne zum Schwärmer und Enthusiasten machen lassen! — Man lege die Feder nieder, man schweige und lerne hieraus, daß **wahr** und **recht** in unseren Tagen nicht selten zwey entgegen gesetzte Dinge sind.

3.

Die Kirchengüter scheinen heutiges Tages der vornehmste Gegenstand des Despotismus zu seyn. Die Ursache ist leicht zu finden. Die Kirchen, und pia corpora, als leblose Dinge brauchen ja nichts zu essen und zu trinken, sie können sich aber auch nicht verantworten, und ihren Administratoren ist ein Schloß auf den Mund geleget. Was Wunder also, daß sie dem Fiskus leichter zu verschlingen werden, als lebendige Gegenstände, die sich in dessen Schlunde sperren, und daher öfters ein Erbrechen erregen, welches verursachet, daß er nicht selten seinen Raub wieder fahren lassen muß.— **Da nahmen sie das Kirchenguth, sieh, was der leid'ge Geitz nicht thut.** ꝛc. so pflegte man sonst in der christlichen Kirche zu singen, und vielleicht nicht ohne Nutzen. Allein, um dieser unangenehmen Erinnerung entübriget zu seyn, und die zarten Gewis-

sen nicht zu verletzen, haben unsere erleuchteten Zeiten dafür gesorget, daß man die heiseren Töne jenes altväterischen Liedes in unseren Kirchen nicht mehr höret. Die Geistlichen hat man auch zum Schweigen gebracht; sie müssen den Fiskus den Bissen geduldig verschlingen lassen, woferne sie nicht als Staatsverbrecher angesehen, oder auf eine Pönitenz gejagt werden wollen. Die Kirche ist von Kalk, der Teufel (d. i. der Fiskus) ist ein Schalk. — Wer soll sich also der piorum corporum annehmen? — Es fehlet auch nicht an Schriften, welche die Rechte des Fiskus über die Kirchengüther ins klare (*) setzen. Wer wird also zu unseren aufgeklärtē Zeiten so ungläubig seyn, dieselben zu bezweifeln! Dahin gehöret z. B. **Abhandlung von dem Rechte des Kaisers und der Stände des Heil. Römischen Reichs über geistliche Personen und Kirchengüther.** 1768. in 4. sine die & consule. Der Verfasser hat sehr feine Grundsätze in Ansehung der willkürlichen Gewalt über die geistlichen Güther, und gehet gar so weit, zu behaupten, daß kein geistlicher Kurfürst, oder Bischof Land und Leute besitzen könne,

(*) Was das Wort klar hier bedeutet, kann demjenigen nicht unbekannt seyn, der in der Staatssprache erfahren ist. Ins klare setzen, will eigentlich so viel sagen, als eine Sache jemand wegnehmen, oder verzehren, so daß jenem nur das leere oder klare übrig bleibet. — Ein kleiner Beytrag zum glossario politico.

könne, sondern, daß solche Länder, als ehemalige übermäßige Schenkungen der Kaiser und anderer weltlichē Fürsten, wieder eingezogen werden müßten; gerade, als wenn die weltlichen Stände in Ansehung der übermäßigē Schenkungen nicht in gleicher Verdammniß wären! Wo haben sie denn ihre Länder, Prärogativen und Anwartschaften anders her bekommen, als von der übermäßigen Güte, Schenkung und Nachläßigkeit der Kaiser; per fas & nefas? vortreflich verantwortet. — O si tacuisses, doctor mansisses! — Mausestille, oder wir gehen auf den Ursprung zurück. — Das fehlte noch, solche verstrickte, ungerechte, unchristliche, und zum Krieg, Blutvergiessen, Mißvergnügen unter den Ständen, und zu anderem Unheil und Landverderb Gelegenheit gebende Grundsätze so gar im Drucke bekannt zu machen, da der Despotismus ohnedieß schon bey nahe seinen höchstē Gipfel erreichet hat. Man sollte vielmehr dergleichen verdammliche machiavellistische Staatslehren eher zu unterdrücken, als fortzupflanzen suchen, woferne man nur auch einen Funken von Menschenliebe, vom Christenthume will ich nicht einmal etwas sagen, im Herzen hat. — Es kömmt ja alles auf den jetzigen mittelmäsigen Besitz an; und wenn dieser seine Richtigkeit hat, woran auch in aller rechtlichen Betrachtung nicht gezweifelt werden kann, so ist es gleich viel, ob ein Geistlicher oder ein Weltlicher die Länder besitze. Wo stehet denn geschrieben, daß ein Regent darum aufhöre, ein Regent zu seyn, weil er neben der weltlichen Macht

zu;

zugleich auch die geistliche ausübet, oder umgekehrt? Kann eine Person nicht mehr als einerley Würde haben? Ist denn etwan ein protestantischer Fürst darum ein unrechtmäßiger Regent, weil er zugleich, als summus episcopus, oder wie man diese Eigenschaft nennen will, die geistliche Gewalt ausübet? oder weil er ein Lehnsmann oder Generalfeldmarschall von einem anderen weltlichen Regenten ist? Die geistliche Kleidung und Titulatur wird doch hoffentlich einen Besitz nicht unrechtmäßig machen können? — —

4.

So allgemein auch die Grundsätze des Despotismus zu unseren Zeiten nur immer seyn mögen, so wird doch niemand leicht gefunden werden, der so unverschämt seyn sollte, öffentlich zu behaupten, daß ein Fürst die Macht habe, mit dem Vermögen seiner Unterthanen nach Gefallen zu schalten und zu walten, oder es ihnen gar willkührlich zu nehmen, und sich zuzueignen, oder auf eine andere Art anzuwenden; wenn sich anders der Unterthan nicht durch ein Staatsverbrechen, oder Laster der beleidigten Majestät, die Konfiskation zugezogen hat. Denn man suchet doch, so viel als möglich ist, den Namen eines Tyrannen, wenigstens dem Scheine nach und Ehrenhalber, noch immer zu vermeiden. — Mit was für einem Rechte will man denn behaupten, daß einem Regenten dergleichen Befugniß in Ansehen der geistlichen und Gemein-

des

degüther frey stehe? Es ist nicht nur par ratio, sondern er kann auch ein solches den Rechten nach gewiß noch viel weniger thun, oder damit eine Aenderung vornehmen, weil diese eines Theils jura minorum haben, andern Theils aber blos zu milden Sachen gestiftet sind. — Beantwortet mir diese Instanz ihr Heuchler, Schmeichler und Liebediener!

§.

Die Großen und ihre Ministers haben zwar zeither verschiedene *modos acquirendi* erfunden, durch deren Hülfe sie im Stande sind, anderer Leute Güther auf eine gute Manier an sich zu bringen; allein keine leichtere und vortheilhaftere Art kann wol je erdacht werden, als die, so man neulich zu Neapolis ersonnen hat. Um desto besser fremde Güther mit einem Schein des Rechts an sich zu bringen, ist man auf den glücklichen und christlichen Einfall gerathen, ein Tribunal der Mißbräuche zu errichten. — Die Geistlichen, Kirchen, Klöster und andere Kommunen besitzen etwas, das man selbst gerne hätte. — Es ist ein Mißbrauch, daß sie es besitzen. Kurzer Proceß. — Um der Sache den gehörigen Schwung zu geben, muß eine Bittschrift an den König übergeben werden, die Lehen, oder die so genannten ehemaligen königlichen Güther, so die Geistlichen mißbräuchlich besitzen, mit der Krone Wieder zu vereinigen. (*) Besitz hin und her — Wie-

(*) S. hiervon das 25te St. des Hamb. Korresp. 1769. im Art. Neapolis vom 13. Januar.

wieder ist ein vortreffliches und kräftiges Wort in der Staatssprache, wodurch schon manche Kommun, und so mancher Unterthan seine Güther verloren hat; eine herrliche Panacee, alle Gebrechen der Staatsansprüche und neu ausgesonnener Hoheitsrechte damit zu heilen! — Man kann leicht denken, daß sich der König oder der Hof, der selbst den Befehl dazu gegeben hat, nicht lange darum werde bitten lassen. Mancher Unheiliger, und finsterer Kopf aus der kleinen Welt, der die große nicht kennet, dürfte freylich leicht auf die einfältige Gedanken gerathen, daß ja bey so bewandten Umständen eine solche Bittschrift um so unnöthiger und überflüßiger sey, weil gar nicht abzusehen stünde, warum derjenige, der eine Sache gerne haben will, oder selbst den Befehl dazu gegeben hat, erst darum gebeten werden solle, solche anzunehmen. — Ey nun doch, man muß ja einen Vorwand haben, die Sache an das Tribunal der Mißbräuche senden zu können. Das wird aber freylich schon unterrichtet seyn, wie es sprechen soll; nemlich den Besitz ohne Umstände für einen Mißbrauch zu erklären, und die Güther dem Fiskus zum rechten Gebrauch zuzueignen. — Weise Einrichtung, die alle Reunionskammern und andere dergleichen Erfindungen, unendlich weit übertrift! Schämen sollten wir Protestanten uns, daß wir uns in einer so nützlichen Sache von einem katholischen Hofe zuvor kommen lassen; da wir doch in anderen solchen zum Besten des Landes gereichenden Dingen so erfinderisch sind. —

Beyträge zum Glossario politico.

I.

Altweltfürstliche Gerechtsame; ein ziemlich unbestimmter Ausdruck, wovon sich mancher, der in der Staatssprache nicht erfahren ist, einen ganz irrigen Begriff machet. Einige verstehen darunter: die Gerechtsame der Fürsten in der alten Welt, entweder vor der Sündfluth, oder in Entgegensetzung der neuen Welt, Amerika; und wieder einige die alten Gerechtsame der weltlichen Fürsten aus jenen entfernten Jahrhunderten, da sie zuerst zu dem fürstlichen Stande gelanget sind, oder gar die Senioratrechte der fürstlichen Häuser, und was dergleichen irrige Auslegungen mehr sind. Ich selbst muß gestehen, daß ich mich lange Zeit nicht habe heraus finden können, weil es uns noch an einem rechten Staatswörterbuche fehlet, und die Gerechtsame niemals besonders, sondern allezeit nur in allgemeinen Ausdrücken angeführet werden; bis ich endlich durch die Erfahrung und den Aufenthalt an solchen Orten, wo dergleichen Reichsangelegenheiten häufig vorzukommen pflegen, mit vieler Mühe einen rechten Begriff davon abstrahiret habe. Es kam mir allezeit verdächtig vor, wenn ich in allen Schriften wahrnahm, wie man sich recht sorgfältig hütete,

die

die Gerechtsame, wovon man doch bey allen Gelegenheiten ein so grosses Aufheben macht, mit Namen zu nennen. Am wenigsten konnte ich einsehen, aus was für einem Grunde denn sich die alten fürstlichen Häuser mehrere Gerechtsame, als die neuen, beylegen könnten; da doch die letztern durch die Standeserhöhung und fürstliche Würde, durch den erhaltenen Sitz und Stimme auf dem Reichstage und andere dahin gehörige Vorzüge gleicher Gerechtsame mit den alten fürstlichen Häusern, den Rang, das Ansehen und die Titulatur, oder auch einige besonders erhaltene Privilegien und durch eingegangene Verbindungen erlangte Vorrechte etwan ausgenommen, theilhaftig gemacht worden. Es ist wahr, in Ansehung der Macht und der Größe der Länder, werden die neuen von den alten mehrentheils sehr weit übertroffen; allein dieses kann doch wol im eigentlichen Verstande keinen Grunde abgeben, jemanden vor einem andern, der nicht so mächtig ist, mehr Gerechtsame zuzueignen, als er wirklich hat und haben soll? Welcher Rechtslehrer wird dieses behaupten? — — Wollet ihr aber wissen, worinnen die Gerechtsame der alten fürstlichen Häuser eigentlich bestehen? Sie bestehen in folgenden: in dem Rechte nach Gefallen unrecht zu thun, mit den Ständen und Unterthanen nach Willkühr despotisch zu verfahren; die Reichsgerichte bey allen Gelegenheiten zu eludiren, zu verspotten, und sich deren Jurisdiktion, womöglich, nach und nach gänzlich zu entziehen; dem Kaiser in allen, auch den billigsten und kläresten

sten

sten Dingen zuwider zu leben, ihm seine Würde sauer zu machen, und sein Ansehen immer mehr und mehr zu schwächen zu suchen; überall mit gravaminibus communibus, die doch nicht existiren, hervor zu gehen, und das ohnedieß übel zusammenhangende System des Deutschen Reichs in Erschütterung zu setzen, um in Trüben fischen zu können, u. s. w. die man in dem Umgange mit der grossen Welt und in den Kabinetten der Großen Tag täglich mehr lernen kann.

2.

Zum Besten des Landes etwas thun.

Das heißt: eine ungerechte Sache ausführen, die man mit ihrem eigentlichen Namen nicht nennen will und darf, oder sich zu nennen schämet. So werden zum Besten des Landes Gesetze gegeben, deren Anwendung und Ausführung den Unterthanen bis auf Kindeskind in der Seele wehe thun. So werden zum Besten des Landes grosse Kriegsheere unterhalten, um den Unterthanen den Ueberfluß abzunehmen, und den Eltern ihre Kinder versorgen zu können. So werden zum Besten des Landes beständig neue Abgaben erfunden, um die Unterthanen zur Mäßigkeit und Seligkeit zu führen; denn selig seyd ihr Armen ꝛc. So wird zum Besten des Landes Handel und Gewerbe gesperret, um theils die Landstrassen zu schonen, daß sie nicht zu Schande gefahren werden, theils aber, um die Industrie und die Nahrung zu befördern, und dergleichen mehr.

3.

Zum Besten des Landes etwas verwenden. Das heißt: das Vermögen der Unterthanen, Stände und Kommunen oder auch einige mit Unrecht acquirirte Gelder den Schatzkammern zuwerfen. So werden zum Beyspiel die Güther der aus Neapolis vertriebenen Jesuiten zum Besten des Landes angewendet, und aus den goldenen und silbernen Geräthschaften zum Besten des Landes Münzen geschlagen. Das ist: der Fiskus hat sie verschlungen. — Der Ausdruck: **zum Besten des Landes**, zeiget allezeit eine Handlung an, die man nicht gerne nennen kann und will. Im eigentlichen Verstande aber bedeutet obige Redensart so viel, als diese und jene Gelder zur Beförderung der Absicht des Hofes, des Despotismus, und zur Einführung und Befestigung der Sklaverey anwenden, z. B. um mehrere Soldaten und eine grössere Jagd halten, oder einen grössern Staat und mehrern Aufwand machen, oder auch grössere Schätze sammeln zu können.

4.

Wichtige Dienste der Krone oder dem Staat leisten, heißt: neue Mittel zu Erhöhung der Einkünfte und Füllung der Schatzkammern, wie auch zur Beförderung des Despotismus und der Leibeigenschaft ausfindig machen, und aufführen, auf welche Weise es immer wolle, mit Recht oder Unrecht, mit Gewalt, mit Raub oder List. Dieses sind z. B. ohne Zweifel die wichtigen Dienste, die

dieder N ** Staatsminister, Graf von T** der Krone geleistet, und warum man den Ritterorden des *** für ihn ausgewirket hat; wie es unter andern vor einiger Zeit in gewissen Zeitungsblättern hieß. Es wurden zwar daselbst, wie gewöhnlich, die wichtigen Dienste nicht nahmhaft gemacht, vermuthlich wird aber die Vertreibung und Beraubung der Jesuiten als der vornehmste Dienst damit gemeynet seyn!

5.

Hergebrachte Gerechtigkeiten und Freyheiten der Stände und Unterthanen. Ein unbestimmter Ausdruck, besonders in Ansehung des Wortes **hergebracht**, welches allezeit von einer mißlichen, unbeständigen und verdächtigen Sache verstanden werden muß. Wer darunter so viel, als **gesetzmäßig** verstehet, irret sehr. Es ist **relativisch**, und gehet blos auf eine Handlung der Großen, nicht aber der Unterthanen. Wer etwas **hergebracht**, oder mitgebracht, das heißt: nachgegeben hat, der kann es auch nach Gefallen wieder wegbringen, das heißt: aufheben. Merkst du nun lieber Leser! wol, worinn das Wesen einer hergebrachten Gerechtigkeit der Unterthanen und Stände bestehe? — Ein anderes ist der Ausdruck: **hergebrachte Gerechtsame und Regalien der Großen.** Es verstehet sich von selbst, daß das Wort **hergebracht**, hier einen ganz andern Sinn haben, und so viel als rechtmäßig, unbezweifelt, unwidersprechlich heis-

sen müsse. Duo cum faciunt idem, non est idem. — —

6.

Finstere Zeiten heissen diejenigen, da man noch so einfältig und gewohnt war, sein Wort und Zusage zu halten, und Unrecht zu verabscheuen.

7.

Die Verdienste um den Staat belohnen. Ein Beyspiel macht die Sache deutlich. Der König von * * hat, wie vor einiger Zeit in gewissen Blättern gemeldet ward, der Tochter des Staatsministers, Marquis von T**, da sie sich verheirathete, 2000. Rthlr. als eine Pension gegeben, vermuthlich von den Geldern, so ihr Herr Vater von den Jesuiten für die Krone erbeutet hat. — So werden die Dienste um den Staat belohnet, und die wolerworbenen, d. i. eroberten Gelder zum Besten des Staats angewendet.

Staatskunst, Gleichgewicht.

1.

So fruchtbar auch unser jetziges Jahrhundert an neuen Entdeckungen und Aussichten ist, wovon die Vorfahren nichts gewußt haben, so kann doch wol nichts ein klareres Zeugniß

niß von den aufgeklärten Zeiten, worinnen wir leben, ablegen, als die Erfindung so vieler, dem Anscheine nach, neuer Wissenschaften, welche unseren alten einfältigen Vorfahren gänzlich unbekañt gewesen sind. Wenn man es aber recht bey Lichte besiehet, so sind es nicht so wol eigene Wissenschaften, sondern vielmehr nur Theile von dieser und jener Wissenschaft, die an sich, wiewol unter einem andern Namen, schon längst da gewesen sind, und die zu nichts weiter dienen, als das ohnedieß schon verwirrte und mit so vielen Wissenschaften und Büchern belästigte Reich der Gelehrsamkeit nur noch verwirrter und hinfälliger zu machen, und die Erlernung der Wissenschaften dadurch immer mehr und mehr zu erschweren; oder damit allenfalls theils unsere witzigen und erfindungsreichen Herren ihre Blöße und Schwäche in den Grundwissenschaften dahinter verstecken, theils aber unsere Politiker und Staatsmänner ihre despotischē und auf die Unterdrückung ihres Nebenmenschen, auf die Verdrehung und Untergrabung der natürlichen und anderer zu ihrem unlautern Zwecke nicht günstigen Rechte, abgezielten Absichten desto besser verbergen, und daraus einen Behelf zu Beschönigung ihrer ungerechten Handlungen hernehmen können. Im Grunde betrachtet, sind sie nicht einmal im Stande, einen richtigen Begriff von ihrer neuerfundenen Wissenschaft zu geben, geschweige denn gewisse Grundsätze, worauf sie eigentlich beruhet, anzuzeigen; ja sie sind noch nicht einmal unter sich einig, mit was

für Gegenständen sich ihre neumodischen Wissenschaften eigentlich beschäftigen sollen. An einem festen und beständigen Lehrgebäude fehlet es gänzlich; es herschet überall die grösseste Verwirrung darinnen; sie flicken, ändern und bessern beständig daran, und bringen nach Gutdünken Tag täglich neue Sachen und ganz fremde Dinge hinein, je nachdem es die Umstände und Absichten dieses oder jenen erfordern; so, daß ein zum Nachdenken gewöhnter und von Vorurtheilen befreyter Kopf leicht einsiehet, daß es mit den meisten dieser neu erfundenen Wissenschaften, wie z. B. der Asthetik, Sentimentalistik, Charakteristik, Plastik, Planistik, Anathologie, Kasuistik, Induktion ꝛc. auf ein bloßes Hirngespinst hinaus läuft. Viel Wind, aber wenig dahinter. Es ist daher kein Wunder, wenn die Erfinder und ihre Nachfolger so wenig, als weniger andere, endlich selbst wissen, was sie eigentlich damit haben wollen; und daß die Terminologien, womit man sie zu taufen und zu durchweben beliebet hat, endlich anfangen, in die zu unseren Zeiten so häufig gewöhnlichen Scharwenzelwörter überzugehen, womit man keinen Begriff verbindet. Wörter ohne Bedeutung. Dahin gehöret nun unstreitig auch die **Staatskunst**, oder **Statistik**, diese so berüchtigte Wissenschaft, deren Verehrer zu unseren Zeiten eine so hohe Mine annehmen, daß man glauben sollte, Wunder, was für Weisheit dazu gehöre. Beleuchtet man sie aber etwas näher, so ist sie weiter nichts, als ein Theil des Staatsrechts, oder der Politik, welcher aber durch

so

so viele Zusätze, willkürlich angenommene Sätze und Meynungen, Verdrehungen, eingemischte Nebendinge und Allotrien so verstellet ist, daß man ihn eine Zeit lang vor dem Schwall von Worten, Allegationen und Geschwätz, womit er umgeben ist, nicht erkennen kann. Und wenn man ihn recht genau zergliedert, und aus der Erfahrung endlich mit vieler Mühe eine Art von Definition daraus abstrahiret, so siehet man, daß diese ganze Kunst nichts anders sey, als eine mit Dunkelheiten und Widersprüchen angefüllte unöthige Wissenschaft, welche eigentlich dazu dienen soll, daß sich die Völker und die Großen, unter dem Schein des Rechts und der Ehrlichkeit betrügen, einander berauben, und mit Manier todt schlagen können. Wie wol wäre also dem ganzen menschlichen Geschlecht, wenn es von dieser gerühmten Kunst niemals etwas gewußt hätte! Es sey mir erlaubt, die Worte eines andern Schriftstellers zu Behauptung des obigen, und zwar in Deutscher Sprache herzusetzen.

„Die Staatskunst, sagt der Verfasser des „Werks: Ordre de la societé &c. im 2. Bande „de 228 S., eine Wissenschaft, deren Dunkelheit ihr ein tiefsinniges Ansehen giebt, und deren Widersprüche sich scheuen, sich in einem „hellern Lichte sehen zu lassen, hat in unserem „Welttheile das Lehrgebäude des Gleichgewichtes von Europa hervorgebracht; ein räthselhafter Ausdruck, dessen wahren Sinn zu bestim-

„men, mir ohnmöglich zu seyn scheinet. Allein, „ohne dieses Geheimniß ergründen zu wollen, „kann man behaupten, daß die Wirkungen dies„ses Lehrgebäudes den üblen Zusammenhang „desselben deutlich bewähren. Es ist in der „That gar nicht geschickt, die Kriege zwischen „den Europäischen Mächten zu verhüten, es „scheinet ihnen vielmehr zur Gelegenheit und „zum Vorwande dazu zu dienen. Denn sie be„kriegen sich beständig zu Erhaltung des Gleich„gewichts; und auf solche Art bringen sich die „Völker unter einander um, indem ein Sy„stem, das dazu erfunden seyn soll, dieses zu „verhindern, sie gegen einander bewafnet. —

Gewiß sehr richtige Gedanken, und eine recht treffende Schilderung von dieser so hoch ausgeschrienen wiewol unbestimmten Wissenschaft. Diese Gedanken verdienen von allen Großen und Menschenfreunden näher beherziget zu werden, um daraus erkennen zu lernen, daß sie sich auf eine thörichte Weise dem Schutze eines Unthiers anvertrauen, das sie mit der Zeit selbst fressen wird. — Im übrigen pflichte ich dem Verfasser in seinen vielen paradoxen Sätzen keinesweges bey. —

2.

Das Wort Gleichgewicht ist, wie gesagt, ein eben so unbestimmtes, räthselhaftes Wort, und ein eben so willkürliches Ding, als die Staatskunst selbst, der es seinen Ur-

sprung

sprung zu danken hat. Man machet bey aller Gelegenheit ein grosses Aufheben davon. Ein Krieg oder eine Widerwärtigkeit unter den Großen hat kaum seinen Anfang genommen, da es auf der einen Seite etwas mißlich aussiehet, so fängt man sogleich an, mit aller Macht zu schreyen, daß das Gleichgewicht in Gefahr stehe; man sucht sich Beystand und Bündnisse zu verschaffen; man opferet dieser Furcht die Sicherheit seinen eigenen Lande auf; man schlägt endlich mit los; man schonet keine Kosten; man begiebt sich selbst in Gefahr, um eine Gefahr abzuwenden, die doch nicht da ist. Denn im Grunde und ohne Vortheil betrachtet, ist es ein bloßes Unding, wovor man sich fürchtet, und wofür man streitet, oder aufs höchste ein Vorwand, wohinter man seine kriegerischen, haabbegierigen und herschsüchtigen Absichten zu verbergen suchet. In der That hat man nichts weniger im Sinne, als das Gleichgewicht zu erhalten, sonst würde man nicht selbst seinem eigenen Endzwecke dadurch widerstreben, daß man alle Augenblicke die Wage mit Gewalt niederziehet. Man sucht nur einen Deckmantel zu haben, um Krieg zu führen, und dabey im Trüben zu fischen. Ueberhaupt will ich den sehen, der mir den Ausschlag der Wage genau bestimmen soll. Wie ofte lehret die Erfahrung, daß derjenige, dessen Schaale im Anfange gewaltig in die Höhe gezogen wird, dennoch sich gar bald in andere Verfassung setzet, und mit Ehren davon kömmt. Es kömmt mir eben so vor, als wenn man in die leere Schaale mit Gewalt ein leichter

Stück,

Stück, als in der andern liegt, hinein wirft. Im Anfange wird die Schaale mit dem schweren Stücke sehr merklich in die Höhe geschnellet werden. Allein es dauret nicht lange, so erhält sie vor jener wieder das Uebergewicht. Ist es nicht also lächerlich, von einer Sache so viel zu reden, zu schreyen und zu schreiben, die entweder nur in der Einbildung seine Wirklichkeit hat, oder die doch alle Augenblicke, so ofte es den Mächtigen gefällt, gestöret werden kann? Denn hält einer ein oder ein par Regimenter Soldaten mehr, als der andere, oder setzet sich etwan, da er seinem Nachbar nicht trauet, in bessere Verfassung, so ist sogleich das Gleichgewicht aufgehoben, und eine Gelegenheit zum Kriege vorhanden. — Und wie, wann denn auch endlich das Gleichgewicht gänzlich zerrissen, das ist, wenn ein Reich zu Grunde gehen, und dem andern entweder ganz oder zum Theil zugeeignet, dadurch aber endlich gar eine Art von Universalmonarchie eingeführet werden sollte? Was lieget daran, ob dieser oder jener das Land beherrschet? — Glückliche Zeiten würden wir sodann haben, wie der Herr von Justi (*) gar wol bewiesen hat. Thuet kein Unrecht, raubet dem andern nichts, lasset jeden

(*) In seinem Werkchen: Beweis, daß die Universalmonarchie für die Wolfahrt von Europa, und überhaupt des menschlichen Geschlechts die grösseste Glückseligkeit wirken würde. Frankf. u. Leipzig 1747. in 8.

den in Friede und Ruhe, so werdet ihr euer ganzes hirngespinstiges System des Gleichgewichts sparen können. — Und was hilft denn endlich alles Gleichgewicht, alles Vorbauen, wenn die Vorsehung des obersten Regenten im Himmel euch entgegen ist, in dessen Hand nur allein die Schicksale der Reiche und Völker stehen, und der eurer Thorheit nur lachet? Daran denkt wol niemand! — Kein Wunder, daß eure besten Unternehmungen und Rathschläge so oft verunglücken!

Gelehrte Possen, und Tändeleyen.

I.

Diejenigen Künste, von denen man das grösseste Geschrey und Aufheben machet, haben mehrentheils am wenigsten zu bedeuten. Viel Geschrey, und wenig dahinter. — Nichts ist wahrer, als dieses Sprüchwort. Ein guter Wein lobet sich selber, und es ist allezeit ein Zeichen einer mißlichen, schlechten und verdächtigen Sache, wenn man seine eigene Kunst herausstreicht. Man suchet dadurch den Mangel der Güte, des Nutzens und der Gründlichkeit derselben zu ersetzen. Aber vergebens. Viele Thoren, die nur auf das Aeuserliche, Gleisende

und

und Blendende sehen, werden zwar verführet, aber der Weise, der auf das Innerliche, die Güte und den Nutzen siehet, lässet sich durch solchen falschen Schimmer nicht irre machen. So gehet es auch im Reiche der Wissenschaften. **Nichts passet sich besser auf unsere heutigē Witzlinge, Schönsdenker, Dichter, Anekdotenkrämer und Aestheriker, als obiges Sprüchwort.** In Ansehung des Nutzens und der Erheblichkeit ist ihre Wissenschaft unstreitig die letzte und allerentbehrlichste, und gleichwohl ist ihr Stolz, ihre Aufgeblasenheit, ihre Meynung von ihrer Kunst so groß, daß sie überall den Ton angeben, sich zu Richtern des Geschmacks aufwerfen, und ausser ihrem Fache niemanden den Namen eines grossen Geistes zugestehen wollen. Mit einem Worte: sie sehen mit einer hohen und verächtlichen Mine auf andere Wissenschaften hernieder, und thun, als wenn sie nur allein das Reich der Gelehrsamkeit ausmacheten. Sie schreyen, wie die Marktschreyer, bey allen Gelegenheiten ihre Kunst als die höchste Weisheit und die höchste Staffel der menschlichen Erkenntniß aus; sie nennen sich Schöpfere, göttliche Genies, loben sich einander auf das allerübertriebenste und unverschämteste, kleiden ihren zerbrechlichen Rohrstab, damit man ihre Blöße und Schwäche nicht so gleich merken soll, in einen Harnisch von uneigentlichen, hyperbolischen und dunkelen Redensarten ein, und machen von dieser und jener öfters ganz unnützen Sache und witzigen Einfalle eine solche Pralerey und Wunder-

auf-

aufheben, daß man meynen sollte, das Wol der ganzen Welt hienge davon ab. Wenn man es aber bey Lichte besiehet, und diesen mit leeren Worten geglätteten papiernen Harnisch wegnimmt, so bestehen ihre so hoch gerühmten Künste, Einfälle und Erfindungen in wahren Kleinigkeiten, Kindereyen, Tändeleyen und Possen. — Nichts als Grazien, Nüancen, Colorit, ätherisch, taumelnd, Bachus — — welche Sprache ist das! — Jetzt ein großer, starker Geist, in den Augen des Weisen aber, der ihm das Gewand abziehet, ein blosser Geck. Der liebe Leser wird in der Folge hier viele Beyspiele davon antreffen. So stehet unter anderen in des Herrn **Klodius Versuchen aus der Litteratur und Moral,** im 1. St. 47. S., Gelegenheit, da er von den Sitten des Anakreon handelt, ein von ihm verfertigtes und aus dem besagten alten Dichter entlehntes **Idyllion**, welches, wie gewöhnlich, von den Kunstrichtern (*) mit den grössesten Lobsprüchen beleget wird, ungeachtet doch keine Ursache davon abzusehen ist. Hier folget es:

„Kupido zu seiner Mutter, als ihn eine „Biene gestochen:

„ Ich bin verloren Mutter!
„ Verloren und ich sterbe.

„Mich

(*) Wie z. B. im 71. St. des Beytrags zum Alton. N. Postreut. vom J. 1767. in gel. Art.

„Mich stach die kleine Schlange,
„Derb Landmann nennt sie Biene,
„Sie ist klein und geflügelt.

„Die Mutter antwortet lächelnd:

„Wenn Stacheln einer Biene
„So sehr, mein Kind, verwunden;
„Was wird der nicht empfinden,
„Den Du, mein Kind, verwundest!

Der Recensent bricht in der ästhetischen Entzückung unter anderen in folgende Worte hierüber aus:

„So sang er, und die Grazien lauscheten, und „lerneten seine Lieder, um sie dereinst dem geist„reichen Flaccus, dem zärtlichen Gleim vor„zusingen.

Ist das nicht ein Lauschen; ja wol ein Lauschen, wie das Lauschen junger aber mannbarer Mädchen, welche einer andächtigen Unterredung freundschaftlicher Weiber von Ehegeheimnissen eifrig, wiewol unvermerkt, zuhören! Wozu aber dem Herrn Gleim dergleichen vorzusingen; als wenn er darinnen etwan unerfahren wäre? Müssen denn Liebe, Wein und Zoten allerwegen der Vorwurf seyn? Kann man nichts Ernsthaftiges und Vernünftiges mehr schreiben? — Ja wol! — Sind das nicht vortrefliche, herrliche, allerliebste Sachen, schöne Zoten! Kindisch genug — doch aber auch nicht kindisch genug. — Daß der Kupido die beiden Begriffe

Biene und Schlange mit einander verwechselt, ist kindisch; wenn er aber bald hinzu setzet: der Landsmann nennt sie Biene ꝛc. so ist dieses seinem kindischen Charakter wol nicht gemäß; sondern zeuget von einer ziemlichen Unterscheidungskraft. Ueberhaupt aber ist gar nicht wahrscheinlich, daß der Kupido, der doch in andern Sachen als ein so schlauer Vogel vorgestellet wird, den Unterschied zwischen einer Schlange und Biene nicht sollte gewußt haben. Und was für eine verkehrte Antwort von seiner sonst sehr listigen und feinen Frau Mama! An Statt, den armen Jungen über den erhaltenen Stich zu trösten, und zufrieden zu sprechen, lieset sie ihm die Liebesmoral. Gerade, als wenn der lose Bube nicht ohnedieß schon muthwillig genug, und in dergleichen Sachen, die er bey seiner Mutter so ofte gesehen hatte, erfahren gewesen wäre? Doch wessen das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über. Dieses trift bey der Frau Venus vollkommen ein; ob es aber auch bey dem Herrn Verfasser des Idyllions eintreffe, will ich aus christlicher Liebe lieber mit nein beantworten. Ich schätze ihn wegen seiner grossen Fähigkeiten und Einsichten hoch, und bedaure nur, daß er sich von dem Schwarm der Modegelehrten zu Verfertigung solcher gelehrtē Possen hat mit fortreissen lassen. So viel hat unterdessen seine Richtigkeit, und ich überlasse es dem geneigten und unpartheyischen Leser zu beurtheilen, ob man aus dem ganzen Idyllion etwas anders heraus abstrahiren könne, als ein kurzes Liebes-Collegium, so die

Frau

Frau Cythere ihrem Sohn lieset? Was für einen Nutzen hat aber die gelehrte Welt aus solchen Dingen, und was für ein Verdienst ein Verfasser solcher Kleinigkeiten, dergleichen man ein ganzes Dutzend in einer Stunde ohne Mühe aus dem Aermel schütteln kann? Und wie ist es möglich, daß solche Fratzen von ernsthaften Gelehrten und verständigen Kunstrichtern so gelobet werden können? Da siehet man, was die gelehrte Mode nicht ausrichten kann! Entweder diese ist Schuld daran, oder die Furcht, widrigenfalls, wenn man nicht mitmachet, von dem Schwarm der ästhetischen Geister angefallen, und nach ihrer gewöhnlichen Art gemißhandelt zu werden.

2.

Der Landpriester von Wackefield, ein Mährchen, das er selbst soll beschrieben haben. Leipzig 1767. Wie es zugehe, daß dieses Werkchen von den Kunstrichtern so sehr gelobet wird, ist schwer zu errathen. Daß sich hin und wieder einige witzige Einfälle darinnen befinden mögen, das will ich nicht läugnen. Was ist aber das für ein Nutzen für das Reich der Gelehrsamkeit? Das Mehreste bestehet doch aus einem Gewebe widriger Schilderungen und Charaktere, unnützer Kleinigkeiten und gemeiner Ausdrücke, oder aus abgedroschenen und ekelhaften Erzehlungē der schlechtesten und unerheblichstē Vorfälle im gemeinen Leben. Was ist der gelehrten Welt daran gelegen, zu wissen, daß die Schulkinder dem Herrn

Pastor

Pastor über den Obstgarten gekommen sind, die Kinder oder Katzen das Gebackene und Eingemachte geplündert u. s. w.? Gleichwol sagt ein gewisser Kunstrichter, (*)

„daß der Verfasser seine Charaktere in feinen „Nüancen zu zeichnen wisse, auf eine ihm eigene launische Art, auch daß man in langer Zeit „kein Werk von dieser Art (Roman) gelesen, „worinnen mehr Witz, Laune, feine Satyre, „mehr Sitten und Sentiment herrsche ꝛc.

Daß der Verfasser den einmal angenommenen Charakter einen ehrlichen, gutherzigen oder einfältigen Landpriesters durchgängig behauptet — gut — das kann ich zugeben; aber es bleibt doch noch immer die Frage übrig, warum er sich nicht einen erhabenern Charakter gewehlet habe, und was denn endlich für Nutzen aus dergleichen Erzehlungen heraus kommen solle? Ich dächte doch, es fände sich noch immer Stoff, etwas nützlicheres zu schreiben!

3.

Eben jetzt fallen mir nachstehende Sächelchen ein, welche mit allem Rechte, wo nicht unter den gelehrten Unrath, doch gewiß unter die gelehrten Possen und Tändeleyen geworfen zu werden verdienen,

(*) S. Beytr. zum Alton. N. P. R. 1767. 83. St. im gel. Art.

dienen, die Herren Witzlinge mögen gleich süß oder sauer dazu sehen. Genug, mein Aristarch bleibt bey seinem gesprochenen Urtheil. Hier sind sie:

1) **Des Voltaire Gespräch zwischen der Markise von Pompadour und der Tullia**, in seinen nouveaux melanges philosophiques; desgl.

2) sein *ingenu*, und die mehresten andern Voltairischen Schmierereyen. Wer Philosophie darinnen suchet, betrüget sich sehr. Philosophie und Geschwätz sind beym Voltaire gleichgültige Wörter.

3) **Das Leben der Grafen von Brühl.** Ein Gewirr von unnützen und erdichteten Anekdoten, unzeitigen und unglücklichen Einfällen, auch unverschämten Lügen.

4) **Neue Lieder von dem Verfasser der Lieder nach dem Anakreon.** (Sind vom **Gleim**) Wer den Gleimischen Charakter kennet, wird auch hier nichts als Liebe, Wein und feine Zoten suchen; er wird sie auch im Ueberfluß finden. Gleim bleibet Gleim, und wenn er auch hundert Jahre alt werden sollte. Er hat einmal zur Fahne der Cythere und des Lyäus geschworen, wie könnte er untreu werden?

Bey allen diesen und anderen dergleichen Modesächelchens kömmt die Frage vor, zu was für einem Nutzen dieselben bestimmet sind? Denn einige witzige

witzige Einfälle wollen es nicht ausmachen, ihr Daseyn zu rechtfertigen. Wie ist es möglich, daß dergleichen wahre Schnurren von verständig seyn wollenden Kunstrichtern unter die seltenen und reifen Produkte des menschlichen Verstandes gerechnet werden können. Besonders hält die Recension des letztern Werkleins in dem 80ten Stücke der berüchtigten **Hallischen gelehrten Zeitungen** vom Jahr 1767. 636, 638. S. ein so übertriebenes Lob in sich, daß man es mit allem Rechte, ohne dem Charakter des bekannten Recensenten zu nahe zu treten, eine offenbare niederträchtige Schmeicheley nennen kann.

4.

Da die Herren Witzlinge und besonders die Dichter, so oft mit dem Worte **Genie, Original-Genie** um sich herum werfen, so wird es meinen Lesern hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen für jetzt eine richtige Beschreibung davon mittheile. Sie ist aus einem Engländischen Werke genommen, das den Titel führet: an essay of original genius &c. Hier ist sie

„Bey demselben (dem poetischen Original-Ge„nie) muß eigentlich die Einbildungskraft die „Oberhand über die Beurtheilungskraft be„halten. — Die vornehmsten Bestandtheile „dessen sind, unregelmäßige Größe, Wildheit „und Begeisterung der Einbildungskraft. — „Es zeiget sich gemeiniglich noch in den rohen

„Zeiten der menschlichen Gesellschaft, und er„scheinet nur selten in einem vorzüglich hohen „Grade zu solchen Zeiten, wo der Mensch schon „ganz gesittet worden ist. — —

Nun wissen ja meine Leser, worinnen das poetische Originalgenie eigentlich bestehe. Sie werden es doch nicht weiter verkennen lernen. Die Zeignung ist zu deutlich und zu malerisch. Ein gewisser Gelehrter versicherte mich zwar, daß er in einem gewissen medicinischen Buche eine fast ähnliche Definition oder Beschreibung vom hitzigē Fieber gelesen habe; und ein anderer, daß die obige Beschreibung aus einer gewissen Reisebeschreibung, wo der Charakter der Irokesen und anderer wilden und menschenfressenden Einwohner von Amerika geschildert wird, genommen sey, und noch ein anderer, daß dieselbe eigentlich eine Beschreibung eines verzogenen, muthwilligen und unbändigen Knaben in sich halte. Doch das sind Spöttereyen, deren ich mich nicht theilhaftig mache. — Aber im Ernst: daß solches ein Engländer schreiben kann, welche Nation bekanntermaßen zum ästhetischen hitzigen Fieber sehr geneigt ist, darüber wundere ich mich nicht; aber darüber wird sich mancher mit mir wundern, daß unsere Kunstrichter, und besonders der Recensent in dem 90. St. der Hallischen gelehrten Zeitungen vom J. 1767. 711. u. ff. SS. diesen schwärmerischen Ausbrüchen und Grillen Beyfall geben, wenn ihm der Charakter dieser Herren nicht bekannt ist. —

— Was

— Was der Ausdruck: **unregelmäßige Größe**, hier bedeuten solle, ist schwer zu bestimmen. Vielleicht weiß es der Schriftsteller selbst nicht. Unstreitig gehöret es zu der großen Menge ästhetischer Flosteln, die keine Bedeutung haben, sondern blos Lückenbüßer oder Plänkers vorstellen, wie z. B. **eine stille Größe, ein personificirtes Ideal, frappante Gleichförmigkeit, helle Nüancen, idealistische Sentiments, amüsantes Kostüme, luxurieuser Witz, das Raisonnement in der Diction, humoristische Angewohnheiten**, u. a. m.

§.

Mit den gelehrten Produkten ist es eben nicht anders beschaffen, als mit dem Handel anderer Waaren. Man siehet nicht damit auf den Nutzen und auf die Nothwendigkeit, sondern nur auf seinen eigenen Vortheil. Man sinnet Tag und Nacht auf etwas neues, um den Leuten mit guter Manier das Geld abzunehmen. Mit einem Wort: es verhält sich damit gerade eben so, wie mit dem Handel der Drechsler mit Spielsachen für Kinder, oder allenfalls wie mit dem Handel mit Nürnberger Tand. Man suchet, so lange die Waare abgehet, von der Thorheit der Leute Nutzen zu ziehen, und einen Theil seiner Nahrung daher zu nehmen. Wol dem, der sich ehrlich nehren kann! Die Zeiten sind schlecht, man muß allerhand versuchen; will eines nicht gehen, so gehet das andere. — Man giebt kleine

Büchelchen in Berlokenformat, Lotteriespiele zum Zeitvertreib bey müßigen Stunden mit Sinnbildern, Sammlungen von Romanen, Anekdoten, und witzige Einfälle, Wörterbücher von allen möglichen Wissenschaften und Künsten heraus: man schreibet Landbibliotheken für leere Köpfe, neue Aussichten in alte Gegenden, Elementarbücher mit Kupfern von nichtsbedeutenden, im gemeinen Leben, besonders unter Kindern beständig vorkommenden, jedermann ohnedieß schon viel besser bekannten Kleinigkeiten und Schnurren, Schauplätze der Künste und Handwerker, worinnen man das niemals finden wird, was man suchet, gelehrte Modekalender mit Sinngedichten oder Anakreontischen Verslein, und mit Bildnissen unserer grossen ästhetischen Genies, u. dergl. m. — Und siehe, man erreichet seinen Zweck. Es ist gangbare Waare, sie gehet ab, wie warme Semmel. Man verdienet ein Stück Geld damit. Die folgende Messe wieder was anders. Es gehet eben so gut. Gute, nützliche und brauchbare Bücher bleiben liegen. Warum? Es ist kein Meßgut, keine gangbare Waare. Nach dieser nur wird allein gefragt. Es ist kein Wunder. Die Welt ist voller Thoren, und diese wollen betrogen seyn. Aber darüber muß man sich doch billig wundern, wie es möglich sey, daß sich ernsthafte und durch ihre eigenen Schriften schon berühmt gewordene Gelehrten mit dergleichen Tand beschäftigen können? Entweder ich irre, oder die Mode und der Eigennutz sind allein die Ursachen hiervon.

6.

Ein Reich, das sich gar zu weit ausbreitet, ist seinem Falle mehrentheils am nächsten. Eben dieses kann gar wol auf das Reich der Gelehrsamkeit angewendet werden. Man hat nicht nur alle mögliche Künste, als die Musik, Mahlerey, Steinschneiderey, Pastenmanufaktur, Gemmenfabrik ꝛc. bereits dazu gezogen, sondern auch sogar die Handwerker, wie bekannt, sind davon nicht einmal ausgenommen. Die Franzosen sind uns Deutschen, wie mehrentheils, mit einem rühmlichen Beyspiele hierinnen vorgegangen; wir schlendern ihnen, wie gewöhnlich, gutwillig nach. Ein Thor macht den andern. Wo würden unsere heurigen Gelehrten sonst den Stoff zum Schreiben hernehmen, wenn dergleichen Dinge ausgeschlossen seyn sollten? Ein öde liegendes Feld im Reiche der Wissenschaften anzubauen, das ist ihre Sache nicht, das macht zu viel Kopfbrechens; und was neues zu schreiben, ausser alte Sachen in neuen Kleidern, das wissen sie nicht. Mit sammeln und in einander schichten wird man freylich viel eher fertig, als mit eigener Verfertigung der Materialien. Mit einem Worte: wenn es so fort gehet, so wird endlich für ein jedes Handwerk eine eigene Wissenschaft erfunden, ein eigener Professor dazu bestellet und ein eigenes Kompendium und System davon geschrieben werden; und zuletzt kommen auch, ausser den Handwerken, alle und jede Beschäftigungen im gemeinen Leben, auch die allerniedrigsten nicht ausgenom-

nommen, an die Reihe, z. B. der Kuhhirt, der Besembinder, Trötscher, Gerichtsdiener, Abdecker, Karrenschieber ꝛc. — Man sinne nur im voraus auf prächtige Benennungen zu diesen neuen Wissenschaften. Aus dem Griechischen hole man sie her; die Endigungen in **ologie, istik, astik** u. dergl. wie z. B. Bovistik oder Taurologie, Sarothronistik, Aloantologie, Rhabduchologie, Apoderologie, Hamapastik — sind die besten; und wenn sich diese etwann nicht anbringen lassen wollen, so thut man am besten, man setzt gerade das Wort Philosophie dazu: z. B. Philosophie der Schuster, Bürstenbinder, Trötscher, Schiebböcker, Bierschröter ꝛc. Es ist heute zu Tage doch alles Philosophie, was geschrieben wird. Mit einem Worte: Gelehrte, Künstler und Handwerker, auch andere geringere Gattungen des Nahrungsstandes, werden endlich eine Gesellschaft, oder biblisch zu reden, ein Hirte und ein Heerde werden, die durch die populäre Philosophie verbunden wird. Dann werden wir erst glückliche und erleuchtete Zeiten auf dem Erdboden haben. Denn — ja wol — Nunmehr liegt auch schon die **Tanzkunst** auf dem Gebiete des gelehrten Reichs. Was für ein Aufheben macht man nicht z. B. von dem Balletmeister **Novere** zu Wien, und von **seinen Briefen über die Tanzkunst und die Ballete**, aus dem Französischen übersetzt, Hamburg und Bremen 1769. in 8. Lustig ist zu lesen, wie er sich bemühet, das Ballet nach allen seinen Theilen mit einem Gemählde zu vergleichen. So ist z. B. die

Bühne,

Bühne, das Tuch; die mechanischen Bewegungen der Figuranten (Tanzenden) sind die Farben; die Physiognomie ist der Pinsel; die Verknüpfung und die Lebhaftigkeit der Scenen sind, die Wahl der Musik; die Auszierung und das Kostüme machen das Kolorit aus; der Kompositeur ist der Mahler, u. dergl. mehr (*) Gewiß, es gehöret eine starke Einbildungskraft dazu, solches zu erkennen. Ein Gemählde von lebendigen Figuren, welcher Unsinn! — Doch ich habe nichts wider den Mann. Immerhin mag er gute Sprünge und Kapriolen machen können. — Aber was sollen denn die Sprünge im Reiche der Gelehrsamkeit? Da würden sie gewiß viel Unheil anrichten. Unsere Gelehrte machen deren so schon zu viel. Wozu alle Balletmeister, Tänzer und Luftspringer im Reiche der Gelehrsamkeit? Die Terpsichore mag sie, wie die Sprache lautet, erzogen haben oder nicht. Ich habe niemals ein gutes Zutrauen zu diesem Weibesbilde und zu ihren Gespielinnen gehabt; mir ist also auch ihre Zucht immer etwas verdächtig. — Aber im Ernst — Will man dergleichen Künstler und ziemlich entbehrliche Künstler, so loben, (**) mit was für einem Lobe soll man

(*) S. das 16 St. des Beytr. zum Alton. R. Post-Reuter 1770. im gel. Art. wo das Werkchen recensiret, der Verfasser aber, weil er seine Kunst zu hoch treibet, hin und wieder zurechte gewiesen wird.

(**) Wie z. B. im 8 St. des Alton. R. Postreuters 1768. im Art. Wien von 30 Dec. 1767.

denn einen wirklich wahren und grossen Gelehrten belegen?

I.

Des Herrn **Wegelins** caracteres historiques des Empereurs, depuis Auguste jusq' a Maxime &c. Berlin 1768. in 8. werden zwar von den Kunstrichtern ganz erstaunlich gelobet, (*) ich sehe aber den Grund davon nicht ein, noch weniger den Nutzen, den dieß Buch haben soll. Der Herr Verfasser, den ich sonst seiner Gelehrsamkeit und übrigen schönen Schriften wegen hochschätze, verzeihe mir, daß ich der Wahrheit zu Liebe dieses sagen muß. In der Historie hat es gewiß wenig oder gar keinen Nutzen. Denn derjenige wird sich sehr betrügen, der die Geschichte dadurch zu erlernen, oder sich die Erlernung derselben zu erleichtern gedenket. Wol viel Geschwätz, Schilderungen und Betrachtungen, aber wenig Zuverläßigkeit und Geschichte. Aus so entfernten Zeiten die Gemüther der Menschen zu schildern, wenn uns die Geschichte wenig oder gar keinen Stoff zur Schilderung aufbehalten hat, ist gewiß eine so mißliche und ungewisse Sache, daß nicht abgesehen werden mag, wie sich die Herren Schilderer erdreusten können, auf ein solches wahres Gerathewol so viele Zeit und Mühe zu verschwenden, da am Ende nichts anders heraus kömmt, als daß der Verfas-

ser

(*) u. a. im gel. Art. des 61 St. des Alton. R. Postreuters 1768.

ser seinen Witz und seine Geschicklichkeit in kühnen Muthmasungen und Reimlichkeiten gezeiget hat. Witz brauchen wir aber in der Geschichte nicht. Denn Witz und Geschichte sind zwey ganz entgegen gesetzte Dinge. — Und wozu dienen endlich solche einzelne und abgerissene Stücke aus der Geschichte? Gewiß zu nichts anders, als die ohnedieß bereits aufs höchste gestiegene Sucht des Bücherschreibens zu vermehren. — Nun wird man sich auch wol an die Reisen, an die Kriege, an die Gestalt, an die Tafel, an die Palläste, an die Kleidungen, die Stiefeln, die Sporen, die Jagden, das Gefolge ꝛc. der Kaiser machen, und von jeder Sache ein besonderes Buch schreiben. So ist alleine der Stoff, von den Kaisern zu schreiben, bis ans Ende der Welt unerschöpflich. — Hilf Himmel, was wird man nicht endlich noch schreiben können, wenn man in Ansehung der Könige, Kurfürsten, Kardinäle, Herzoge, Fürsten, Grafen ꝛc. auch anderer Personen und Stände eben so verfahren will! Die Welt müßte in der That noch viele 1000. Jahre dauren, wenn dieser unergründliche Brunnen der Gelehrsamkeit versiegen sollte! Und auch dieses würde um so weniger zu befürchten seyn, da ja beständig neue Personen auftreten, und dadurch immer wieder neue Quellen dazu kommen.

8.

D. Gottfried Daniel Hofmann, von dem Mangel alter Deutschen Gedächtnißmünzen, und daher heutigen nöthigen Münz-

Münzfolgen ganzer fürstlichen Geschlechter, besonders von der Pfälzischen Münzreihe, und einem Vorschlag zu der Würtenbergischen. Tübingen 1767. in 8. Den übrigen Verdiensten des Herrn Hofmanns ohne Nachtheil gesagt, abermals ein höchst unnützes, und unter die gelehrten Tändeleyen gehöriges Werkchen, ob gleich, wie gewöhnlich, von unserem Handwerksmäßigen Kunstrichtern (*) ein so grosses Aufsehen davon gemacht wird. Der Verfasser schlägt unter andern vor: wo die Münzen der Vorfahren fehlen, von allen und jeden Vorfahren Gedächtnißmünzen zu schlagen; damit die Reihe der Münzen voll werde. — Schade, daß er nicht hinzusetzt: daß ein solches nach der alten Jahrzahl, Schrift und Gepräge, auch andern Unterscheidungszeichen geschehen soll; um die Nachwelt, die ohnedieß schon so jämerlich betrogen werden wird, noch besser zu hintergehen. Ich frage aber erstlich: ist es denn unumgänglich nothwendig, von allen und jeden Herren und Regenten Gedächtnißmünzen aufweisen zu können? Mit nichten. Ein grosser Herr bleibt dennoch ein grosser Herr, ob sich gleich keine Gedächtnißmünzē von ihm haben auffinden wollen. Die Geschichte und die Geschlechtsfolge wird gewiß dadurch weder verbessert und ergänzet, noch berichtiget werden, wenn man sonst keine bessere Materialiē und Hülfsmittel hat,

die

(*) u. a. im 2c St. der Hallischen gel. Zeit. 1768. 74 76 S.

die Lücken auszufüllen. Und wissen wir denn zuverläßig, wenn wir alle diese Lücken ausgefüllet haben, ob nicht dessen ungeachtet noch einige fehlen, wovon uns die alles verzehrende Zeit und der neidische Zahn derselben die Nachrichten und Urkunden geraubet hat? Gewiß, wir werden beständig auf trüben Wasser fahren, ohne auf den Grund sehen zu können. — Wozu endlich alle die Mühe und Kosten, die auf solches Kinderspiel gewendet werden; da die Geschichte den ehedieß sehr eingeschränkten Nutzen der Münzen schon reichlich ersetzet? Es fällt zwar äuserlich gut in die Augen, wenn alle Fächer voll sind; allein das ist auch der ganze Vortheil, den man davon hat. Ein Nutzen und ein Vergnügen, das dem Vergnügen gleich zu achten ist, was die Kinder über den Anblick ihrer, in Ordnung gestellten Spielsachen empfinden. — So sind wir dann gelehrte Kinder. — Wie leicht kann derjenige, der Geld hat, auf solche Art ein grosser Musagete, ein Mecánat werden! So weit haben wir es zu unseren erleuchteten Zeiten gebracht! Wohin werden wir es noch endlich bringen, wenn unsere Herren Witzlinge und Aesthetiker fortfahren, sich mit solchen herrlichen Sachen und Empfindungen zu beschäftigen! Was für ein grosser Vortheil wird dadurch der gelehrten Welt nicht gestiftet werden? Ja wol — ein Zeitvertreib, oder besser Zeitverderb für müßige Köpfe.

9.

Von keiner Sache wird zu unseren Zeiten mehr Werks gemacht, als von der **Steinschneiderey** (nicht der chirurgischen, sondern der ästhetischen) **der Gemmenfabrik und Pastenmanufaktur**, obgleich diese Künste in Ansehung des Nutzens und der Erheblichkeiten unstreitig die allerletzten sind. Und wenn kein Lobredner da ist, so wird man sein eigener. Man höre doch, wie sich der theure Herr **Klotz** selbst lobt, oder durch seine Kreaturen loben lässet. So heisset es im 13ten St. der **Hallischen gel. Zeit.** 1768.

„Wir haben bereits einige Bogen von einem „kleinen Werkchen erhalten, welches Herr „Klotz (und er ist doch vermuthlich der Recen„sent selbst) über die alten geschnittenen Stei„ne verfertiget hat. Diese vortrefflichen Denk„mäler der Kunst sind fast das Einzige von „den alten Kunstwerken, worüber man auch, „**ohne in dem glücklichen Italien zu le„ben**, in Deutschland schreiben kann.

Also ist Italien um der alten Kunstwerke willen ein glückliches Land? Ja freylich wol, weil man darinnen die Kunst verstehet, neu gemachten Steinen und anderen Denkmälern das Ansehen des Alterthums zu geben, und dadurch unsere Klotze und andere in der Griechischen und Römischen Antiquitätenkrämerey ersoffene Ausländer um ihr Geld zu schneuzen. Nam mundus vult decipi; ergo decipia-

cipiatur. Ich schenke Italien gar gerne dieses Glück, wenn es weiter keine Vorzüge aufzuweisen hat. — Wie ist es möglich, das Leute, welche, wie der Herr **Klotz** und ihres Gleichen, sich mit nichts, als solchen Tändeleyen und wahren Kleinigkeiten beschäftigen, verlangen können, sie für wahre Gelehrten zu halten? Mahler, Bildhauer, Steinschneider, Pastengiesser ꝛc. hätten sie werden sollen, so würde man ihnen ihre Aufschneidereyen und Marktschreyereyen noch ehe zu Gute halten können. Und dazu schicken sich unsere heutigen Aesthetiker auch am besten. Denn von einem wahren Gelehrten kann doch wol niemals vermuthet werden, daß er in dergleichen Possen die höchste Staffel der menschlichen Weisheit und Erkenntniß, wie sie, suchen sollte?

10.

Geschichte des Agathon, 2. Theile, Frankf. und Leipz. 1786. in 8., ein Roman, wovon der Herr **Wieland** Verfasser ist, wird von unsern enthusiastischen Kunstrichtern auf eine so übertriebene Art gelobet, daß man glauben sollte, die Wolfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts käme darauf an. So heißt es unter andern davon: (*)

„Ein populärer Weltweiser, eine Mischung von
„Attischer und Brittischer Laune, eine seltene
„Kennt-

(*) In dem 21ten St. der Hallischen gel. Zeit. 1768. 163. u. ff. SS.

„Kenntniß der Gebräuchlichen und des Uebli„chen in Griechenland, (warum nicht lieber in „Deutschland) der Sitz einer zur Gottheit „hinziehenden Philosophie, u. d. m.

Heißt denn etwan ein Roman auch Philosophie? Ja wol, alles, was unsere Witzlinge schreiben, ist Philosophie; ja populäre Philosophie auf Deutsch Küchen-, oder Rockenphilosophie. — Was für eine kauderwelsche Sprache und was für hyperbolischen Ausdrücke! — Allein es ist und bleibet doch noch immer ein Roman. Ich gebe zu, daß hin und wieder einige gute Einfälle und schöne Gedanken anzutreffen sind. Das macht aber ja keine Befugniß aus, überflüßige Bücher zu schreiben. Haben wir nicht so schon Romane und Romanhelden genug? Es entstehet immer noch die Frage hierbey: zu was für einen Nutzen? — Herr Wieland hätte in der That besser gethan, wenn er seine Zeit und Geschicklichkeit auf nützlichere Sachen verwendet und seine Einsichten in die Weltweisheit nicht so populär gemacht hätte. Seinen Lobrednern, und besonders unserem theuren kritischen Helden, dem Herrn Klotz, aber wünsche ich, daß der Paroxismus, dem vorbemerkte Recension ihr Daseyn zu verdanken hat, ohne seinen Hirnnerven Schaden zu thun, bald vorüber gehen möge. Denn das ist doch wol nicht die Sprache eines wirklich gesunden Menschen!

11.

Briefe vom Herrn Johann Georg Jakobi,

Berlin 1768. in 8., sind in Versen und an den Herrn Gleim gerichtet. Gleich und gleich gesellt sich gerne. Ist je eine Schrift von kindischen Inhalte erschienen, so sind es gewiß diese Briefe. Man lese selbst die Probe, so doch von den Kunstrichtern (*) zum Lobe des Buches angeführet wird, nemlich das Gedicht: an die Liebesgötter. Weiter nichts als leere Worte, Tändeleyen, mythologische Redensarten, küssen, gecken, haseliren. Gleichwol wird dasselbe auf eine so übertriebene Art gelobet, daß man nicht anders glauben sollte, als wenn der reichste Schatz der wahren Weisheit darinnen verborgen läge. Man höre doch, wie sich der Recensent (**) in der Begeisterung darüber ausdrückt:

„Das ganze Gefolge der Göttin von Paphos,
„die Freuden, die Scherze, Liebesgötter, Gra-
„zien und Nymphen müssen diesen Dichter beym
„Verfertigen seiner niedlichen Stücke eben so
„vertraut umtanzet haben, wie ehemals ihre
„Lieblinge, einen Gresset, Chaulieu, und la
„Fare. Glücklich hat er die Wege gefunden:
„Noch Deutschen Sängern nicht bekannt,
„Die ungesucht Chapelle fand.

Vortreff-

(*) u. a. im 30. St. des gel. Art. des Beytrags zum Alton. R. Postreut. 1768.
(**) Ebendas. am angez. Orte.

Vortreffliches Glück! hätte es doch Chapelle niemals gefunden, und hätten es doch die Deutschen Sänger niemals gekannt! Die gelehrte Welt würde dabey nichts eingebüßet, sondern vielmehr sehr viel gewonnen haben. Wenigstens würden wir über die immer mehr und mehr überhand nehmende ästhetische Seuche, die zu unsern Zeiten so viele Mirglieder des gelehrten gemeinen Wesens unbrauchbar macht, nicht so viel gerechte Klagen führen dürfen. Wie ist es möglich, etwas Vernünftiges zu schreiben, wo einen dergleichen Ungeheuer und Ungeziefer bey der Arbeit umtanzen, und wo die Göttin von Paphos, die Grazien und Nymphen einmal Possession von der Studirstube genommen haben! Eine solche Gesellschaft muß nothwendig den weisesten Philosophen, geschweige einen Dichter zur Ausschweifung verführen. Wer kann ihren Reizen und Lockungen widerstehen! Es gehöret traun! mehr dazu, als ein Gleim und Jakobi zu seyn. Es heißt ferner in der Recension:

„Jeder empfindende Leser wird diese Poesien „bald auswendig lernen.

Eine sehr erbauliche und nützliche Beschäftigung! Tändelnde Leser sollte es heissen und nicht empfindende. Doch die Empfindung ist von mancherley Art. Solche artige Gesellschaft macht freylich auch Empfindung. — Kurz um: Der Verfasser ist eben ein solcher ästhetischer Tändler als Herr Gleim, von dem auch poetische Briefe mit darunter sind. — Wenn eher wird man

doch

doch aufhören, solche wahre Possen drucken zu lassen, von denen die gelehrte Welt weiter keinen Nutzen hat, als die Thorheiten der mehresten ästhetischen Bundesgenossen desto besser erkennen, und einen wahren Gelehrten von einem Geck unterscheiden zu lernen.

12.

Wer Lust hat, recht was erbauliches zu lesen, der lese den bekannten Streit zwischen Lessingen und Klotzen wegen der Homerischen Gemählde. (*) Gewiß, man hat wol in langer Zeit keinen so schnakischen und lustigen Auftritt zu sehen bekommen, wo unsre witzigen Helden ihre Schwäche selbst so verrathen, und die gelehrte Welt von der Unerheblichkeit und Unnützlichkeit ihrer Kunst besser überzeuget hätten, als eben dadurch! Wahre Possen und Kindereyen, oder aufs gelindeste zu sagen: ein Streit de lana caprina. Was liegt der gelehrten Welt wol daran, zu wissen, ob die alten Artisten (warum nicht Künstler?) Homerische Gemählde, oder Gemählde zum Homer gemahlet haben, oder nicht? Oder, was hat die gelehrte Welt für Nutzen davon, wenn man sich zu beweisen bemühet: man solle nicht sowol Gegenstände mahlen, welche Homer mahlet, als vielmehr das Gemählde selbst nachmahlen, wel-

(*) Siehe u. a. den gel. Art. des 100. St. des Hamburg. Korresp. 1768. wo von dem erstern in dieser Streitigkeit ein Aufsatz eingerückt zu finden ist.

ches Homer von diesen Gegenständen macht, mit Beybehaltung der Ordonanz des Distrikts, und mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumstände, u. s. w. Was für eine unnütze Untersuchung, und was für ein lehrreicher Unterschied, der nur in dem Gehirne unsrer enthusiastischen Schönfärber seine Möglichkeit und seine Anwendung haben kann! Es gehöret wenigstens beynahe die Laterne des Diogenes dazu, um nur einigermaßen einen solchen schimmern zu sehen. — Und wenn man ihn denn gefunden hätte; was gehet der Welt dadurch für ein Licht auf? Worte, aber keine Sachen. Possen, aber kein Nutzen. — Was für eine überflüßige und kindische Beschäftigung! Es wäre in der That besser, wenn wir sowol von den Homerischen, als andern alten fabelhansigen Fratzen gar nichts wüßten! — Ja wol — wären doch alle die alten Fabelschmiede ganz und gar verloren gegangen, so würden wir nicht so viele tändelnde Dichter und Witzlinge, folglich auch nicht so viele angeschossene Leimstängler und unbrauchbare Glieder des gelehrten gemeinen Wesens unter uns haben! Denn wo der Kopf mit solchem Unrath und ranzigten Materien angefüllet ist, da können wol unmöglich einige gesunde und brauchbare Gedanken Platz finden. Und was ist das nicht für eine kauderwelsche Sprache? Sollte nicht einer, der eines gesunden und natürlichen Ausdrucks gewohnt ist, besonders in der Zukunft, wenn diese neblichten Dünste bereits verflogen, und die Bedeutungen solcher neumodischen Redensarten

nicht

nicht mehr kennbar seyn werden, auf die Gedanken gerathen, daß ein Mahler, Namens Homer, ehemals da gewesen wäre? Was für eine Versündigung würde aber das gegen diesen Fabelpatriarchen seyn! Es wäre kein Wunder, wenn er sich über dergleichen Behandlung und Unwissenheit in der Erde umkehrete; woferne anders jemals ein Homer gelebet hat, und gestorben ist. Saget doch Deutsch, vernünftig und gerade heraus: Homer beschreibt Gegenstände zum Gemählde, wenn es anders wahr ist, daß er solches im Sinne gehabt hat, und nicht: er mahlet Gegenstände; damit jeder Deutscher Christenmensch verstehen kann, was ihr haben wollet. — Muß denn alles gemahlet seyn? Wir haben ja das Mahlen so oft gelesen und gehöret, daß es der gesunde Geschmack nicht mehr ausstehen kann. Es ist doch wol immer noch ein ziemlicher Unterschied, mit dem Pinsel Figuren zu entwerfen, und mit der Feder Worte und Gedanken zu schreiben. Qui bene distinguit, bene docet. Was sollen endlich die Ordonanz und die Localumstände bedeuten? Das wisset ihr Herren Aesthetiker vermuthlich selber nicht. Man kann darunter verstehen was man will. — Wörter ohne Bedeutung; Ausfüller, Lückenbüßer.

13.

Abermals ein vortreffliches Werkchen! Briefe von dem Herren Jakobi und Gleim. Berlin 1768. Eine neue Sammlung; aber

wovon? von Possen und Geckereyen. — Daß unsre witzigen Kunstrichter davon eben sowol als von den vorigen Briefen nach ihrer Art ein grosses Aufsehen machen, ist leicht zu erachten, und kein Wunder. Denn es ist Wasser auf ihre Mühle. Man lasse ihnen, wie den Kindern über ihre Spielsachen, immerhin ihre Freude! Ihr Lob hat doch im Grunde bey Vernünftigen nicht viel zu bedeuten. Selbst die Art und Weise dieses Lobes und der Ausdruck giebt ein solches genugsam zu erkennen. Es ist allemal ein sehr verdächtiges und mißliches Lob, wenn man zu der Sache die eigentlichen Ausdrücke entweder nicht finden kann, oder damit heraus zu gehen sich nicht getrauet, sondern zu uneigentlichen, allegorischen, mythologischen und hyperbolischen seine Zuflucht nehmen muß. So heißt es unter anderen: (*) Man sollte sagen, es wären die Briefe der Musen an einander. Der Recensent denket Wunder, was er diesen Briefen dadurch für ein Lob beyleget. In der That geschiehet aber das Gegentheil. Ich will zugeben, daß es scheine, als wären es die Briefe der Musen an einander, ich gehe noch weiter, und sage: ja es sind wirklich die Briefe der Musen an einander, wozu Apollo und die Minerva selbst den Stoff hergegeben haben. Gut — was folget denn aber daraus? Nichts anders, als daß ich

als

(*) In dem gel. Art. des 53. St. des Beytr. zum Alton. R. Postreuter 1768.

als ein Vernünftiger also schliesse: Sind die Musen samt ihren Vorstehern und Musengenossen niemals in der Welt, sondern bloß in der Einbildung da gewesen, was wird es also mit einem solchen uneigentlichen und zweydeutigen Lobe für eine Beschaffenheit haben? Die Antwort giebt sich nach der Analogie des Ausdrucks mit der Sache von selbst. Sind die Musen ein wahres Nichts, ein Unding, so wird man auch wol einem solchen musenmäßigen Lobe keine andre Eigenschaft beylegen können? Gesetzt aber auch, man wollte die Musen, nach heidnischen Begriffen, für Gottheiten wirklich annehmen; was für eine offenbare Versündigung würde es nicht seyn, ihnen zuzutrauen, daß sie, als Göttergenossen, sich mit solchen wahren Possen und Kindereyen, wie in diesen Briefen enthalten sind, abgeben könnten. Bleibet doch zu Hause mit eurem gekünstelten und geschminkten Lobe, ihr Herren Schönfärber! Indem ihr zu loben gedenket, macht ihr euch und eure Bundesgenossen nur noch mehr verdächtig und verächtlich, und ihr widerstrebet in der That eurem eigenen Endzwecke. — Ich muß euch nur noch dieses hinter die Ohren reiben: eine Schrift um der schönen Schreibart willen zu loben, deren Inhalt aber kindisch und possenhaft ist, ist sowol eine offenbare Thorheit, als ein Zeichen einer schlechten Einsicht und Unterscheidungskraft. Denn saget mir doch einmal den Nutzen, der aus allen dergleichen Modeschriften dem Reiche der Gelehrsamkeit zuwachsen soll? Ich sehe wenigstens nicht, daß unsre

Herren Aesthetiker dadurch klüger, gesetzter und im gemeinen Leben brauchbarer werden sollten. Die Erfahrung lehret vielmehr noch immer das Gegentheil.

14.

Noch etwas von dem erbaulichen Streite des Herrn Klotzens mit dem Herrn Lessing über den Laokoon. — Was hat es doch, z. B. um des Himmels willen für Nutzen, weitläuftig zu untersuchen und zu beweisen, daß Lessing zwo Statüen mit einander verwechselt habe, da er den Borghesischen Fechter beschreibt? oder wenn Herr Klotz sich dabey ängstlich aufhält und saget: er hielte dafür, daß eine gewisse Episode, so wie sie Homer in Versen beschrieben habe, mit dem Pinsel geschildert werden könne? (*) und dergleichen mehr. Ich zweifele wenigstens nicht daran, daß diese Schilderung gar wol möglich sey, ich glaube vielmehr, daß noch alberner und närrischer Zeug, als dieses ist, geschildert werden könne. Kann man halb Menschen und halb Ochsen, oder halb Menschen und halb Pferde und dergleichen abbilden, warum sollte denn auch das nicht angehen? Wer will mir denn verwehren, eine Gesellschaft Kunstrichter und Witzlinge mit Flügeln, wie den Merkur, oder mit Ohren, Schwänzen und Beinen, wie

(*) S. hiervon das 145. St. des Hamb. Korresp. 1768. im gel. Art., wo sich vom Herrn Klotz eine Vertheidigung gegen den Herrn Lessing eingewickt befindet.

wie den Pan, zu schildern? Verwehren wird mir es gewiß niemand, sondern man wird mich vielmehr noch dazu loben, weil ich die Alten nachahme. Denn weise ist ja der, der sich die Alten zum Muster wählet. — Wozu also solche weitläuftige, mühsame Untersuchungen, solche unerhebliche Streitigkeiten? Concedo totum argumentum, ruft mit mir die ganze werthe unästherische Christenheit aus? Ich frage aber zugleich, wozu solche unnütze Schilderungen? Haben wir denn sonst keine Gegenstände, als dergleichen Homerische Fratzen? Man lasse auch immerhin den Herrn Lessing zwo Statüen verwechselt haben oder nicht; darum wird doch kein Pflug im gelehrten Felde stille stehen. — — Und warum sagt man denn, da von der verwechselten Statüe die Rede ist, nicht deutlich heraus: eine Bildsäule in dem Borgheſischen Pallaste zu Rom, die einen Fechter vorstellet? Sollte man nicht nach Verlauf einiger 100 Jahre auf die Gedanken kommen, man verstünde einen Fechter, oder Bildsäule eines Fechters, die sich an einem Orte, Namens Borgheſe, befinde, oder welche daselbst, oder von einem, Namens Borgheſe, verfertiget worden? Es ist ja nicht alles gut, was kurz und gedrungen ist. Die Deutlichkeit muß vornemlich in Betrachtung kommen.

15.

Lucie et Melanie, ou les deux soeurs genereuſes, Anecdote historique, par Ms. d'Arnaud. Paris 1767. in 8. Ein ganz unnützes und überflüßiges

Buch, die Schreibart mag auch so schön seyn, als sie will. Haben wir nicht so schon an Romanen einen Ueberfluß? Man höre doch einmal auf, dergleichen, zu müßigen Zeitverderb, Liebesverstrickungen und romanenmäßigen Auftritten Gelegenheit gebende Sächelchens zu schreiben, und gebe den lehrbegierigen Lesern, die nicht sowol für Nahrung ihrer Einbildungskraft, als vielmehr ihres Verstandes besorget sind, nützlichere Sachen in die Hände. Die Kunstrichter mögen dies Werkchen loben, wie sie wollen, es ist und bleibt doch nur ein Roman. — — An diese Herren hat man sich nicht zu kehren. Sie loben dergleichen bloß, weil es Wasser auf ihre Mühle, weil es Mode ist. Sie machen freylich ein grosses Aufheben nach ihrer Art davon. — Man höre doch, in was für enthusiastische Lobeserhebungen der theure Herr Klotz (*) hierüber ausbricht:

„Welch ein niedlich Geschöpf ist nicht diese Erzählung! so niedlich und so reizend, wie man „sie von der Hand eines d' Arnaud erwartet. „Zwey Schwestern, Lucie und Melanie, lieben „beyde zugleich heftig den Grafen d' Estival. „Sie entdecken sich einander, und jede will ihn „der andern überlassen. Der schönste Streit „zweyer zärtlichen Seelen! Melanie, für welche der Graf die meiste Neigung hat, gehet „ins Kloster, und der Vater des d' Estival will „Lucien

(*) In dem 21. St. der Hall. gel. Zeit. 1768. 247. u. 248. S.

„Lucien zu seiner Schwiegertochter haben. Mela„nie stirbt, nachdem sie erfahren, daß der Graf „gleichfalls für (soll vor heissen, Herr Klotz!) „Bekümmerniß den Geist aufgegeben hatte. — „Mit Verlangen sehen wir den übrigen histori„schen Anekdoten, auf diese Art behandelt, ent„gegen, die uns Herr d'Arnaud hier verspricht.

Was für eine herzbrechende Liebe, was für ein kläglicher, rührender Liebesstreit, was für ein angenehmes Sterben muß das nicht gewesen seyn! Unmöglich kann ein solcher Tod bitter seyn, der aus Liebe geschiehet; weil die Liebe ja, ästhetisch zu reden, das allerhöchste Süße ist. Ich zweifele aber, ob ein solcher Tod auch in unsern aufgeklärten Tagen noch Mode seyn möchte. Meines Erachtens stirbt aus Liebe niemand mehr; zumal einen so freywilligen und abgeredeten Tod, wie dieser ist. Nam non deficit alter, sive altera. Eine herrliche und bewährte Arzney. — Diese Romanhelden müssen haben sterben können, wenn sie gewollt haben, ohne Hand an sich zu legen. — Das lasse ich mir ein Geheimniß, ein Kunststück, eine seltene Erscheinung im Reiche der Natur seyn! Aber mit Erlaubniß, mein Herr Recensent! muß denn alles gut und schön seyn, was ein so genannter schöner Geist schreibt? Ich will dem Herrn d'Arnaud seine Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit und Schöngeisterschaft in andern Dingen nicht absprechen; aber kann denn auch ein schöner Geist nicht zuweilen in Thorheiten und Tändeleyen

leyen verfallen, und durch die Mode zu witzigen Possen und Kleinigkeiten verführet werden? Mich deucht immer, hier hat er den Geck gespielt? — In der That ein unhinlänglicher und schlechter Grund, ein Buch deshalb zu loben, weil es ein berühmter Mann geschrieben hat. Nam interdum dormitat etiam bonus Homerus. Schande für den gelehrten Stand, sich durch das Vorurtheil des Ansehens so weit regieren zu lassen, daß man den gelehrten Mitbürgern unnützen Tand und schlechte Waare in zierlicher Einhüllung statt nutzbarer Sachen und Werkzeuge, verkaufen und anpreisen will. Parturiunt montes et nascitur ridiculus mus. — Doch die Herren Aesthetiker mögen immerhin bey ihrem Glauben bleiben, sie mögen dergleichen Sächelchens aus vollem Halse loben, es soll ihnen nicht verwehret seyn; aber sie müssen mir es im Gegentheil auch nicht verdenken, wenn ich im Namen der ganzen ernsthaften und unästhetischen gelehrten Welt die Fortsetzung dieser Anekdoten protestando feierlich verbitte. Wir haben ja schon so viele Romanen, daß man durch den grössesten Fluß in Deutschland damit einen Damm ziehen kann. Der Himmel behüte uns vor mehreren. — Man verstecke sie immerhin unter dem Namen Anekdoten, historischer Anekdoten. Anekdoten, Romanen und Mährlein bleiben doch immer ziemlich gleichdeutige Wörter. — Es sind doch nichts anders, als wahre Mordgeschichte, fliegende Blätter, romanhafte Erzehlungen und geschmückte Lügen, man mag einen gleissenden Firniß

niß darüber ziehen oder nicht. Der Grund wird dessen ungeachtet noch immer durchscheinen.

16.

Mit keiner Kunst unter allen überflüßigen Künsten wird mehr gegeckt und gehaseliret, als mit der ästhetischen Steinschneiderey, und Pastenkrämerey; und gleichwol machen unsre witzigen Kunstrichter von keiner so viel Aufsehens und Prahlens, als eben von diesen, im Reiche der Gelehrsamkeit ganz entbehrlichen Künsten, seitdem dieselben zur Mode geworden sind; ob diese Herren gleich selbst von deren Unerheblichkeit genugsam überzeuget seyn müssen. Hier ist ein Werkchen von dieser Art:

Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, vom Hrn. Klotz, (Obersteinschneidermeister) 1768. in 8.

Man höre doch einmal, wie fein und geschickt sich abermals der theure Herr Klotz selbst lobet, oder durch einen seiner Kreaturen loben lässet. (*) Er rühmet nicht nur von dieser seiner lieben Geburt auf eine pralhafte Art,

„daß es ein gutes Mittel sey, den guten Ge„schmack zu verbreiten,

sondern

(*) In dem 41. St. der Hallischen gel. Zeit. 1768. 321. S.

sondern macht auch der gelehrten Welt von der Entdeckung eines neuen gelehrten Gesundbrunnens folgende nagelneue Zeitung bekannt:

„Die Quelle des guten Geschmacks ist nun eröfnet. — Weise ist der, welcher aus ihr „schöpfet, und, wie Dichter aus dem kastalischen Brunnen, sich aus derselben begeistert. —

Herrliche Vorzüge, welche uns unsre glückliche Zeiten vor jenen finstern Jahrhunderten gewähren! Wer nun nicht mit aufgesperrten Augen und Munde sehen und bekennen will, daß wir in erleuchteten, in aufgeklärten Zeiten leben, der ist mit sehenden Augen blind, und mit offenem Munde stumm. Wie viele, viele mußten sonst nicht vor Durst nach dem guten Geschmack umkommen, weil die Quelle dazu noch verstopft war; und wie wenige konnten von den kargen Musen, diesen strengen und unerbittlichen Brunnenwächtern, so viel erlangen, daß man ihnen nur einige Tropfen dieses Lebenswassers zu Linderung ihrer Pein, wie Balsam auf die lechzende Zunge laufen ließ! Allein, GOtt lob! diese barbarischen Zeiten sind verschwunden! Nicht nur Gelehrte, sondern auch Ungelehrte, Steinschneider, Pastenmacher und andere Künstler, können nun ohne Unterschied frey, ungehindert und ohne viele Kosten dieses liebliche und heilsame Wasser in Krügen, Gefäßen, Eymern, Ohmen, Ankern, Anthalen und Stückfässern schöpfen, und ihre Geschmackseele nach Belieben damit laben! Und da sich diese Quelle fast

von

von Tage zu Tage weiter ausbreiter, so ist nicht zu zweifeln, sie werde endlich so groß, so breit und so tief werden, daß man mit den grössesten Lastschiffen, wie auf der Donau darauf schiffen kann. Und was das Beste ist, so dürfen wir gleichwol nicht befürchten, daß je eine Ueberschwemmung enstehen werde, welche Schaden oder Unglück anrichten könne; weil nicht so viel Wasser überlaufen kann, als von der grossen Menge der geschmackdurstigen Seelen, unsern Herren Aesthetikern, Kritikern und Witzlingen, so gleich mit der grössesten Begierde aufgefangen, getrunken, gesoffen und aufgelecket wird. Herbey also mit Steinen, Kalch, Marmor und andern Ingredienzien, ihr Menschenkinder, richtet unserm ästhetischen Heiland und Wiederbringer des guten Geschmacks ein Denkmal, ein würdiges Denkmal auf, das auch selbst der Ewigkeit Troß bieten kann! — Warum verziehet ihr so lange, die Hand anzulegen, ihr undankbaren, unerkenntlichen und unempfindlichen Geschöpfe! Verehret unsern grossen Klotz — weihet ihm — — Doch genug für meine ästhetische Leser. — Was werden aber unsre unästhetischen und gesetzten Leser zu diesem übertriebenen Lobe eines so handwerksmäßigen Werkleins sagen? Was für Weisheit und Vortheil kann uns wol das Anschauen und Betrachten dieser alten Steine und der darauf befindlichen Fratzen gewähren? — Kinder haben freylich eine grosse Freude über das Anschauen ihrer Puppen, Figuren und Spielsachen; allein

ein

ein gesetzter, ein ernsthafter Geist beschäftiget sich nur mit Dingen, die seinem Geiste Nahrung schaffen, und nicht mit Sachen, die blos die Einbildungskraft reizen, und uns den Kindern gleich machen. Mit einem Worte: es ist ein Werklein voll wahrer Possen und Spielwerke. Ich sehe wenigstens weiter keinen Nutzen, den der Verfasser der gelehrten Welt dadurch gestiftet hat! man müßte ihm denn das etwan zu einem ästhetischen Verdienst anrechnen, daß er, wie er selbst von sich, oder der Recensent von ihm rühmet, aus einer grossen Menge Steine, auf welchen Amors, Scherze und Spiele vorgestellet werden, eine kleine Geschichte des Liebesgottes und seiner Thaten zusammen gesetzet hat. Denn dadurch wird er wenigstens bey den veramorten und anakreontischgesinnten Herren, die sich so gerne an dergleichen angenehmen Vorstellungen und Schnurren belustigen, einigen Dank verdienen. Ob er aber bey vernünftigen und christlichen Lesern einen solchen erlangen werde, daran ist sehr zu zweifeln. — Herrliche Beschäftigung, vortreffliche, lehrreiche Bemühung, die euch aber in der Ewigkeit gewiß nicht wol vergolten werden wird! Entweder euer Verstand macht euch rasend, ihr Herren Aesthetiker und witzigen Geister, oder ihr habt aus dem neuen kastalischen Gesundbrunnen zu tief geschöpfet, und euch den Kopf dadurch benebelt. —

17.

Ein Zusatz zum 13ten Artikel, die Briefe der veramorten Herren Jakobi und Gleim betreffend. Der Reichspostreuter ist es nicht allein, welcher in ein so übermäßiges und enthusiastisches Lob über diese tändelhaften Briefchen ausbricht, auch andre unsrer heutigen witzigen Kunstrichter, welche dergleichen Sächelchen bloß darum loben, weil es Mode ist, machen ein nicht geringes Aufheben davon, und man kann leicht erachten, daß der theure Herr Klotz, als ästhetischer Obermeister, und seine Helfershelfer, nicht die letzten seyn werden. Nur Schade, daß dieser Herren ihr Lob eben so wenig zu bedeuten hat, als des Herrn Postreuters seines. Denn ich habe mich schon oben erkläret, daß es allezeit ein Zeichen einer verdächtigen, mißlichen und verwerflichen Sache sey, jemand in uneigentlichen Ausdrücken zu loben. Ich sehe wenigstens darinnen kein eigentliches Lob, wenn es von diesen Briefen heißt, (*)

„daß Anakreon die Ideen dazu hergegeben, und „Albano den Pinsel geführet habe.

Anakreon — ja, das ist ein feiner Bursche. — Sein Verdienst kommt mir eben so vor, als wenn jemand unsre heutigen witzigen Sauf- Buhler- Gassen- und Zotenlieder, so von der rohen und üppigen Jugend auf Universitäten und sonsten gesungen

(*) Im 41. St. der Hallischen gel. Zeit. 1768. 327. und 328. S.

gen oder vielmehr geschrieen werden, in ein Buch sammeln wollte, und sich dadurch ein Verdienst zu machen gedächte. — Ey — wäre doch der ganze Anakreontische Plunder, samt dem Namen Anakreon selbst verloren gegangen! — — Glücklicher Verlust für unsre Zeiten! würden wir sodann mit Recht ausrufen können! — Ist das nicht ein schönes Muster, so diese Herren Briefschreiber vor Augen gehabt haben! — Man schliesse von dem Muster auf die Nachahmung. — Was für feine Sächelchen muß nicht der Leser in diesen allerliebsten Brieflein, welche ja von allerliebsten Herrlein geschrieben worden, vermuthen! — Was hat denn aber der Pinsel des Albano allhier zu thun? Meines Wissens ist ja alles mit der Feder zu Stande gebracht, ohne nur ein Haar von einem Pinsel zu Hülfe zu nehmen? — Redet doch Deutsch und unterscheidet die Sachen. Mahlen ist ja etwas anders als Schreiben. Ihr habet ja lange genug in der Einbildung gemahlet, und mit den mahlerischen Kunstwörtern in den schönen Wissenschaften bis zum Ekel gespielet. Es ist Zeit, etwas neueres zu erfinden. — Ich dächte man führete vor der Hand die musikalischen Kunstwörter ein. — Wie angenehm und reizend würde es nicht klingen, anstatt: der Dichter mahlet, der Dichter spielet oder geiget; anstatt: der Pinsel, der Fidelbogen; anstatt: Kolorit, Akkorde oder Concerte; anstatt: Licht und Schatten, der Bogenstrich und die Bebung; anstatt: Schattirung, Kalsonium; anstatt:

pitto-

pittoresk, chromatisch, u. s. w. zu sagen! Es ist ja ohnedies noch erst auszumachen, ob nicht die Musik näher an die schönen Wissenschaften grenze, als die Mahleren; und ob es also nicht mehr Ehre für die schönen Wissenschaften sey, die Kunstwörter von der Musik, als von der Mahleren zu entlehnen? Ich habe wenigstens gute Gründe, das erstere zu bejahen. — Doch wieder auf die Brieflein zu kommen — Zu was für einem Nutzen aber sollen alle diese Schnurren? Schreibt doch einmal ernsthaftere, vernünftigere und nützlichere Dinge, ihr Gleime, Jakobileins, und andre ästhetische Tändeler unsrer Zeit! —

18.

Noch etwas zum 16ten Artikel über das Klosische Werk von den alten geschnitrenen Steinen ꝛc. Doch Herr Kloß und seine Hallischen Zeitungsgesellen sind es nicht alleine, die den Ruhm dieses herrlichen Werkleins auszubreiten suchen. Ihnen und besonders dem Herrn Kloß kann man dieses auch noch verzeihen; denn die väterliche Liebe gegen die Kinder ist groß. Wenn aber so gar ernsthafte und gesetzte Leute, denen man den Ruhm der Gelehrsamkeit in andern Stücken nicht absprechen kann, dergleichen unnütze Arbeit mit ihren Lobsprüchen begleiten, (*) so weiß ich in der That

(*) Wie z. B. im 48. St. der sonst so beliebten Leipzig. gel. Zeit. 1768. 381. u. f. S.

nicht, was ich dazu sagen soll. Entweder ist die Mode oder die Schmeicheley daran Schuld, oder vielmehr die Furcht von jenen kritischen, rüstigen Streitern und Scioppen unsrer Zeiten gemißhandelt oder gebissen zu werden, oder wol gar das manus manum lavat; lobst du mich, so lobe ich dich. Aus dem Verhältniß, in welchem diese mit jenen stehen, werden geübtere und sachverständige Leser den rechten Grund leicht abstrahiren können. Ich enthalte mich mit Fleiß, einen dieser Gelehrten für jetzt namhaft zu machen. Ich habe Grund dazu; denn Beyspiele sind verhaßt. — Daß aber die Klotzischen Sprachröhre, ich meyne den Hamburgischen Korrespondenten, den Altonaischen Reichspostreuter und dergleichen, das Ihrige zu Ausbreitung und Ausposaunung dieses und andrer ähnlichen Werklein nach ihrer Art beyzutragen suchen, ist leicht zu vermuthen, und um so weniger zu verwundern, da bekanntermaßen alle diese Herren, ihre Korrespondentenschaft und Reichspostreuterschaft, lediglich unter dem Klotzischen Kommando stehen. Sie thun also weiter nichts, als daß sie ihre Pflicht gegen ihr Oberhaupt und Schöngeisterpatriarchen in Erfüllung bringen. Wer wird ihnen dieses verdenken? Ist jemand begierig, ein paar Muster von niederträchtigen Schmeicheleyen und übertriebenen Lobeserhebungen zu lesen, den verweise ich für jetzt nur auf das 87. St. des Hamburg. Korresp., wie auch auf das 44. und 45. St. des Beytrages zum Alton. R. P. R. auf das J. 1768., wo die obgedachte Klotzische Schrift,

als

als ein grosses litterarisches Phänomenon recensiret und fast bis in den Himmel erhoben wird. Man macht unter andern ein gewaltiges Aufheben von dessen Nutzen in andern Wissenschaften; den Beweisthum aber, worinnen dieser Nutzen eigentlich bestehe, werden die Herren Recensenten wol schuldig bleiben. — Ich sehe wenigstens keinen weitern Nutzen, als für den Künstler und den Handwerker. Denn für einen Gelehrten ist alles dasjenige ziemlich entbehrlich und handwerksmäßig, welches bloß durch die Einbildungskraft hervorgebracht wird. — Ja, die Erfahrung lehret auch zur Gnüge, daß öfters die schlechtesten und dummesten Köpfe, die aber von der Natur mit einer starken Einbildungskraft begabet sind, die besten Mahler, Bildhauer, Steinschneider, — werden, ob sie gleich wenig oder gar keine Regeln und Wissenschaft oder Theorie verstehen. Es gehöret in der That wenig Gelehrsamkeit zu einer solchen Beschäftigung. Mit was für einem Rechte wollen sich also die Herren Steinschneider und Pastenfabrikanten des gelehrten Bürgerrechts anmaßen? —

19.

Noch etwas zum 13ten und 14ten Artikel. Es thut mir in der That recht sehr leid, daß ich sagen muß, daß sich auch in den sonst so beliebten und unpartheyischen Leipzigischen gelehrten Zeitungen (*) eine lobende Recension der Jakobi-

(*) Und zwar im 43. St. 1768. 345. und 346. S.

schen und Gleimischen Briefe befindet, welche in ihrer Art so übertrieben ist, daß man Wunder meynen sollte, was der gelehrten Welt für ein köstliches Geschenk durch diese tändelhaften und schnurrigen Briefgen gemachet worden. Daß die Schreibart schön sey; gut, das kann ich zugeben. Das ist aber eine Nebensache, welche, wenn die Hauptsache, nemlich der Inhalt, nichts tauget, in keine Betrachtung kommen darf. Dieser ist aber von Herzen schlecht; wahre Geckereyen und Tändeleyen. Denn solche machen doch eigentlich den ganzen Inhalt aus. Was sollen aber dergleichen Schnurren für Nutzen haben, meine Herren Schönfärber? Gewiß keinen andern, als daß dereinst unsre Nachkommen, wenn sich diese Sucht lange geleget haben wird, die schlechte Beschaffenheit und den wahren, wiewol nicht rühmlichen Charakter unsers jetzigen tändelhaften und thörichten Zeitalters nur desto besser daraus beurtheilen werden. — Mich wundert unterdessen mit dem allen nichts mehr, als wie es zugehe, daß sich, wie gesagt, die sonst so gesetzten und ernsthaften Verfasser der leipziger gelehrten Zeitungen haben durch den Strom mit hinreissen lassen können, solche wahre Possen zu loben. So heißt es unter andern am angeführten Orte:

„Wie gerne zeichneten wir aus diesen allerlieb-
„sten Gedichten (denn es sind Prose und Poesie
„unter einander) einige Stellen aus, wenn nicht
„der enge Raum dieser Blätter, auf den wir
„jetzt mit Recht zürnen, uns und unsern Lesern
„die-

„dieses Vergnügen versagte, und wenn uns „die Wahl unter der schönen Sammlung we„niger schwer wäre. Doch unsre Leser müssen „die Muse des Herrn Jakobi selbst hören und „Vergnügen, recht viel Vergnügen werden sie „bey jedem Ton, den sie anstimmet, empfinden.

Ich für meine Person beneide dem Herrn Recensenten das Vergnügen eben so wenig, als wenig ich über den Raum seiner Blätter zürne. Ich war vielmehr von Herzen froh, daß ich nicht noch mehr von dergleichen Kindereyen lesen durfte. — Möchte doch dieses die letzte Recension von der Art in diesen sonst so beliebten Blättern seyn! Dergleichen Beyspiele verleiten andre nicht nur leicht zur Nachfolge, sondern richten auch in der That viel Unheil und schädliche Wirkungen im Reiche der Gelehrsamkeit an. — Denn es ist kein Wunder, wenn unsre tändelnde Witzlinge von Tage zu Tage immer stolzer, aufgeblasener und übermüthiger werden, und sich in der That selbst für grosse Gelehrte halten, weil sie sehen, daß sie mit ihren unreifen Spielwerken und unnützen Schmierereyen so gar bey gesetzten, ernsthaften und bewährten Kunstrichtern Beyfall erhalten.

20.

Daß unsre Herren Kunstrichter bloß auf Nebendinge und Spielwerke sehen, und darüber des rechten Endzwecks der Kritik verfehlen, davon leget der theure Herr Klotz, nach seiner gewöhnli-

chen Art, ein abermaliges unverwerfliches Zeugniß ab, da er des Baltimore Reisen nach dem Orient in seinen weltberühmten Hallischen gelehrten Zeitungen (*) recensiret, wo er sich folgender Gestalt ausdrückt:

„Hin und wieder sind Stellen aus alten Auto„ren eingestreuet. Dieses macht, daß wir sie „noch einmal so gerne lesen.

Also um der Stellen aus den alten Schriftstellern willen muß ein Buch gelobet und gelesen werden, Herr Antiquitätenkrämer? Können die etwan demselben mehr Güte verschaffen, als es wirklich hat? Ich dächte, man sähe bey der Recension eines Buchs auf den Inhalt und die Sache selbst, und nicht auf solche entbehrliche Nebendinge und überflüßige Zierrathen, welche einem Werke doch keinen bessern Werth beylegen können, als es wirklich verdienet. — Man kann also leicht denken, was für zuverläßige Recensionen man von solchen Kunstrichtern zu gewarten hat, die sich bey Recensirung eines Werks bloß von dergleichen Floskeln oder von der schönen Schreibart hinreissen und abhalten lassen, auf die Sache selbst zu sehen! Es kömmt mir eben so vor, als wenn jemand abgeschickt würde, den Grundriß eines prächtigen königlichen Gartens aufzunehmen, und er wollte sich bloß begnügen, einige hin und wieder darinn befindliche bunte Beete, Blumen und andre Verzierungen abzuzeich-

(*) Und zwar im 47. St. vom J. 1768. 370. S.

zeichnen, und darüber den Endzweck seiner Abschickung selbst vergessen. Würde nicht jedermann sagen, daß er entweder ein Thor sey, oder daß er weder seine Kunst verstehe, noch wisse, was zur Sache gehöre? —

21.

Clavis poetarum classicorum, pars prior, von Gottlob Benedikt Schirach, Halle 1768. in 8. Ein Buch, wovon in den Hallischen gelehrten Zeitungen, (*) wie leicht zu erachten ist, ebenfalls ein grosses Werk gemachet wird. Es betrift so die alten Autoren. Ursache genug es zu loben. Ich kann aber das grosse Verdienst nicht absehen, welches sich der Verfasser, der sonst in seinen übrigen Schriften in der That viele Gelehrsamkeit und Einsicht zeiget, und für den ich ausserdem alle Hochachtung habe, gegen die gelehrte Welt dadurch erworben hat. Ein aus etlichen 100 Schlüsseln zusammengelötheter Schlüssel! — Wir haben ja der Schlüssel bereits so viel, daß man glauben sollte, es könnte kein einziger Winkel, Kasten oder Schubladen im ganzen Reiche der alten Poeten und Schriftsteller mehr seyn, der nicht schon aufgeschlossen wäre. Vielleicht fehlet es uns aber noch an einem rechten Hauptschlüssel? Deren haben wir ebenfalls bereits eine gute Menge. — Oder ist etwan ein oder der andre verloren gegangen? Auch

(*) Und zwar im 47. St. 1768. 375. und 376. S.

dieses glaube ich schwerlich. Verleget könnte er wol seyn; aber wer da suchet, der findet. Nun was denn? Einen Schlüssel nach der neuesten Mode. — Ist das nicht Verdienst genug für einen gelehrten Schlösser? Und sollte gleich der Schlüssel selbst den verhoften Beyfall nicht erhalten, so sind doch die Zierrathen desto schöner, nach dem neuesten Schnitt; ich meyne die darinnen mit enthaltenen gelehrten Untersuchungen, wichtigen Anmerkungen und lehrreichen Gedanken. — Unter andern ist ein sehr hervorstechender Artikel mit darinnen, wo von dem eigentlichen Charakter der Horazischen Urbanität ziemlich ausführlich und genau gehandelt wird. Ist das nicht erbaulich und lehrreich in den Augen eines witzigen Geistes? — Ich frage aber mit der ganzen unästhetischen gelehrten Gemeinheit: zu was für einem Nutzen dergleichen Untersuchung? — Unserthalben mag Horazens Urbanität, man verstehe sie von den Sitten, von dem Ausdruck, oder wie man wolle, gut oder schlecht gewesen seyn; was liegt der gelehrten Welt daran? Und wer hat uns denn den eigentlichen Charakter desselben aufgezeichnet? Aus seinen Schriften und aus andern Umständen ihn zu abstrahiren, ist eine sehr mißliche und ungewisse Sache. Die gelehrte Welt, ausser unsern Herren Schilderern, ist nicht so leichtgläubig; sie verlangt Beweise. Dergleichen Bücher und Untersuchungen werden wegen der schönen Schreibart und guten Latinität wol gelesen, man höret solche Einfälle auch wol einmal mit an; allein die Ueberzeugung

wird

wird doch allezeit fehlen; weil man weiß, daß diese historischen Anekdoten bloß dem Gehirne und der Einbildungskraft unsrer Herren Schilderer ihr Daseyn zu danken haben. — Ist es nicht also Schade um die Zeit, Papier und Arbeit, die auf solche unnütze Abstrakrionen und Schilderungen verschwendet werden? Die Liebe zur Wahrheit zwinget mich, dieses zu sagen. Der Herr Verfasser wird es mir daher nicht übel nehmen. Und was verdienet denn der Verfasser vollends dadurch für einen Dank, wenn er sich ängstlich bemühet, aus dem Charakter der Römischen Nation und Sprache herzuleiten und zu abstrahiren, warum die Römer nur den einzigen Horaz, als lyrischen Dichter, und den einzigen Phädrus, als Fabeldichter, dahingegen eine Menge Poeten, die epische Gedichte geschrieben, gehabt haben? Der gelehrten Welt wird gewiß aus solcher Untersuchung ein sehr schlechtes Licht aufgehen. — Treffliche Beschäftigung für müßige Köpfe! — O Thor! sagte mein Aristarch letzthin von einer ähnlichen Untersuchung, woher weißt du denn, ob nicht noch mehr dergleichen Kerls vorhanden gewesen, die verloren gegangen sind? — —

22.

Winkelmann war allerdings ein grosser Geist. Er hat sich in der gelehrten Welt zu berühmt gemacht, als daß man vermuthen könnte, daß seine grossen Verdienste von jemand, der Einsichten

sichten besitzet, verkannt werden sollten. Ich habe ihn allezeit hoch geschätzet, meine Verehrung gegen ihn wird auch niemals aufhören; besonders, wenn ich ihn als Geschichtschreiber, als Alterthumsforscher betrachte. Allein welcher grosse Geist hat nicht zuweilen seine Fehler, zumal, wenn er seine Lieblingswissenschaft zu weit treibt? — Auch er ist nicht allezeit frey davon geblieben, sondern nicht selten auf solche Sachen und Untersuchungen verfallen, die zwar in unsrem witzigen Zeitalter für grosse Weisheit ausgeschrieen werden, welche aber, wenn man es recht bey Lichte besiehet, in wahren Kleinigkeiten und unnützen Beschäftigungen bestehen, und die man an einem Winkelmann bloß deshalb entschuldigen muß, weil er sich durch das verführerische Ding, die Mode, hat hinreissen lassen. Dahin gehöret sein Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst. Dresden 1766. in 8. Ein Werk, welches bey der gelehrten Welt mit solchem grossen Beyfalle und Lobsprüchen beleget worden, daß man nicht anders glauben sollte, als daß darinnen die allerlehrreichsten und für die ganze Gelehrsamkeit allernützlichsten und unentbehrlichsten Sachen enthalten seyn müßten! Und doch ist nichts weniger als dieses. Ich sehe wenigstens keinen andern Grund zu solchen Lobeserhebungen, als weil dies Werk einen Winkelmann zum Verfasser hat. Was ein grosser Mann geschrieben hat, muß ohne Unterschied gut und vortrefflich seyn. Man untersuchet aber nicht, ob es auch nützlich und nöthig sey. — Ist ja eine Zeit gewesen, wo sich

das

das Vorurtheil des Ansehens der Gemüther der Gelehrten und Kunstrichter im höchsten Grade bemächtiget hat, so ist es gewiß unser jetziges tändelhaftes Zeitalter, wo fast jedermann dadurch regieret wird. Die Folgen, die daraus entstehen, können unmöglich für das gelehrte gemeine Wesen vortheilhaft seyn. Hierzu kommt noch ein anderes Uebel, welches anjetzt so sehr zur Mode geworden ist, nemlich das Bestreben, so zu sagen, tagtäglich neue Wissenschaften und Lehrgebäude zu erfinden. Man begnüget sich nicht mehr, uns die Künste und Wissenschaften im Ganzen, nach allen ihren Theilen, eine jede hundert- und mehrmal zu beschreiben, sondern man nimmt von jeder sogar einzelne Theile heraus, und dringet uns einen jeden derselben als eine neue, als eine besondere Wissenschaft auf. Man sondert diesen einzelnen Theil, wie er in dem Lehrbuche stehet, fast von Wort zu Wort sorgfältig davon ab, kleidet ihn in eine andre Ordnung ein, ersinnet wieder neue Theile durch uneigentliche Redensarten, bedecket das Gerippe mit einen Schwall von Reflexionen, Belesenheit, Anziehungen alter Schriftsteller und schwatzhaften Betrachtungen, machet wieder neue Abtheilungen von Kapiteln, Paragraphen nach Gutdünken, und giesset endlich eine weitläuftige Brühe von schönen Redensarten und unbedeutenden Worten darüber; siehe, so ist die neue Wissenschaft erschaffen. Gewiß eine leichte Art, ohne sonderliche Mühe Bücher zu schreiben, wozu man Stoff bis ans Ende der Welt haben kann.

Eben

Eben so ist es auch mit der Allegorie ergangen, welche nunmehro zu einer besondern Wissenschaft erhoben worden. Vielleicht dürfte es wol nicht lange mehr währen, daß man einen eigenen Professor auf Universitäten dazu bestellet. — Winkelmann schlägt unter andern ganz entbehrlichen Dingen auch in diesem Werkchen die Erfindung neuer Allegorien vor; gerade, als wenn wir nicht schon mit den alten so sehr geplaget wären. Das fehlte in der That noch! Gewiß eine sehr erbauliche Beschäftigung! — Was soll denn endlich aus allen diesen Dingen für Nutzen entstehen? Als Spielwerke des Witzes betrachtet, oder daß sie für den Künstler etwan nützlich seyn könnten, möchten sie noch hingehen; allein keine Weisheit sollte man nur nicht in solchen, ohne Nachtheil der Gelehrsamkeit gar wol zu vermissenden Sächelchen suchen. Ich glaube immer, man hätte Ursache zu wünschen, wir wären von diesen gleissenden und tändelhaften gelehrten Zierrathen gänzlich frey geblieben, und wüßten von dem alten allegorischen Plunder auf Bildern und in Schriften gar nichts. Die Alten waren von Fabeln, Mythologien, hyperbolischen und uneigentlichen Redensarten ganz zusammen gesetzt. Ihre Religion, welche von ihren Weisen selbst für unwahr und falsch gehalten wurde, erforderte es, dem gemeinen Mann ein Blendwerk dadurch vorzumachen; damit sie diese Falschheit und Erdichtungen nicht einsehen sollten. Sie waren also zu entschuldigen; denn sie hatten nach ihrer Verfassung Nutzen davon.

von. Aber wozu soll denn uns das Zeug nutzen, da bey uns die Ursache wegfällt? Ich dächte immer, es wäre besser und vernünftiger, man gienge mit der Sprache gerade heraus; man nennete die Sache mit ihrem eigentlichen Namen, und mahlete Bilder und Figuren, die ein jeder erkennen könnte, was sie vorstellen sollten! — Denn ich frage, wozu hilft es, Bilder und Figuren zu machen, wovon man erstlich die Bedeutung ängstlich erfragen, errathen, oder durch Nachschlagen mühsam heraus bringen muß? — Man nenne mich immer einen Heterodoxen, einen ästherischen Ketzer. Was kann ich dafür, daß ich die unästhetische Erbsünde nicht ablegen kann. Und die rechte Wahrheit zu sagen, dergleichen Vorwurf rührt mich nicht. Schreiet und verketzert mich immerhin, ihr Herren Aesthetiker, ihr Herren Schönfärber und Witzlinge! wie ihr wollet. Es soll mir eine wahre Lust seyn, und ich werde ins Geheim herzlich darüber lachen. Denn ich rechne es mir zu einem wahren Vorzuge an, in diesem Stücke den Namen eines Ketzers zu führen. —

23.

Daß ein Künstler oder Kunstverständiger bey Erblickung und Anschauung eines schönen Kunststücks ein angenehmes Vergnügen empfindet, ist eine Sache, die ihm niemand verdenket. Das Vergnügen ist ganz natürlich. Denn ein jeder beschäftiget sich gerne mit dem, was zu seiner Kunst dienet; zumal, wenn die Lehr- und Wißbegierde,

wie

wie es mehrentheils geschiehet, Antheil daran hat. Aber, wenn ein Gelehrter, ein grosser Geist, der die eigentlichen Wissenschaften sich zu seinem Hauptendzweck erwählet hat, über ein solches Kunststück oder Gemählde dermaßen in Entzückung und Enthusiasmus verfallt, daß er, wie eine unbewegliche Salzsäule, weder zu sehen, noch zu hören, oder zu fühlen scheinet, nicht anders, als wenn ihm alle Reiche und Herrlichkeiten der Welt auf einmal zugeworfen würden, so weiß ich fast nicht, mit was für einem Namen ich solche Thorheit belegen soll! Ich gehe gewiß nicht zu weit, wenn ich sage, daß ein solches Betragen offenbar ins Kindische verfalle, und daß sich ein grosser Geist dadurch unendlich erniedrige. Eine allzustarke und heftige Verwunderung ist allezeit ein Zeichen einer schwachen Seele, die sich durch die Einbildungskraft dahin reissen lässet. Ein gesetzter Geist läßt sich dadurch nie aus seiner Fassung bringen; er denket allezeit mehr nach, er urtheilet mehr, als daß er bewundert. Und wenn er ja bewundern soll, so muß es die Grösse und Wichtigkeit der Sache erheischen, und doch wird seine Verwunderung nur vorübergehend seyn, um der Urtheilskraft bald Raum zu geben. Durch solche todte Kunststücke und Gemählde, welche bloß Werke des Geschmacks und der Mode sind, wird er sich niemals zu einer solchen unanständigen Ausschweifung verleiten lassen. Dergleichen Dinge, die so zu sagen, ein jeder Handwerksmann und Künstler in seiner Art beur-

beurtheilen kann, werden in seinen Augen in Entgegensetzung anderer erhabener und höherer Wissenschaften allezeit wahre Kleinigkeiten für ihn bleiben. Er suchet mehr Nahrung für seinen Geist, als für seine Sinne und Einbildungskraft. — Und was soll man dazu sagen, wenn so gar ein grosser **Winkelmann**, (*) für den ich sonst die grösseste Verehrung hege, sich so weit vergisset, daß er über die Beschreibung des **Torso des Herkules zu Belvidere** in Begeisterung geräth? Er ist und bleibt ein grosser Geist, aber zu der Zeit, da er dieses geschrieben hat, muß er nothwendig seine schwachen Stunden gehabt haben. — Daraus siehet man, daß auch grosse Leute öfters in Anfechtung gerathen können! Dem Herrn Gatterer, da er bey Recension des Winkelmannischen Versuchs einer **Allegorie** über diese Stelle kömmt, (**) gehet es eben nicht besser. Und so haben wir denn, der dem Herrn Gatterer gewidmeten Hochschätzung unbeschadet, zween ästhetische Enthusiasten auf einmal!

24.

Man ist zu unsern Zeiten von den Kunstrichtern schon gewohnt, daß sie eine ganz besondere Sprache annehmen, welche sich von der übrigen Sprache sehr unterscheidet. Mehrentheils bestehet sie in angenommenen,

(*) In seinem Versuche einer Allegorie ꝛc.
(**) Im 1 B. s. hist. Bibl. 165 S.

menen, willkürlichen, uneigentlichen, hyperbolischen und mythologischen Redensarten, welche sie bey allen Gelegenheiten bis zum Eckel wiederholen und anzubringen suchen. Man darf sich darüber nicht wundern. Die Ursache ist leicht einzusehen. Wenn man von der Sache selbst nichts zu sagen weiß, oder die Unerheblichkeit seiner Lieblingswissenschaft zu verstecken suchet, so muß man zu uneigentlichen, unbestimmten, dunkeln und hyperbolischen Redensarten seine Zuflucht nehmen. Es verhält sich damit eben so, wie mit den kurialistischen Formeln. Man könnte sie daher mit allem Recht ästhetisch-witzige Formularien nennen. Nächstens werde ich eine Anleitung hierzu in einem ziemlich starken Quartanten herausgeben. An Stoff fehlet es nicht, wol noch einen und mehrere zu schreiben. Nur Schade, daß oft eben und dasselbe Formular, wiewol mit veränderten Worten, vorkommen wird. Das hat aber nichts zu bedeuten. Darinn bestehet eigentlich die so seltene als gerühmte Kunst, welche man Inversion, die Wendung oder Umküppelung nennet. Wer diese verstehet, ist leicht im Stande, sich zu helfen. — Ich kann nicht unterlassen, einige Proben von solchen Formeln hieher zu setzen. Die Grazie, das Naive, die feinen Karrikaturen, das Burleske, die Laune, die schönen Tiraden ꝛc. u. d. m. Das sind ohngefehr die gewöhnlichen Ausdrücke unsrer witzigen Modekunstrichter, womit sie ihre lobenden Recensionen durchwürzen. Der geneigte Leser wird zwar öfters nicht verste-

hen,

hen, was sie eigentlich bedeuten sollen. Allein eben darum steckt grosse ästhetische Weisheit darinnen, weil es dunkel und unverständlich ist. Man muß es nemlich ihnen zu gefallen glauben. Denn im Grunde ist freylich damit so viel als nichts gesagt, eben darum, weil die Herren Schöndenker selbst nicht wissen, was es auf gesundes Deutsch heissen soll.

25.

Daß unsre witzigen Kunstrichter sich so gerne an gelehrten Tändeleyen belustigen, ist eine Sache und ein Vergnügen, das man ihnen gerne gönnen kann. Diese Sucht ist nun einmal allgemein; wer will die Thoren bessern? Es scheinet, als wenn sie es einmal sich recht zum Gesetze gemachet hätten, diese ihre Gesinnungen allerwegen an den Tag zu legen. Möchten sie es doch immerhin thun, wenn sie nur bey solchen Gelegenheiten mit ihren Geckereyen zu Hause blieben, wo ein Leser Ernsthaftigkeit von ihnen erwartet!

„Nichts Schöners kann man sich gedenken, als „die eingestreueten allerliebsten Liederchen,

sagt der theure Herr Klotz im 58 St. der Hall. gel. Zeit. 1768. a. d. 458 S., wo der 1te Band der komischen Opern des Herrn Weiße recensiret wird. Es ist wahr, niemand wird läugnen, daß der Herr Weiße in seiner Art einer unsrer besten Schriftsteller sey; niemand wird ihm seine Einsichten in die schönen Wissenschaften und seine Verdienste absprechen; seine komischen Opern verdie-

nen den Beyfall, den sie unter den Gelehrten erhalten haben, mit Recht. Aber, wozu war es denn nöthig, von den darinn befindlichen Liederchen, zumal ausser ihrem Zusammenhange betrachtet, ein so grosses Aufheben zu machen? Werden diese etwan im Stande seyn, seine Verdienste, oder den Werth der Stücke zu erhöhen? Ich zweifle sehr daran. Man verlangt ja hier nicht zu wissen, was für allerliebste Liederchen eingestreuet sind; denn die gehören ja ohnedieß zum Zusammenhange oder zum Ganzen; sondern man erwartet eine vollständige Anzeige und richtige Beurtheilung der Stücke. Daran ist der gelehrten Welt mehr gelegen, als an solchen tändelhaften Nebendingen. — — Die Güte der Stücke nach dem Ruhme des Schriftstellers zu bestimmen, ist nicht hinlänglich. Die gelehrte Welt verlangt Beweisthümer. Denn ein Urtheil ohne Beweisthümer ist in der That kein Urtheil. Hierauf hätte der Recensent sein vornehmstes Absehen richten sollen, und nicht auf die allerliebsten Liederchens. Müsset ihr denn bey allen Gelegenheiten eure Geckereyen auskramen, ihr Herren Schönfärber?

26.

Es ist wahr, unsre Herren Schöndenker sind bis hieher noch nicht recht einig, was sie mit dem neu erfundenen Worte Aesthetik eigentlich ausdrücken wollen. Es gehet damit eben so, wie mit mehrern dergleichen neumodischen Scharwenzelwörtern, oder wie mit den angewöhnten Fluch-

for-

formeln. Man hat sie alle Augenblicke auf der Zunge, ohne einen gewissen Begriff damit zu verbinden. Die neumodischen Wissenschaften und Erfindungen bestehen mehrentheils in der Einbildung, oder beruhen doch wenigstens auf unbestimmten, ungewissen und willkürlichen Gründen. Was Wunder also, daß man theils keine treffende und bestimmte Ausdrücke dazu finden kann, theils aber die Schwäche und Blöße seiner gerühmten neu erfundenen Künste hinter einem solchen Schirm von nichts bedeutenden oder vieldeutigen Wörtern zu verbergen suchet. Eben so verhält es sich mit dem neugebackenen Worte Aesthetik. So unbestimmt und schlüpfrig dasselbe aber auch seyn mag, so hat man doch bisher noch immer in den Gedanken gestanden, daß es nur lediglich von den schönen Wissenschaften zu verstehen sey. Allein weit gefehlt, nun fängt man auch so gar schon an, es von Künsten, Handwerken, und andern im Reiche der Natur befindlichen leblosen Dingen, Gewächsen und dergleichen zu gebrauchen. Denn so befindet sich z. B. in dem im Jahr 1767. zu Gotha herausgekommenen Werke: Ruhe auf dem Lande, unter andern eine Abhandlung, mit der Aufschrift:

Aesthetik der Blumen oder Schönheit der Nelken.

Wie gefällt dir das, lieber Leser? — Wir werden nun wol bald eine Aesthetik des Heues, des Kohls, der Rüben, Saubohnen, Kartoffeln, Erdäpfel, Zwiebeln ꝛc. bekommen. — Herrliche Aussicht in die Zukunft zu Ausbreitung des Reichs

der Wissenschaften! — Wer hätte das noch vor 20 Jahren gedacht, daß wir solche erleuchtete Zeiten durch die Aesthetik erhalten würden! Gewiß, der Erfinder dieses heilbringenden Wortes verdienet es, daß man ihn noch in seiner Asche segne, und ihm ein ästhetisches Halleluja oder Heil dir! zujauchze! — —

72.

Jakobi zwey Briefe an die Herren Gleim und Klotz. 1768. Abermals ein Beweis von unsern tändelhaften und läppischen Zeiten! Wie ist es möglich, daß dergleichen Schnurren von Kunstrichtern, die wirkliche Gelehrte vorstellen wollen, so gelobet, und noch dazu als Muster zur Nachahmung ausposaunet werden können, (*) deren Inhalt doch von nichts als Liebe, Wein, und andern Geckereyen handelt! Was für Nutzen hat die gelehrte Welt von allen solchen Kindereyen zu erwarten? — Aber möchten doch diese Herren immerhin gecken und haseliren, wie sie wollen, wenn sie sich nur nicht unterstünden, noch dazu andere ernsthafte, gesetzte und der Religion ergebene Leute, zum nicht geringen Nachtheil des Christenthums, zu verachten, und sich über sie lustig zu machen! — Der Spott des Herrn Jakobi über die Dichter von der traurigen Gestalt,

wie

(*) Wie z. B. im 179 St. des Hamburg. Korresp. 1768. im gel. Art. und im 86 St. der Leipz. gel. Zeit. 1768. 686. u. ff. SS.

wie er sie nennet, zeuget in der That nicht nur von einem wahren Geck, sondern auch noch dazu von einem rechten rohen Weltmenschen. Wollte GOtt! es wären alle Dichter so gesinnet, und so beschaffen, wie sein geschilderter Leichengenius! Wir würden sodann zwar weniger Poeten und Witzlinge, aber desto mehr Christen und brauchbare Menschen haben. Gedenke an deinen Schöpfer in der Jugend ꝛc. Bedenke das Ende ꝛc. Wol dem, der die Gräber in allen seinen Handlungen und Unternehmungen vor Augen hat! Weißt du denn, ob du alt wirst? Bedenke dieses o! Jüngling, o! Weltmensch! Den Amor, den Liebesgott, die Venus und andere heidnische Fratzen kann ein Christ gar wol entbehren! — Dergleichen Spott ist kaum einem brausenden und ungeschlachten Studenten, geschweige einem Kanonikus, einem gewesenen Professor zu vergeben. Gewiß, der Herr Jakobi hat die grösseste Ursache von der Welt, mit dem Herrn von Kanitz zu beten: Wenn Blut und Lüste schäumen, so stärke meinen Geist ꝛc. Ich wünsche ihm von Herzen, daß er einmal zu solchen seligen Gedanken gelangen möge, wenn er anders dazu fähig ist. — —

Unnütze gelehrte Beschäftigungen.

I.

Ein Gelehrter, der Bücher schreiben will, sollte sich von Rechtswegen nur mit solchen Sachen beschäftigen, die entweder dem Reiche der Gelehrsamkeit überhaupt zum wirklichen Nutzen gereichen oder das Wol und die Erkenntniß der Menschen und Weltbürger unmittelbar befördern. Bey der unendlichen Menge von Büchern, die zu unsern Zeiten herauskommen, sollte man zwar dem Anscheine nach glauben, daß fast kein Winkel im ganzen Reiche der Gelehrsamkeit übrig seyn könnte, der nicht schon bearbeitet und bebauet worden; allein nichts weniger, als dieses. Das Feld der Gelehrsamkeit ist von einem so unermeßlichen Umfange, daß, wenn man sich nur einigermaßen darinn umsiehet, man gewahr werden wird, daß in sehr vielen Gegenden noch immer grosse Einöden wüste liegen. Diese an- und auszubauen, darauf sollte eigentlich der vornehmste Endzweck unsrer gelehrten Mitbürger gerichtet seyn; aber ob es geschiehet, das ist eine andere Frage. Wir erfahren leider! tagtäglich das Gegentheil. Die Ursache ist leicht einzusehen. Es ist freilich viel schwerer und mühsamer, dasjenige, was ganz

wüste

wüste ist, neu anzubauen, als hin und wieder das ausgebauete zu verbessern, auszupußen oder einen Theil davon umzuarbeiten. — Um das Ganze sollte man sich mehr bekümmern, als um die einzelnen Stücke eines Feldes. Das würde unstreitig der Gelehrsamkeit zu mehrerem Vortheil gereichen, als unsre jetzige Art von Bücherschreiben, da man sich bey den kleinen Theilchen so viel und so lange aufhält, daß darüber das Ganze vernachläßiget wird. — Die Naturhistorie ist z. B. unter andern eine der nützlichsten Wissenschaften, welche besonders unsere Aufmerksamkeit verdienet, und würdig ist, daß man auf die Verbesserung und Berichtigung derselben ein vorzügliches Augenmerk nehme. Niemand kann dieses läugnen. Allein wird man wol diesen Endzweck dadurch erreichen können, wenn man blos bey dem allerkleinsten Theilchen derselben stehen bleibet, und von jedem derselben ein eigenes öfters ziemlich dickleibiges Werk schreibet? Ich glaube es schwerlich. So hat uns z. B. Rösel von Rosenhof eine historiam naturalem ranarum nostratium, welche mit einer Vorrede des Herrn von Haller im Jahr 1758. zu Nürnberg mit Kupfern herausgekommen ist, in einem ziemlichen Folianten geliefert. — Hilf Himmel, in was für eine Unendlichkeit, die schon so groß ist, würde nicht das Bücherschreiben verfallen, wenn man, wie es so schon genug geschiehet, ferner fortfahren sollte, von allen und jeden Insekten ein besonders Buch oder Folianten zu schreiben! Würde dieses in der Folge nicht allein von den

Insekten eine so grosse und ungeheure Bibliothek ausmachen, als die Vatikanische oder andere grosse Bibliotheken? Ich denke mit Grausen an eine solche Bücherlast, die endlich, wenn viele dergleichen Bibliotheken angeleget würden, unstreitig der Erdboden nicht mehr ertragen könnte. — Vor einiger Zeit ist auch Herr Fried. Sam. Bock mit seinem Versuch einer vollständigen Natur- und Handlungsgeschichte der Heringe, so im J. 1769. zu Königsberg in 8. erschienen, hervorgetreten. Es soll nur, wie der Titel besaget, ein Versuch seyn, und wenn, wie man damit drohet, die weitere Ausführung heraus kommen sollte, so dürfte es ohne Zweifel geschehen, daß wir mit einem Paar Folianten heimgesuchet würden. — —

„Wie? eine Heringsgeschichte? Zu was soll „denn diese? würde mancher fragen.

sagt ein gewisser Recensent, (*) indem er den Verfasser zugleich vertheidiget, und ihm nicht geringe Lobsprüche beyleget. Ich denke aber immer, ich werde nicht Unrecht haben, wenn ich lediglich bey der Frage des Recensenten verbleibe, und derselben noch hinzufüge, was für Vortheil denn der gelehrten Welt aus einer solchen weitläuftigen Untersuchung, und an einer so großen Abhandlung von einem so kleinen und unbeträchtlichen Gegenstande endlich zuwachsen solle? Ich kann wenigstens den gerühm-

(*) Im 98 St. der Leipz. gel. Zeit. 1769. a. d. 779 u. f. S.

gerühmten Nutzen nicht einsehen. Und mit was für einer entsetzlichen Last von Büchern würde nicht die gelehrte Welt überschwemmet werden, wenn man sich in den Sinn kommen lassen wollte, sowol von allen und jeden Arten von Fischen, als von einzelnen Handlungsstücken eigene Werke zu schreiben! — Blos zum Vergnügen anderer aber etwas zu schreiben — dieses scheinet mir keine hinlängliche Ursache zum Bücherschreiben zu seyn. — Daß dergleichen Schriften von so vielen müssigen Köpfen gerne gelesen werden — das ist auch keine völlige und ehehafte Entschuldigung. Denn was für Schnurren lesen nicht unsere müßigen Köpfe gern! — Eben darum giebt es leider! so viele müßige Köpfe im gemeinen Wesen, weil man ihnen durch diese und andere ähnliche Schriften immer mehr Nahrung für ihren flüchtigen und gedankenleeren Geist verschaffet. — Man thäte in der That besser, wenn man solche Bücher schriebe, wodurch man sie von ihrer Flüchtigkeit und ihrem Müßiggange abziehen könnte, als daß man sie durch diese und andere ähnliche Werkchen noch darinnen zu verstärken suchete.

2.

Ich will es unsern Herren Witzlingen und Schöndenkern gar gerne gönnen, daß sie in der Beschäftigung mit den alten Griechischen und Römischen Schriftstellern und Dichtern ein ästhetisch-seliges Vergnügen suchen, weil sie doch nichts anders gelernet haben, auch mehrentheils

theils zu nichts anders zu gebrauchen sind. Nur sollten sie so höflich und bescheiden seyn, und kein grosses Lärmen von ihrer Arbeit und Lieblingswissenschaft machen, als wenn des Heil. Römischen Reichs Wolfahrt unmittelbar mit solchen öfters ganz entbehrlichen Dingen verknüpfet wäre; zumal, wenn die alten Schriftsteller, wie der Homer, auf offenbare Fabeln hinaus laufen. Ich will den Herren Schöndenkern den rechten Gebrauch immerhin zugeben; allein der Mißbrauch, der mit solchen Sächelchen getrieben wird, das übertriebene Aufheben, das man davon macht, und das zu unsern Zeiten so überhand genommene Unwesen, daß so viele von eben und derselben Sache uns was vorleyren, was schon so viele vor ihnen geleyret haben, das ist unmöglich länger auszustehen. Wie viele haben sich z. B. nicht über den alten Fabelhans Homer bey nahe krumm und lahm, und ihre Federn stumpf geschrieben, und doch höret man noch nicht damit auf. Des Herrn Professors Hofmann zu Tübingen mit seinem Respondenten, Seybold, gehaltene Disputation: super Odyssea Homerica betitelt, gibt uns einen abermaligen Beweiß hiervon. — Möchte man doch aber immerhin dergleichen Disputationen schreiben, so viel man will; denn sie verschwinden doch binnen kurzer Zeit wie ein Irrwisch aus den Augen und Händen der Gelehrten. Allein, daß von den Kunstrichtern ein so grosses Lärmen darüber erreget wird, das wird doch endlich einem gesetzten Gemüthe, das nur auf den Nutzen bey einer Sache siehet, unerträglich

Man

Man höre doch einmal, in was für Lobeserhebungen der ganz verhomerte Herr Klotz (*) über dieses fliegende Blat ausbricht, gerade, als wenn der Grund zu aller menschlichen Weisheit und Erkenntniß darinnen enthalten wäre.

„ Der Recensent ist eben kein Liebhaber von akademischen Disputationen, aber er ist es aus keiner andern Ursache, als weil er so wenig findet, die den Tübingischen ähnlich wären. Sehr empfehlungswürdig ist auch nachfolgende Abhandlung ꝛc.

Und warum denn dieses? Weil es eben das rechte Wasser auf seine Mühle ist, von dergleichen Homerischen und andern alten Fratzen zu schreiben. Nützliche Sachen dienen in seinen Kram nicht; und das ist ohne Zweifel die Ursache, warum ihm die akademischeu Disputationen, die von andern und viel gesundern Materien handeln, nicht behagen wollen. Allein mein lieber Herr Klotz! du magst immerhin kein Liebhaber davon seyn, um deinet willen wird doch kein Pflüglein im Reiche der Gelehrsamkeit stille stehen! Ich frage, und das mit Recht, zu was für einen Nutzen denn alles dergleichen Zeug dienen soll? — Man lese doch die ganze Schrift nebst der Recension; was für überflüßige Gedanken und Betrachtungen, was für abgedroschene Sachen und Untersuchungen! Man wird gewiß, wenn man alles vom Anfange bis zum

(*) Im 5 St. der Hall. gel. Zeit. 1768. 36 S.

zum Ende gelesen hat, zuletzt eben so klug seyn, als vorher. — Was ist endlich Oeconomie des Schauspiels? Vielleicht die Einrichtung? — Schreibt doch Deutsch, verständlich und bestimmt, ihr Herren Kunstrichter! Ihr habt es ja für einerley Preiß! — —

3.

Unter die vielen unnützen gelehrten Beschäftigungen gehöret auch unstreitig, daß man zu viel Zeit, Arbeit und Kosten auf die Künste verwendet, welches verursachet, daß man von nützlicheren Geschäften abgehalten wird; z. B. ein Mausoläum für den verstorbenen Kardinal von Fleury, woran Herr le Moine, unter Aufsicht und Beyhülfe so vieler Gelehrten, ganzer 20 Jahre gearbeitet hat, und nunmehro fertig geworden ist, (*) das über 100000 Rthlr. gekostet hat. — Hilf Himmel, was hätte man nicht mit einer solchen Summe Geldes zum Nutzen der wahren Gelehrsamkeit, oder zum Besten der armen nothleidenden Nebenmenschen für Dinge ausrichten können! Ist es nicht ewig Schade um die Zeit und Mühe, die sowol der Künstler als der Gelehrte dabey verschwendet hat? — Das Grabmal mag noch so schön seyn; es reizet doch nur die äuserlichen Sinne. — Und wenn es endlich noch so voll-

(*) S. Alton. R. P. R. 1768. 30 St. im Art. Paris den 20 Febr.

vollkommen gerathen ist, was wird denn anders herauskommen, als daß es der Nachwelt ein untrügliches Denkmal von der Eitelkeit und Verschwendung unsers jetzigen Zeitalters darstellet? und wer weiß, ob es bey dem allen noch so dauerhaft seyn wird, als ein alter ungekünstelter jedoch seinem Zwecke gemäßer Nordischer Runstein!

4.

Unsre heutigen Witzlinge und neumodischen Schriftsteller thun fast nichts mehr, als daß sie alte, verlegene, besonders aus den Griechischen und Römischen Alterthümern hergeholete, und von so vielen schon beschriebene Sachen in einem neuen Kleide zu Markte bringen, oder ein und eben dasselbe Gericht in verschiedenen Schüsseln auftragen, um der Sache einen neuen Anstrich zu geben, und hinter demselben ihre Ausschmiererey zu verbergen. Bey Thoren finden sie nicht selten Beyfall damit; Verständige aber werden nur auf eine kurze Zeit getäuscht. — Was der Philosoph geschrieben hat, trägt der Moralist, was der Moralist geschrieben, trägt der Redner, was der Redner geschrieben, trägt der Dichter, was der Dichter geschrieben, trägt der Kunstverständige, der Künstler u. s. w. in einer andern Gestalt wieder vor, und es ist doch nur immer einerley Ding. — Man suchet alles mögliche vor, einer Sache eine neue Wendung und Gestalt zu geben, um nur Gelegenheit zu haben, recht viel schreiben zu können. Besonders müs-

müssen die alten Griechen und Römer herhalten. Man macht Auszüge und Chrestomathien aus ihnen; man sammlet ihre witzigen Einfälle und Redensarten; man giebt sie mit 100 mal schon da gewesenen Betrachtungen, Erklärungen und Kommentarien heraus; und wenn man nicht weiter kommen kann, so nimmt man seine Zuflucht zu den Nachahmungen. — Plutarch hat Parallelen geschrieben. Gleich müssen auch Parallelen geschrieben werden. Eine herrliche Erfindung für unsere schreibsüchtige Zeiten, besonders aber für unsere witzigen Geister, welche nicht selten um Stoff zum Bücherschreiben verlegen sind. Man nimmt erst alle Kaiser und Könige, die je in der Welt gelebet haben, nach einander durch; wenn die werden alle seyn, und was für eine lange Zeit wird darüber nicht verstreichen, so kommen die Herzoge und Fürsten; sodann die grossen Feldherren und Staatsministers; nach diesen die Grafen, Generals, Obersten und ihres Gleichen sowol von Civil- als Militarbedienten! ferner die Freyherren, Hauptleute, Edelleute und Lieutenants; wenn diese vorbey seyn werden, oder vielmehr, wenn es möglich wäre, daß diese vorbey seyn könnten, alle Gelehrten geistlichen und weltlichen Standes, an die Reihe; und wenn es endlich möglich wäre, daß auch dieser unerschöpfliche Brunnen verseigen könnte, so würde man sich wol genöthiget sehen, die Ungelehrten und die niedern Bedienten in allen Ständen, die Ausschußmänner, Deputirten, Regiments- und Kompagniefeldscheer-

scheerer, Wundärzte, Thorschreiber, Pachter, Zöllner und desgleichen, mitzunehmen. — Gewiß eine leichte und vortheilhafte Art, viele Bücher zu schreiben. Man kann auf solche Weise nicht nur weitläuftig sagen, was beyde verglichene Helden gethan haben, oder was sie würden gethan haben, wenn sie nicht durch den Tod, oder durch diesen oder jenen Umstand daran wären verhindert worden; sondern man hat auch Gelegenheit zu schreiben, was sie nicht gethan haben, oder was sie nicht gewesen sind. — Und siehe, so hat man Stoff bis ans Ende der Welt zum Schreiben, und die Welt müßte gewiß viele Millionen Jahre alt werden, wenn dieser Stoff aufhören sollte. Ja, ich getraue mir es zu beweisen und auszurechnen, so gewiß als zwey mal zwey viere ist, daß auch selbst die Ewigkeit nicht hinreichen würde, diese reiche Quelle zu verstopfen; da wir uns seit dem Anfange der Welt in einem so unerschöpflichen Vorrathe, und unermeßlichen Vorsprunge befinden. Und ehe man diesen Verlust befürchten sollte, wenn man ihn anders befürchten könnte, wollte ich lieber den Vorschlag thun, 4. 5. und mehrere Helden mit einander zu vergleichen, und einige derselben mit den folgenden wieder neu auftreten zu lassen, auch, damit die Schreiberey immer mehr und mehr verlängert und gehäufet werden könnte, die Werke durchgehends in Frage und Antwort abzufassen, wodurch die Zahl der Bücher unendlich vergrössert werden würde. — Aber im Ernste — muß denn eben alles, was Plutarch und die Alten uns

hinterlassen haben, sorgfältig aufgeschnappet und nachgeahmet werden? Ich glaube, es wäre besser, man dächte auf nützlichere und nicht auf solche entbehrliche Dinge, wobey so wenig die Geschichte, als die Wissenschaften überhaupt etwas gewinnen, sondern am Ende höchstens nichts anders herauskömmt, als daß man siehet, wie der Verfasser seiner Einbildungskraft den Zügel hat schiessen lassen, wie er uns statt der wahren Geschichte Betrachtungen, Einfälle und Schilderungen geliefert, nach Gutdünken hinzugethan und weggenommen, seine Helden uns so vorgestellet, wie sie hätten seyn können, und nicht, wie sie gewesen sind, oder hätten seyn sollen; mit einem Worte: wie er die Kunst verstanden habe, auf Kosten der Wahrheit und der Geschichte meisterhaft und witzig zu lügen. Denn daß dergleichen Fabelgemisch die Sitten und das Herz bessern solle, wie gerühmet werden will, solches ist eine Sache, die sich in der Erfahrung sehr schlecht bestätiget. Die Menschen, wenn sie anders nicht schon gut geartet sind, werden gewiß durch eben so wenig gebessert werden, als durch den Kram von Jakobischen Schnupftabacksdosen, oder durch andere so genannte für empfindsame Menschen, für das Herz oder für den Magen geschriebene ästhetische Werklein, womit zu unsern tändelhaften Zeiten die Welt so überschwemmet wird. — Aber möchten doch unsre witzigen Genies immerhin spielen, schildern, parallelisiren, und Speichellecker der Alten seyn, wie sie wollten, wenn sie nur die Religion und die heilige Schrift aus dem

Spie-

Spiele liessen. Was soll man aber dazu sagen, wenn man nun so gar schon anfänget, den GOtt Davids mit dem Zevs zu vergleichen, wie Joh. August Starke, dessen übrige Einsichten und Verdienste ich ausser dem nicht bezweifeln will, in einer vor kurzen unter dem Titel: character Davidis ad regulam poëseos lyricæ examinatus, herausgegebenen, und im Iten Vol. seiner sylloge commentationum et observationum philologico-criticárum befindlichen Dissertation, diesen heillosen Versuch gewaget hat! (*) Heu! proh dolor! Es ist die höchste Zeit, daß man einmal den Thoren bey seinem rechten Namen nennet, um die Welt vor solchen unberufenen und schädlichen Schilderern zu warnen, welche Christum und den Belial mit einander vergleichen. — Wollet ihr noch Christen heissen — o! euer Verstand macht euch rasend, ihr Herren Aesthetiker! Ist denn kein Arzt da, der solche gefährliche und ansteckende Patienten heilen kann? O! so wandert mit ihnen in das Swiftische Häuslein!

§.

Es ist ein wahres Unglück für die gelehrte Welt, daß man heute zu Tage glaubet, alles, was in einer besondern Absicht, oder zum Gebrauch dieses oder jenen collegii, dieser und jener Gesellschaft, oder zur Einrichtung eines Landes, zum

(*) S. Hallische gel. Zeit. 1770. 1 St. 3 S.

Policeywesen, oder einem andern Institut nöthig ist, müsse auch dem Drucke übergeben werden; und das ist eben eine Hauptursache mit von der ungeheuren und unerträglichen Bücherlast, worunter die gelehrte Welt zu unsern Tagen fast ersticken muß. — Aber — nicht alles, was seinen besondern Nutzen hat, verdienet auch, so gleich durch den Druck gemein gemachet zu werden. Man lerne doch unterscheiden. Was diesem oder jenem Lande in gewisser Betrachtung, und unter gewissen Umständen vielleicht nützlich seyn kann, das ist es nicht auch in Absicht auf die ganze gelehrte Gemeinheit. Man müßte mit dem Worte Publicum gewiß einen sonderbaren Begriff verbinden, wenn man es in so enge Grenzen einschliessen wollte. Vor einiger Zeit ist herausgekommen:

„von Thiele, königl. Preußischen geheimen „Kriegsraths, Nachricht, von der Kurmärkischen Kontributions- und Schoßeinrichtung, „oder Landsteuer-Verfassung ꝛc.

Diese und andre ähnliche Schriften können in Ansehung einzelner Landschaften, der dasigen Bedienten und Unterthanen um deshalb von einigem Nutzen seyn, um denenjenigen, die sich von der darinn enthaltenen Sache unterrichten wollen, oder solche in ihren Berufsgeschäften und sonsten gebrauchen, das Abschreiben zu ersparen; ob es gleich auch sehr leicht ist, wenn man einige Nachricht von dergleichen Dingen verlanget, selbige in allen und jeden Collegiis und Gerichten, bey Bedienten und andern Personen schriftlich einzusehen. Allein solche

sogleich

sogleich durch den Druck in die Welt zu schicken, ist gewiß um deswillen schon von sehr geringem Nutzen, weil dergleichen Dinge und Einrichtungen heutiges Tages keinen gewissen Fuß mehr behalten, sondern so zu sagen, fast alle Jahre, und noch früher, abgeändert werden. Diese Werke müßten also auch so oft wieder von neuen gedruckt werden. Das würde aber das Bücherschreiben nicht nur bis ins Unendliche vermehren, sondern auch, wenn die Liebhaber sich solche, wie leicht zu erachten ist, allemal von neuen wieder anschaffen wollten und müßten, eine Art von beständiger Kontribution daraus entstehen. — Und was gehen denn endlich solche und andere ähnliche Dinge die Auswärtigen an? — Ich halte immer dafür, man thut besser, dergleichen Sachen ungedruckt zu lassen. Der Nutzen in Ansehung des gelehrten Publicum ist fast unmerklich, es müßte denn etwan der Bequemlichkeit dieses oder jenen zu Statten kommen. Das ist aber kein Grund, die ohnedieß schon ungeheure Bücherlast noch zu vergrössern. Wenn das von allen einzelnen Provinzen, Herzogthümern, Fürstenthümern, kleinen Staaten und Bezirken Statt haben sollte, hilf Himmel! wo würde endlich der Raum zu allen Büchern in der Welt herkommen? — An Stoff dazu wird es wol in keinem Lande je fehlen; da die Schreiberey und Plackerey so schon leider fast ins Unendliche gefallen ist. — Gewiß eine sehr leichte Art, Bücher zu schreiben! Es ist nur zu verwundern, wie dergleichen überflüßige Bücher von unsern Kunstrich-

tern noch gelobet werden können! Gleichwol geschiehet solches tagtäglich. (*) Ein untrügliches Kennzeichen von der schlechten Einsicht unsrer Kunstrichter, und ein sicherer Beweis von der schlechten Beschaffenheit unsrer seicht gelehrten Zeiten, da man nicht einmal das Unnützliche von dem Nützlichen zu unterscheiden weiß!

6.

Man kann von unsern Zeiten wol mit Wahrheit sagen, daß jetzt ein rechtes ökonomisches und (daß ich mich mit Erlaubniß der Herren Schönden-ker so ausdrucken darf) mystisches Jahrhundert ist, wo man von den allergemeinsten, niedrigsten, und schmutzigsten Sachen, z. B. vom Pfluge, Dünger, von der Pferde- Kuh- und Schweinszucht, vom Belegen, Bescheelen, vom Schweinschneiden ꝛc. die doch der geringste Tagelöhner, Tröscher und Bauer schon besser verstehet, und besser zu handthieren weiß, grosse Werke und Bücher schreibet, und das noch dazu in ästhetischer Sprache, oder wol gar nach systematischer Lehrart. Es ist noch nicht genug, daß man die Oekonomie oder Landwirthschaft durch Bestellung eines eigenen Lehrers derselben auf Universitäten, Akademien und Gymnasien zu einer gelehrten Wissenschaft, oder, so zu sagen, zu einer eigenen Fakultät

(*) Wie z. B. im 44 St. der Hall. gel. Zeit. 1768. 351 u. 352 S.

kultät zu machen sucht, man gehet nunmehro so gar so weit, daß man mit aller Gewalt den Unterricht in der Landwirthschaft auch in die niedern Schulen eingeführet wissen will; wie z. B. der Herr Döhler in seiner im J. 1769. in 8. herausgekommenen Abhandlung von der Landwirthschaft den Vorschlag thut. Dem Herrn Döhler, als einem besondern Liebhaber und Verehrer der mystischen Gelehrsamkeit und Wissenschaften, oder welches nach einem Griechischen Schnitt besser klingen möchte, der Mystik, wollte ich endlich solches gerne zu Gute halten; aber wenn so gar ernsthafte Kunstrichter und gesetzte Gelehrte solchen Vorschlag billigen, (*) so weiß ich nicht, was noch endlich aus der Gelehrsamkeit werden soll! — Daran fehlte es noch. Gerade, als wenn nicht so schon genug überflüßige Beschäftigungen und unnöthige Verhinderungen in die Schulen eingeführet wären, welche die Jugend von Erlernung und Betreibung nützlicher Sachen und Wissenschaften abhielten! — Man sage mir doch ums Himmels willen, was aus solchen Dingen endlich für Nutzen herauskommen soll? Ist es etwan zu befürchten, daß selbige jemals verloren gehen werden? Oder haben wir etwan seit der Zeit, da diese mystischen Wissenschaften zur Mode geworden sind, bessere Landwirthe bekommen als vorher? Mich deucht immer, die Erfahrung lehret gerade das Gegentheil.

(*) Wie z. B. in dem 45 St. der Leipz. gel. Zeit. 1768. 358 S.

Was auf dem Papiere so gewiß wie zwey mal zwey viere ist, das ist mehrentheils auf dem Acker von weniger oder gar keiner Anwendung. Ein ehrlicher Bauer und Ackersmann, ein erfahrner ungelehrter Landwirth, ein einziger mystischer Praktikus stiftet gewiß ungleich mehr Nutzen, als 50 mystische Theoretiker. Der erfahrne Praktikus, der die Natur nicht in ihrem Laufe zu hemmen suchet, bleibet immer eines der nützlichsten Mitglieder des Staats, ob es ihm gleich nie in den Sinn kömmt, sich auf seine Gunst etwas zu Gute zu thun. Wenn der Theoretiker aber lange genug Versuche gemacht, und sich und andere um das Geld gebracht hat, so wird endlich nichts anders daraus, als ein Projekt- und Plusmacher. — Davor behüte uns aber lieber himmlischer Vater! † † † — — Man mache immerhin von unsern heutigen vielen Acker- und ökonomischen Gesellschaften, welche tagtäglich entstehen, so viel Aufhebens, wie man will, auch die gelehrten Bienengesellschaften nicht ausgenommen, womit besonders ein recht eigenes Spielwerk von den Gelehrten getrieben wird; man gebe so viel mystische Schriften, so viel so genannte ökonomisch philosophische Bienenbücher oder Programmen heraus, so viel man will; man verlese Reden, Abhandlungen und andere Aufsätze; man halte so gar öffentliche Bienendisputationen auf Universitäten; *

man

(*) Wie z. B. des Prof. Baumers zu Erfurt und seines Respondenten Albrecht vor einiger Zeit vertheidigte Disputation: de apum cultura cum primis in Thuringia.

man rühme sich immerhin, berühmte Gelehrte und Leute von vornehmen Stande fast aus allen Ländern in Europa zu Mitgliedern zu haben; ich sehe dieses dessen ungeachtet noch immer für eine Beschäftigung ausser den Grenzen des gelehrten Gebiets an; und man wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß man bis hieher die Wirkung von allen diesen so genannten rühmlichen Veranstaltungen annoch vermisset. — Es wird zwar von Verbesserung der Landwirthschaft zu jetzigen Zeiten erschrecklich viel geschrieben; das ist aber auch alles; und es ist doch niemals schlechter damit beschaffen gewesen, als eben in unsern Tagen. Ein gewisser Kunstrichter hat daher wol vollkommen Recht, wenn er sich hierüber also ausdrückt: (*)

„Eine Sache (nemlich die Verbesserung der „Landwirthschaft) worüber jetzt so viel geschrie„ben wird, und die vielleicht zu keiner Zeit schlech„ter als jetzt, in Ausübung gebracht, oder, nach „so vielerley ganz verschiedenen Vorschlägen und „angestellten Versuchen, verwirrter getrieben „wird. ꝛc.

Was können doch alle solche gerühmte Veranstaltungen helfen, wenn die Thaten mit den Worten nicht übereinkommen; oder wenn man die rechten Mittel nicht anwendet, sondern, so zu sagen, seinem eigenen Endzwecke entgegen handelt! — Lasset dem Landmanne Nahrung und Freyheit, steckt ihn

(*) Siehe Leipziger gelehrte Zeit. 1768. 44 St. 348 S.

und seine Kinder nicht unter die Soldaten, hemmet das Gewerbe nicht, presset ihm nicht den letzten Groschen aus dem Leben; ihr Großen! treibet selber keine Nahrung, Gewerbe und Wirthschaft, vermindert die Abgaben, die ohnedieß fast bis ins Unendliche gefallen sind, schaffet die überflüßigen Faullenzer und gefreyten Todtschläger, die Soldaten, ab — das ist die beste Verbesserung und Aufhelfung der Landwirthschaft. — Alle diese gerühmten Vorschläge gehen doch nur dahin, um nur Gelegenheit zu haben, noch mehrere Abgaben zu fordern, und dem armen Landmanne dadurch ein Blendwerk vorzumachen, als wenn man mit Leib und Seele für sein Bestes besorget wäre; da doch in der That nichts weniger, als dieses ist. Der Unterthan wird gewiß keinen Vortheil davon haben, wenn auch wirklich die Landwirthschaft, oder dessen Nahrung und Einkünfte verbessert werden sollten. Denn je grösser die Nahrung, desto mehr wird man die Abgaben zu erhöhen suchen. Der Grund aller dieser vorgespiegelten Veranstaltungen ist und bleibet doch nur der Eigennutz. —

7.

Unter die ziemlich entbehrlichen Modewissenschaften, womit sich unsre Witzlinge zur Ungebühr beschäftigen, gehören auch unstreitig die Griechischen und Römischen Alterthümer. Ich sage damit keinesweges, als wenn dergleichen Wissenschaften gänzlich unnütze wären; ich mißbillige nur den Mißbrauch, den man damit treibt, wo-

wodurch man sich von nützlichern gelehrten Geschäften abhalten lässet, und darüber entweder die vaterländische und verwandte Geschichte und Alterthümer ganz vergisset, oder doch solche, weil darin nicht so leicht als in jenen Wissenschaften zu arbeiten ist, ohne Umstände für Fabeln erkläret, oder wol gar in den Gedanken stehet, daß davon noch gar keine zuverläßige Quellen und Vorarbeiter vorhanden wären. — Ja, wenn wir auf die Menge der Hülfsmittel sehen, so ist es freylich für unsere witzigen Geister, die nicht gerne lange suchen, nachforschen und nachdenken, viel bequemer, in den Griechischen und Römischen Alterthümern zu wühlen; weil wir davon eine so ungeheure Anzahl Bücher und Schriften aufzuweisen haben, daß man die Donau damit abdämmen könnte. Es ist also kein Wunder, daß sie sich lieber damit abgeben, als mit den Deutschen. Die Mode kömmt dazu. Alles, was die Alten gethan und geschrieben haben, wird bewundert. Es mag beschaffen seyn, wie es will. Durch die Alten aber verstehet man blos die Griechen und Römer. — Ein grosser Theil des Lebens wird auf die alten Griechischen und Römischen Schriftsteller verwendet; man ahmt sie begierig nach, man übersetzt, man macht Auszüge, Varianten; man bessert, man flicket hinten und forne, um da, wo der Verstand fehlet, solchen durch Muthmassungen zu ersetzen; und man thut nicht anders, als wenn dieses die Hauptbeschäftigung eines Gelehrten ausmachte; oder als wenn die höchste Weißheit in solchen mehrentheils

fabel-

fabelhaften, oder doch schwatzhaften und unzuverläßigen Schriftstellern einzig und allein anzutreffen sey. — Man ist nun einmal in der Liebhaberey der alten Griechischen und Römischen Skribenten ersoffen; man zimmert und bauet tagtäglich daran; man schonet weder Geld noch Kosten, wenn es auf die vermeyntliche Verbesserung derselben angesehen ist, dahingegen man sich doch zu Beförderung anderer nützlichen Dinge, besonders, wenn es auf die Alterthümer, Geschichte und Ehre der Deutschen ankömmt, lange nicht so willig und freygebig finden läßt. An Uebersetzungen der alten Griechischen und Römischen Skribenten in die Deutsche Sprache fehlet es uns zwar nicht; wir haben vielmehr deren eine solche Menge, daß man eher über den Ueberfluß, als über den Mangel zu klagen Ursache haben muß. Allein bald ist die Sprache nicht recht, bald der Ausdruck nicht ästhetisch, d. i. ausgeschmückt, witzig und verblümt genug; bald ist die Schreibart zu trocken; bald ist diese oder jene Nebensache auszusetzen; auf die Hauptsache wird nicht gesehen. Wenn eine Uebersetzung 5 Jahre alt ist, so ist sie, wenigstens der Sprache nach, schon ausser der Mode. Es müssen immer wieder neue Uebersetzungen zum Vorschein kommen. Man bittet die Gelehrten ausdrücklich darum, man ladet sie dazu ein, man setzt Preise darauf. Ja in des Herrn Gatterers historischer Bibliothek (*) bietet

(*) Im 2 Bande 6 S.

bietet man so gar demjenigen 100 Dukaten an, der binnen hier und 6 Jahren den Tacitus, oder den Livius, oder den Diodor von Sicilien, oder den Dio Kassius, regelmäßig (das ist ästhetisch oder schildermäßig) übersetzet. — Ewig Schade um die schöne Zeit, wenn sich, wie doch leicht zu vermuthen ist, jemand finden sollte, 6 Jahre darüber zu verschwenden! Die alten historischen Väter sind nun einmal dunkel, verstümmelt, abgebrochen, und wollen oder können nicht verstanden werden. Vieles beziehet sich auch auf die Gewohnheiten ihrer Zeiten, die uns mehrentheils nunmehro unbekannt sind. — Wo also kein gesunder Menschenverstand ist, da kann ich doch keinen hinein bringen, sonst wäre es ja keine richtige und getreue Uebersetzung. Was verlieret auch die gelehrte Welt daran, ob sie diese und jene Stelle verstehet oder nicht? Man lasse sie doch, wie sie ist, und überhüpfe sie allenfalls, wie man ohnedieß in den Fragmenten der Alten thun muß. Sind sie denn etwan der Heil. Schrift gleich zu schätzen, wovon der Menschen Heil und Seligkeit abhanget? Doch, was gilts, wenn es auf die Verbesserung und Berichtigung derselben oder auf eine gute und richtige Uebersetzung ankäme, da würde man sich wol bedenken, die 100 Dukaten anzubieten! — Ich sehe nicht ab, was denn endlich für ein grosser Nutzen aus solchen Bemühungen heraus kommen werde. Es wird doch meistentheils auf ein Gerathewol hinaus laufen, wo der Verstand fehlet; und wir werden also, so lange die Welt stehet, dennoch

wol

wol keine richtige und vollständige Uebersetzung von diesen ästhetischen Patriarchen zu sehen bekommen. Denn sie sind unverständlich und werden es auch wol bleiben. Sie haben keine wahre Geschichte, sondern Maximen, Schilderungen, Fabeln geschrieben; und dergleichen können wir uns selber so viel machen, als wir wollen. Wir brauchen die Alten dazu nicht. — Setzet dafür 100 Dukaten darauf, wer die beste und vollkommenste Geschichte der Deutschen, Gothen, Longobarden, Heruler, Rugier, Wandalen und andrer mit uns verwandten alten Völker schreiben wird. Daran ist uns mehr gelegen, als an den alten Griechischen und Römischen Fabelkrämern. — Aber daran denket niemand nicht. — Schlechte Beschaffenheit unsers heutigen Patriotismus! —

8.

Ist mir je eine gelehrte Beschäftigung unnütz und überflüßig vorgekommen, so ist es gewiß die Bemühung, den Plan dieses oder jenen alten Geschichtschreibers und Schriftstellers ausfindig zu machen; nicht anders, als wenn wir, nach dem Verlauf so vieler Jahrhunderte, die Gesinnungen und Gedenkungsart eines solchen Schriftstellers eben so genau zu bestimmen im Stande wären, als eines jetztlebenden, mit dem wir genau umgegangen sind, oder mit ihm zu einer Zeit gelebet haben; da uns doch von allen dem die Geschichte nichts aufbehalten hat. Diesen Mangel aber mit Abstraktionen, Muthmassungen und

Reim-

Reimlichkeiten ersetzen zu wollen, kann das wol etwas anders, als eine überflüßige, unnütze Beschäftigung, ein Gerathewol, ein Räthsel, eine ästhetische Weissagung genennet werden? Entweder ich irre, oder man sage mir, mit was für einem Namen denn sonst ein solches Beginnen genennet werden solle? Wie zermartern sich nicht unsre witzigen Herren Kunstrichter mit einer solchen Planschilderung! Es scheinet, als wenn, daß ich mich so ausdrücken darf, eine rechte Plansucht unter sie gefahren wäre. Ueberall sucht man Plane, ob man gleich nicht weiß, ob jemals welche da gewesen sind. Genug, die Alten müssen einen Plan gehabt haben, sie mögen wollen oder nicht. Ich zweifle stark, ob die alten Leute, wenn sie wieder aufstünden, sich in ihrem neuen Plangewand selbst noch kennen sollten? Wenigstens würden sie sich gewiß sehr verwundern, wie man dazu gekommen sey, ihnen einen solchen Plan anzudichten, an welchen sie doch niemals gedacht, oder haben denken können. — Es ist nun einmal recht zur Mode geworden, überall mit Planen um sich zu werfen. Man gehet so gar schon damit um, eine neue Wissenschaft daraus zu schaffen. Der Name Planistik sollte gewiß nicht übel klingen. — Man ist nicht damit vergnügt, was die Alten wirklich geschrieben haben, und was davon bis auf unsre Zeiten aufbehalten worden, welches doch eigentlich die Hauptsache seyn sollte, welche wir zu benutzen und uns damit zu beschäftigen suchen sollten. Nein, man bekümmert sich darum eben so

gar

gar groß nicht; vielmehr siehet man dieses beynahe als eine Nebensache an. Dagegen bemühet man sich, nicht nur den Plan, den Entwurf, und die Absicht, sondern auch so gar die Gesinnungen, Meynungen, Gedanken, den Charakter und die Umstände des Schriftstellers ängstlich zu ergründen; gerade, als wenn hierauf die Zuverläßigkeit, die Wahrheit, Gewißheit, der Endzweck und der Nutzen der Geschichte beruhete, und als ob wir ohne diese Dinge in der Geschichte gar nicht zu rechte kommen könnten! Man suchet allen möglichen Witz, Abstraktionen, Schilderungen und Einfälle hervor, seine Erscheinungen von dem Charakter eines alten Schriftstellers wahrscheinlich zu machen. Man belästiget uns, wie z. B. in des Herrn Gatterers historischer Bibliothek, bis zum Ueberdruß mit Planen, die öfters 4. und mehrere Bogen einnehmen. Ja Herr Eyring liefert uns daselbst (*) so gar einen vom Diodor, der bey nahe ein Alphabet beträgt; und wer es nicht glauben will, daß der Alte wirklich einen solchen Plan gehabt habe, der ist entweder ein Mensch ohne Geschmack, ein fader, unpragmatischer Kopf, oder er kann einen Spaziergang in die Elisäischen Felder machen, und ihn selbst darum fragen. — Hilf Himmel! mit was für einer Menge Bücher und Schriften werden uns unsre ästhetische Herren noch zu beschenken im Stande seyn, wenn sie uns

(*) Im 4 Bande.

uns die Plane aller und jeder Geschichtschreiber vom Anfange der Welt bis hieher auf gleiche Art liefern wollen! An Stoff wird es ihnen niemals fehlen, da ein solcher unerschöpflicher Planenquell nie vertrocknen kann. Allenfalls können ihrer 10 oder 12 den Plan eines jeden Schriftstellers in Bearbeitung nehmen, um den besten daraus zu wählen, darüber von neuen Kritiken und Erinnerungen zu schreiben, und also Gelegenheit zu haben, recht viel drucken lassen zu können. — Das wird wol der einzige Nutzen seyn, den uns die Planenmanufaktur gewähret! Ich kann wenigstens keinen weitern finden; er müßte denn etwan darinnen bestehen, daß unsre Herren Aesthetiker dadurch Veranlassung erhielten, ihren Witz, oder die Stärke ihrer erhitzten Einbildungskraft zeigen zu können! — Woher weißt du denn aber, ohne die Gabe der Weissagung zu besitzen, was dieser oder jener alte Schriftsteller bey Niederschreibung seiner Geschichte gedacht, was er dazu für Absicht oder Veranlassung gehabt, was er für Hülfsmittel und Gewährsleute gebraucht, in was für Verhältniß er mit denjenigen Personen und Ländern gestanden, wovon er Beschreibungen gegeben; in was für Umständen er gewesen; was für Fähigkeiten und Einsichten er gehabt, oder ob er ein Augen- und Ohrenzeuge gewesen oder nicht, und dergleichen mehr? — Wenn du dieses heraus gebracht, und dargethan hast, dann, dann ist es allenfalls erst Zeit, sich an Bestimmung eines Planes zu wagen; wenn es anders nöthig ist, solchen zu wissen.

Ich wenigstens glaube, wenn die Sachen gut sind, daß ich nicht nöthig habe, mich um den Plan zu bekümmern. Sind die Sachen nützlich und brauchbar, die er uns hinterlassen hat, ey, so mag er immerhin einen Plan gehabt haben oder nicht. Was liegt daran? Muß denn ein jeder, der etwas aufzeichnet, nothwendig auch einen Plan gehabt haben? Und ist es nicht möglich, daß die Ordnung oder der Plan sich von ohngefähr so gefüget habe? Muß denn alles Weisheit seyn, was die Alten unternommen, und uns hinterlassen haben? Wie oft zeichnet man etwas auf, das man entweder nur zu seinem Gebrauch, zu seiner Erinnerung für dienlich hält, ohne es für das Publikum zu bestimmen, oder wo man anfänglich nicht gewillet ist, es so auszuführen, daß es zum Gebrauch anderer dienen soll! Unvermerkt wächset die Materie an, und endlich wird nach und nach ein solches Werk daraus, wie uns Diodor, Plutarch, Livius ꝛc. hinterlassen haben, ohne, daß man je an einen Plan gedacht, oder hat denken können. Sehet, meine Herren! kann es nicht euren alten Lieblingsschriftstellern eben also gegangen seyn? Was für eine vergebliche Mühe ist es also nicht, Dinge ergründen zu wollen, von deren Daseyn man noch nicht überführet ist! Zu untersuchen, ob der alte Schriftsteller überhaupt einen Plan gehabt habe oder nicht, das würde noch eher eine Sache seyn, die weniger zu tadeln wäre; ob gleich auch nicht viel heraus kommen würde. — Sparet doch die Zeit und Mühe zu nützlicheren Beschäftigungen. Ich finde

noch

noch überdieß in euren Untersuchungen keinen Plan, keine Einrichtung oder Entwurf, sondern es ist mehrentheils nichts anders, als ein kurzer Inhalt und Inbegriff der Kapitel, Abschnitte und Absätze, mit Auswerfung der Rubriken und Ueberschriften. Heißt das ein Plan? o! so brauchen wir solche weitläuftige Untersuchungen und Abhandlungen nicht. Ein jeder kann sich solchen, wenn er will, selbst gar leicht ausziehen und abschreiben.

9.

Von den Handwerken und Zünften hat man bey nahe schon alle Federn stumpf geschrieben, nun kommen auch die Arbeitsleute, Tagelöhner, Hirten, und andere niedrigere Beschäftigungen an die Reihe. Wie breitet sich nicht die Gelehrsamkeit immer weiter und weiter aus! Die Herren Franzosen brechen in allen dergleichen nützlichen Dingen, also auch in diesem Stücke rühmlichst die Bahn. — Man beschreibt uns so gar den Kuhhirten ästhetisch und systematisch. Wie erleuchtet werden nicht unsre Zeiten! Beneidenswürdiges Glück, welches unsre Vorfahren entbehren mußten! Wer dachte ehemals an solche gemeinnützige Sachen, seit dem die so genannte populäre Philosophie und Aesthetik eingeführet worden! Da siehet man erst, was diese leider! noch nicht genug erkannten Wissenschaften dem Reiche der Gelehrsamkeit für Vortheil stiften. — Es ist der Herr *Bontrube*, welcher durch nachfolgendes vortreffliche Werk:

le parfait Bouvier &c. Rouen 1768.

seinen Namen in der gelehrten Geschichte verewigen, und uns Deutschen solches als ein ächtes Muster zur Nachfolge dargestellet hat. Ohne Zweifel werden viele von uns in diesen und andern neuen ästhetischen Wissenschaften begierig nachfolgen. Wir ahmen ja so gerne den Franzosen nach; es wird auch hier wol nicht unterbleiben. — Glückliche Zeiten! Von hier müssen wir eine neue Denkzeit in der gelehrten Geschichte anfangen, wo das Reich der Wissenschaften einen solchen beträchtlichen Zuwachs erhalten hat. Es ist Zeit, daß man auf einen schicklichen Namen sinne, womit man diese neue Wissenschaft belegen kann. Ich dächte, die Tauristik oder Bovistik würde nicht übel lauten! — — Hilf Himmel! was für Zeug wird nicht endlich noch gedruckt werden! Zu verwundern ist es nur, wie dergleichen Dinge von den Kunstrichtern nur einmal bemerket und angezeiget, geschweige gar gelobet werden können. (*) — Man mag immerhin schön, ästhetisch, systematisch und gründlich schreiben; wozu hilft es, wenn die Sache an sich entbehrlich, unnütze und überflüßig, und also, wegen ihrer Unerheblichkeit, Geringfügigkeit und Niedrigkeit, einer solchen Schreibart nicht würdig ist? Eine entbehrliche, schlechte und unnütze Sache gut und schön zu beschreiben, ist kein Verdienst, son-

(*) Wie z. B. im 42 St. der Leipziger gelehrten Zeit. 1768.

sondern eine vergebliche Arbeit, ein Zeitverderb. Fehlet es etwan an Kuhhirten? Werden wir etwan dadurch bessere Kuhhirten oder gelehrte Kuhverständige bekommen? Oder ist es etwan zu befürchten, daß dergleichen Dinge in der Folge aus dem Gedächtniß der Menschen verschwinden, oder verloren gehen dürften, und daß daher alle Kleinigkeiten so sorgfältig aufgezeichnet werden müßten? Ich zweifle sehr daran. Es wird noch immer Kuhhirten und Alkuhmisten geben, wenn die Aesthetik und die populäre Philosophie schon längst wieder aus der Mode gekommen und untergegangen seyn werden. — — Gleichwol ist doch bey dergleichen Schriften vernünftiger weise kein anderer Endzweck abzusehen, als daß man dadurch einen solchen zu befürchtenden Verlust verhüten wolle. — Rühmliche Vorsorge für den Geschmack und den Nutzen unsrer Nachkommenschaft! — —

10.

Etwas zum 8ten Artikel von der Plánistik. Unsre Geschichtschreiber, besonders Herr Gatterer in seiner historischen Bibliothek, nebst seinen Mitarbeitern, schwatzen sehr viel vom Episodenplane in der Geschichte, und wollen ihn mit aller Gewalt allen andern Planen vorgezogen wissen.(*) Er hat recht. Ich selbst finde diesen Plan für ei-

(*) S. den 3ten Band 349. S.

nen Geschichtschreiber, besonders zu unsern Zeiten, überaus nützlich und bequem. Man kann auf solche Art abbrechen, aufhören, überspringen, und wieder anfangen, wo man will, ohne den Plan zu zerreissen. Man kann den Faden der Geschichte abschneiden, und wieder anknüpfen, wie, wann und wo es einem gut dünkt; man kann ein Gelenk aus der Kette der Dinge nach Belieben herausnehmen, es nach Gefallen wieder anflicken, oder an einen andern Ort bringen, je nachdem es sich von Ohngefehr so füget, oder nachdem einem der Kopf stehet; man kann 2, 3 und mehrere Jahrhunderte überhüpfen, aus Italien nach Amerika überfliegen, ohne zu befürchten, daß einem von den auf den Dienst laurenden Kunstrichtern der Vorwurf einer Unrichtigkeit und Unordnung in der Geschichte, Zeitfolge und Erdbeschreibung gemacht werden darf. Denn der Episodenplan entschuldiget und heilet alle Gebrechen. Herrliche Panacee für unsre schildernde Geschichtschreiber, in deren Kopfe die Ordnung aus Mangel des Raums keinen Aufenthalt haben kann! Ein sicherer Schirm, hinter welchem man seine Fehler und Schwachheiten verbergen kann, ohne von den lurschtigen Kritikern bemerket zu werden! — Will aber jemand ja so vorwitzig seyn, und mir die Frage aufwerfen, wie es denn möglich sey, daß mit einem solchen Episodenwerke die der Geschichte so nothwendige Ordnung bestehen könne, so lasse ich diese Frage von unsern Herren Planisten selbst beantworten. Mir scheinet es unterdessen theatralisch

zu

zu seyn, mit Episoden bey ernsthaften Sachen zu spielen. Auf der Bühne möchten sie noch eher zu ertragen seyn. — Ueberhaupt kann ich nicht läugnen, daß mir das ganze fruchtlose Bemühen unsrer Herren Planisten, die Plane der alten Geschichtschreiber zu entdecken, auch noch überdies als eine sehr lächerliche Beschäftigung vorkomme. Wie zermartert sich z. B. der Herr Eyring nicht in seinem Plan des Diodors von Sicilien, (*) der allein 13 Bogen einnimmt, desgleichen in der vorhergehenden Abhandlung: was Diodor für eine Stelle unter den Geschichtschreibern habe: um heraus zu bringen, was Diodor bey Schreibung seines Werks für einen Vorsatz gehabt habe? Er thut mit solcher Zuverläßigkeit den Ausspruch, daß man nicht anders glauben sollte, als daß er entweder selbst dabey, oder doch ein Zeitgenoß vom Diodor gewesen wäre. — — Was für ein Nutzen soll nun aber endlich herauskommen, wenn er auch wirklich das Räthsel aufgelöset hätte? Etwan der, daß man seine Stärke im Rathen bewundern solle? — Es ist in der That Schade um die edle Zeit und Kosten, die man auf solche unnütze Untersuchungen verschwendet!

II.

Immer neuer Stoff zu Vermehrung überflüßiger Bücher! — Bey Gelegenheit, da in

(*) In Gatterers hist. Bibl. im 4. Band 20. u. ff. SS.

des Herrn Gatterers historischer Bibliothek (*) das Schulmagazin recensiret wird, wünschet der Recensent, (**) daß sich die Verfasser dieses Schulmagazins auf einzelne Erziehungsgeschichte, ein in dem Gebiete der Historie fast noch ganz unausgearbeiteres Stück, ausbreiten möchten. — Gewiß, ein sehr überflüßiger Wunsch, ob er gleich von einigen unsrer witzigen Gelehrten, die sich ohnedieß so gerne mit Schilderungen abgeben, gar leicht in Erfüllung gebracht werden dürfte. — Was für Nutzen sollen denn solche abgerissene Stücklein, die sich nur auf einzelne Personen erstrecken, solche abgesonderte Theilchen, die nur wenige angehen, und mit dem Ganzen eine gar geringe Verhältniß haben, in der Geschichte stiften? Gewiß keinen andern, als die so schon ganz unerträgliche Bücherlast nur noch zu vergrössern und die Anzahl ästhetischer Romane (denn weiter würden wir doch bey unsrer heutigen Schilderungssucht nichts zu gewarten haben) bis ins Unendliche zu vermehren! Daran fehlet es uns aber nicht; man schreibet ja ohnedieß nichts als Geschichtlein und Anekdoten. — Ein herrliches, unerschöpfliches, unergründliches und unverzehrbares Magazin für unsere Anekdotenkrämer, und eine reichliche, unermeßliche Waarenniederlage für unsre gelehrten Schilderer! Für diese

(*) Im 3 Band 319 u. ff. SS.
(**) a. d. 320 S.

diese und deren Bequemlichkeit würde dergleichen Arbeit allenfalls nützlich seyn. Mir wird es aber der Herr Gatterer nicht übel nehmen, wenn ich im Namen der ganzen unästhetischen gelehrten Christenheit diese gedrohete Wolthat, aus angeführten Gründen, gar sehr verbitte.

12.

Die Chrestomathien, womit man uns ehedem so plagte, scheinen seit einiger Zeit wieder stark Mode zu werden. Die Ursache hiervon ist leicht einzusehen. Sie gewähren uns einen reichen Stoff und eine bequeme Art, Bücher zu schreiben. Eine solche erwünschte Gelegenheit lassen unsre witzigen Herren nicht gerne aus den Händen. So hat uns z. B. Herr Heinze mit einer chrestomathia poëtica beschenket, welche zu Leipzig im Jahr 1768. und noch darzu mit einer Vorrede des Herrn Gesners, heraus gekommen ist. Die Herren Chrestomatistiker aber werden mir es nicht verargen, wenn ich auch dergleichen Arbeiten unter die überflüßigen und entbehrlichen zehle. Ich berufe mich auf meinen Aristarch. Wozu helfen solche abgepflückte Blümlein? Sie mögen so schön seyn, als sie nur immer wollen; sie werden doch bald verwelken, und ihr Geruch vergehet, wenn man sie nur wenige Zeit gebraucht hat. Es kömmt mir eben so vor, als wenn ein Kunstgärtner nichts anders thun wollte, als daß er in alle nur mögliche Gärten liefe hier und da eine Blume, ein Gewächs ausrupfete, aushübe, und solches in seinem neuen Garten ohne

die geringste Ordnung und Verbindung wieder-pflanzte. Würde nicht jedermann sagen, daß ein solcher entweder ein Thor sey, oder doch eine sehr unnütze und seltsame Beschäftigung unternehme? — Eben so verhält es sich mit dem Bemühen unsrer Chrestomathiensammler. — Werden denn die Leser durch solche und andre ähnliche Chrestomathien etwan gelehrter werden, oder den und die ausgechrestomathirten Schriftsteller und deren Werth darnach gehörig beurtheilen können? Ich zweifele sehr, daß dieses dadurch werde bewerkstelliget werden. Es ist Stückwerk, wird auch Stückwerk bleiben, und niemals etwas Ganzes heraus kommen. — Wer einen Geschmack an solchen Dingen hat, und im Stande ist, den Schriftsteller zu verstehen, der wird doch immer den Schriftsteller lieber selbst lesen. Nam dulcius ex ipso fonte bibuntur aquæ. Wer aber keinen Geschmack hat, und auch den Schriftsteller selbst zu verstehen nicht im Stande ist, dem werden auch alle solche Blümlein nichts helfen, noch weniger ihn gelehrter machen können; er müßte denn etwan durch das Auswendiglernen und das öftere Wiederholen in Gesellschaften sich das Ansehen eines Gelehrten bey Unverständigen zu geben gedenken. Dieses wird doch aber wol keinen Grund abgeben können, die Chrestomathien zu rechtfertigen? — Der Vorwand, daß doch dadurch die Leser begierig nach dem ausgechrestomathirten Schriftsteller selbst gemacht würden, scheinet mir ebenfalls keine ehehafte Ursache zu seyn, das Bücherschreiben durch solche

Chresto-

Chrestomathien zu vervielfältigen, und die Leute um ihr Geld zu bringen. Denn der Nutze ist doch ganz geringe, und dauret nur auf eine kurze Zeit. Wenn ich erst den Schriftsteller selbst habe, und ihn lesen kann, so ist mir die Chrestomathie ganz überflüßig, und das dafür ausgegebene Geld vergebens. — Und überhaupt, was ist es wol für ein Verdienst für einen Gelehrten aus hundert und mehr Büchern wieder eines zusammen zu schreiben? Daß ihm die Wahl der ausgechrestomathirten Stellen etwan schwer angekommen sey? Gut. — Das ist aber auch alles.

13.

Es ist jetzt ein Jahrhundert, wo man alles billiget, was in einer schönen, blendenden Schreibart geschrieben ist, die Sache mag an sich beschaffen seyn, wie sie will; besonders, wenn es von Leuten herkömmt, die einmal mit ihren Schriften bey der witzigen Welt Beyfall erhalten haben. So ist es mit dem Auszug der Geschichte zur Unterweisung für die Kinder von der Frau von Beaumont ꝛc. beschaffen. Was für alberne, kindische, ausgeschmierte, unnütze und eitele Einfälle, unter dem Schleyer der schönen Schreibart versteckt, wie viel Affektirtes, wie viel Französische Eitelkeiten, die bey unsrer Jugend gewiß schlechten Vortheil stiften werden, trift man nicht darinnen an! Dahin gehöret z. B. im 2ten Theile der Auszug der Ovidischen Verwandlungen, und der Vorschlag, solchen den Kindern früh-

frühzeitig in die Hände zu geben, um ihren Geschmack, wie es heißt, frühzeitig bilden zu können. — Das fehlet noch. — Unsre zarte Jugend wird ohnedieß schon durch so viele Nebendinge von Erlernung nützlicherer Sachen abgehalten, und durch so viele Zerstreuungen verwirrt gemacht. Ich dächte, man gebe ihnen dafür den Katechismus, die deutsche Grammatik, die Anfangsgründe der Geschichte, Erdbeschreibung und dergleichen in die Hände. Das wird ihnen in der Folge ungleich mehr Nutzen in ihren zu ergreifenden Geschäften und Studien stiften, als alles das alte Fabelgespinst. Es ist wahr, sie werden frühzeitig zum Geschmack angeführet werden; aber zu was für einem? Zu einem heidnischen Geschmack, welchen sie durch die darinn enthaltenen heidnischen Götter- und Fabelhistorien, auch andere heidnische Sitten, Gewohnheiten und Einkleidungen nothwendig in sich ziehen müssen. Das Christenthum wird doch allezeit darunter leiden. — Ich mißbillige diese Sachen an sich nicht; ich glaube aber, man thäte besser, sie auf die spätern Jahre zu versparen, da die Jugend schon gelernet hat, die Greuel und den Gift des Heidenthums von den Lehren des Christenthums zu unterscheiden; mit einem Worte: wenn sich die Jugend erst dergestalt im Christenthume festgesetzet hat, daß sie die Sache an sich von den darinn liegenden heidnischen Grundsätzen richtig absondern kann, ohne sich durch das Blendende des Ausdrucks in den Gründen des Christenthums irre und wankend machen zu lassen.

Dar-

Daran denket aber niemand; man lobet vielmehr dergleichen Vorschläge aus vollem Halse, man ergreifet sie mit beyden Händen, und legt eben dadurch deutlich an den Tag, daß uns die frühzeitige Erkenntniß und Befestigung der Jugend in den Wahrheitrn des christlichen Glaubens eben nicht sonderlich am Herzen liegen müsse; sonst würde man solchen unzeitigen, überflüßigen, voreiligen und in obiger Absicht schädlichen Vorschlägen, ohne solche gehörig zu untersuchen, nicht so gleich Gehör geben. Denn ich bleibe immer dabey, man sage auch was man wolle, daß es eine so unnütze als überflüßige Beschäftigung sey, den Kindern, da sie noch so wenig Unterscheidungskräfte haben, den Kopf mit solchen fabelhaften Sachen zu beschweren, welche sie nicht nur an Erlernung nöthigerer Wissenschatten hindern, sondern auch dem Christenthume überhaupt leicht gefährlich werden können.

14.

Die Gelehrsamkeit verfällt doch immer mehr und mehr ins Handwerksmäßige. Was für ein Aufheben macht nicht z. B. der theure Klotz von der, durch den Hn. Kalau neuerfundenen Wachsmahlerey, nach Art der Alten! Freylich, nach Art der Alten! Also muß es doch wol gut seyn? Ich habe nichts dawider. — Dem Mahler, Tischler, Maurer, Schuster und andern Handwerkern kann solches ohne Zweifel wol einen Nutzen schaffen; was hat aber das mit der Gelehrsamkeit

keit zu thun? — Man losse dergleichen Sachen allenfalls in den politischen Zeitungen, in den Intelligenzblättern und andern fliegenden Papieren bekannt machen und anzeigen; aber die gelehrten Zeitungen und andere gelehrte Blätter sollte man doch von Rechtswegen mit solchen handwerksmäßigen Neuigkeiten nicht anfüllen. Ich halte es wenigstens für eine ziemlich unnütze, entbehrliche und ins Kleine fallende Beschäftigung für einen Gelehrten, welcher mehr die obern als die niedern Seelenkräfte anstrengen sollte. Es ist und bleibet doch in meinen Augen immer ein schlechtes Verdienst für einen Gelehrten, wenn es von ihm heißt, daß er ein grosser Künstler und Handwerker gewesen. Und in der That, wofür soll man einen Klotz und seines Gleichen wol anders ansehen, da sie bey allen Gelegenheiten zu erkennen geben, daß ihre höchsten Einsichten in solchen Dingen bestehen? — Sie sind aber selber Schuld daran. — Allenfalls sollen sie lateinische Künstler und gelehrte Handwerker heissen; weil sie doch einmal Mitglieder des gelehrten gemeinen Wesens geworden sind. — —

15.

Die Biographiensucht ist eine andere Art von Krankheit, welche seit einiger Zeit in dem Reiche der schönen Geister stark im Schwange gehet. Das Wort Lebensbeschreibung ist nicht ästhetisch genug; Biographie klinget unstreitig viel zierlicher und witziger, eben darum, weil es nicht

Deutsch,

Deutsch, sondern Griechisch ist. — Ich habe nichts wider die Biographien, in so ferne uns darinnen solche Sachen geliefert werden, die man in andern Schriften noch nicht antrift, und die sich entweder auf einen gewissen Zeitraum, oder auf gewisse Reiche und Länder, oder auf die verschiedenen Ordnungen der Stände einschränken; sie müssen aber dabey nicht zu weitläuftig, sondern ins Kurze gezogen seyn, und nur die nothwendigsten Stücke, so zu einer Lebensbeschreibung gehören, in sich halten. Denn auf solche Weise werden wir in diesem Stücke nicht nur eine richtige Zeitordnung, welche in allen Arten von Geschichten so unumgänglich nothwendig ist, gehörig beobachten können, sondern auch, wenn wir erst von einem jeden Reiche und Lande dergleichen vollständige Aufsätze haben, endlich um so eher im Stande seyn, eine allgemeine und vollständige Biographie berühmter Leute zu liefern. Allein auf die jetzige Art, da man die Personen auf bloßes Gerathewol, nicht anders, als wenn sie die Luft zusammen geführet hätte, neben einander stellet; da man 2. 3. und mehrere Jahrhunderte überhüpfet, bald aus Europa nach Afrika, bald aus Egypten nach Schweden überspringet, jetzt einen König, dann einen Kardinal, einen Bischof, dann einen General und Staatsminister, Finanzier und Generalpächter, auch wol einen Gelehrten mit unter, liefert, ist schwerlich zu hoffen, daß man diesen Endzweck erreichen werde. Es ist und bleibet doch nur Stückwerk, welches allenfalls zuweilen einen andern als

Mate-

Materialien mit dazu dienen kann, eine solche besondere Biographie auf die gehörige Art zu schreiben. Wozu ist es aber nöthig, dergleichen unvollständige und zerstückte Sachen so gleich drucken zu lassen, und die Leute um das Geld zu bringen? Denn, wenn man es gelesen hat, so ist doch der Nutzen und Gebrauch vorbey. — Ich dächte also, es wäre besser, wenn sich die Gelehrten einander ihre gesammelten Aufsätze zuvor mittheileten, um etwas Ganzes liefern zu können, als daß sie so gleich mit solchen Stückwerken zum Drucke eileten. Es käme nur darauf an, daß sich die Kunstrichter vereinigten, sich diesem unzeitigen Unternehmen gemeinschaftlich zu widersetzen, und solche unbefugte und zünftlose biographische Werkstätte, durch ihre kritische Geissel, die hier an dem rechten Ort angebracht seyn würde, zu zerstören; damit das ohnedieß bis ins Unendliche gestiegene Bücherschreiben doch in etwas eingeschränket werden möchte. — Allein weit gefehlt, daß dieses geschehen sollte; man beeifert sich vielmehr, solche neumodische Biographien mit vollem Munde zu loben, und der Welt als ächte Muster schöner und nützlicher Schriften anzupreisen; zumal, wenn sie, wie fast durchgängig geschiehet, in einer schönen Schreibart, mit untermischten Schilderungen, Betrachtungen, Anekdoten, witzigen Einfällen, und ästhetischen Muthmaßungen, verfasset sind. Was für ein übertriebenes Aufheben macht man nicht von des Herrn Schröckhs Biographie, als wenn keine vortreflichere Schrift von Anbegin der

Welt,

Welt bis hieher noch erschienen wäre! Ich kann aber die Ursache davon nicht einsehen. Der Herr Schröckh, für den ich sonst alle Hochachtung habe, und dem ich seine übrigen Verdienste nicht absprechen will, wird mir dieses nicht übel nehmen. — Was für Sprünge aus einer Ecke der Welt bis zur andern, aus einem entfernten Jahrhunderte bis zu einem neuern, und so umgekehrt! — Wie kommen z. B. im 2ten Bande, wenn ich fragen darf, der Kayser Titus, der Kurfürst von Sachsen, Friederich der Streitbare, die Königin Christine von Schweden ꝛc. zusammen? Gewiß, eine eben so wunderbare, und unvermuthete Gesellschaft, wie in Faßmanns Gesprächen im Reiche der Todten, oder in den bekannten Feenmärchen! Mir kömmt es wenigstens fast eben so schnakisch vor. — — Was für wenige Artikel in so vielen Bogen; und wie lange soll es dann währen, wenn man nur den tausendsten Theil berühmter Leute auf solche Art beschreiben will? Ja, was noch mehr ist, wie oft ist das Leben der hier beschriebenen Leute nicht schon heraus; und wozu hilft es also, dergleichen Dinge so vielfältig zu haben? Haben die Gelehrten etwan nichts anders zu thun, als Lebensbeschreibungen zu lesen? — Und was soll denn endlich herauskommen, wenn wir auch eine ganze Bibliothek von solchen Sachen erhalten, da die mehresten Beschreibungen doch ohnedieß schon da sind? Daß diese etwan zum Theil nicht nach der schildermäßigen Mode eingerichtet sind, daran liegt in der That nichts. Wenn ich die Sache nur lesen kann;

Schilderungen, Betrachtungen und Vermuthungen, wenn ich mir die müßigen Stunden damit vertreiben will, kann ich mir leicht selbst hinzudenken. Es ist genug, wenn wir allenfalls die Thaten, Unternehmungen und Eigenschaften dieser und jener berühmten Person wissen. Die Absichten, Triebfedern und Ursachen ihrer Thaten, wenn sie uns die Geschichte anders nicht hinterlassen hat, ergründen zu wollen, ist gewiß eine so mißliche als überflüßige Bemühung; und an Reflexionen aller Arten fehlet es uns ja leider auch nicht. Die schöne Schreibart macht es noch weniger aus. Ein Weiser siehet nicht auf Nebendinge, sondern auf die Sache selbst, und auf die Wahrheit, Richtigkeit und Vollständigkeit der Geschichte. Wenn es hieran fehlet, und daran fehlet es leider! mehrentheils unseren schilderhaften Biographien, so sind alle Schilderungen und Reflexionen eitel und vergebens. — Und was für eine leichte Arbeit, was für ein schlechtes Verdienst ist es nicht für einen Gelehrten, eine Lebensbeschreibung aus dem Sueton, Plutarch, u. a. Schriftstellern, oder nur einen Theil davon, herauszunehmen, und eine neumodische Brühe von Reflexionen und Betrachtungen darüber zu giessen, wodurch das schon zubereitete oder aufgetragene Gericht unkennbar gemachet wird, oder doch gemachet werden soll.

16.

Auch die Jagd, dieses eitele, und in Absicht auf die so genannte Parforcejagd, unsinnige

nige Vergnügen der Großen und die barbarische Jagdsprache, muß unsern heutigen Gelehrten Stoff zu Beschäftigungen darbieten! Wer hätte wol in vorigen Zeiten daran gedacht, daß unsere Herren Aesthetiker solche Dinge noch zum Gebiete der Wissenschaften ziehen würden; und wer sollte wol meinen, daß folgendes Buch:

von Heppe ausländisch und einheimisch wolredender Jäger ꝛc.

einen Platz in den gelehrten Blättern verdienet hätte. Gleichwol ist es geschehen, und man hat noch dazu nicht unterlassen, die Arbeit des Verfassers mit grossem Beyfall aufzunehmen, und bekannt zu machen. — Gewiß, ein sehr überflüßiges Buch! Was ist der gelehrten Welt daran gelegen, solche sinnlose Benennungen zu wissen! — Es wäre, jedoch ohne Nachtheil der löblichen Jägerkunst und Forstwissenschaft gesagt, in der That besser, wenn man es dahin bringen könnte, daß sie samt dem Jagdwesen überhaupt, besonders aber der Heß und Parforcejagd, ganz verloren giengen. Die vernünftige Welt würde überhaupt sehr dabey gewinnen, auch die Bauren und Ackerbesitzer würden gerne damit zufrieden seyn. — — Cui bono, zu wissen, wie diese oder jene Sache, die ein jeder Deutsch verstehet, auf gut Undeutsch und barbarisch genennet werden könne? — — Schaffet doch die Thorheit ab, in Deutschland mit Hunden und Pferden Französisch zu sprechen, wenn anders überhaupt eine solche Unterredung und

Sprache nöthig ist; so brauchet ihr dergleichen unnütze Bücher nicht zu schreiben. — —

17.

Unter diejenigen gangbaren Waaren, womit zu unseren witzigen Zeiten eines der grössesten Gewerbe getrieben wird, gehören wol unstreitig die Münzen, Gemmen und geschnittenen Steine. Es gehet zwar in keiner Sache und Kunst ein so greulicher Betrug vor, als eben in dieser; allein das hindert nicht, daß sich nicht immer noch sehr viele reiche und begüterte Hansen, die das Geld nicht anders anzuwenden wissen, finden sollten, welche ihr ihnen selbst zur Last gereichendes Vermögen, Witz und Einbildungskraft (und diese letztere ist besonders in Ansehung der Gemmen nothwendig) darauf verschwenden sollten. Diese Wissenschaften sind nun einmal zur Mode geworden. Ein Bürger aus der grossen Welt ist verbunden, die Mode mit zu machen, und den Geschmack zu befördern, wenn er kann. An Vermögen fehlet es diesem und jenem nicht, an Verstande und Einsicht mag es ihm immerhin fehlen; wie leicht ist es ihm also nicht, ein Beförderer des guten Geschmacks, und folglich ein Mecänat der Gelehrten zu werden! Auf diesen Titel kann er gewiß Anspruch machen; gesetzt, daß er auch nicht einmal so viel aus der Schule mitgebracht hätte, um im Stande zu seyn, die Innschriften auf den Münzen zusammen zu buchstabiren. Wann er auch gleich, wie jener Mecänat, den Herkules mit der Keule auf einer alten

Römi-

Römischon Münze für einen wilden Mann, und daher die Münze selbst für eine Stollbergische ansehen sollte. Das schadet ihm nichts. Unsere witzigen Herren Kunstrichter werden dessen ungeachtet nicht unterlassen, ihm die Unsterblichkeit zu versichern, und seinen Namen im Tempel des ewigen Nachruhms unter die gelehrten Mecänaten anzuschreiben. — Es ist also kein Wunder, wenn sich noch immer Leute von geschmackvollem Beutel finden, welche jenen Helden nachzuklimmen suchen! Denn Ruhm und Ehre führen ja bekannter maßen solche Reizungen mit sich, welchen das menschliche Gemüth nicht wol widerstehen kann. Sie sind der Sporn, den man nothwendig anlegen muß, wenn der Pegasus auf dem ungebahnten Wege zum Tempel des Nachruhms mit uns nicht stolpern soll. — Doch stolpern möchte er immerhin, wenn er nur nicht stürzete. Wie oft aber geschiehet auch dieses, und wie viele brechen Hals und Beine, da sie kaum den Anfang dieses Weges betreten haben! Die armen Mecänaten! Die sind in der That zu bedauren. Sie haben wol öfters selbst nicht daran gedacht, ein Mecänat zu werden. Sie sind aber von unseren gefälligen Kunstrichtern mit Gewalt dazu gemacht. Sind diese letzteren nicht wahre Mecänatenschöpfer? Gut — so sollen sie mit Recht heissen. Allein sie werden mir dagegen auch nicht verdenken, wenn ich ihnen im Namen meines Aristarchs sagen muß, daß ihre ganze Münzen- und Gemmenkrämerey unter die unnützen und überflüßigen Beschäftigungen gehöre.

Ihren Mecänaten verarge ich es nicht; allein einem Gelehrten, woferne diese Herren anders wahre Gelehrte sind, kann es unmöglich zur Ehre und zum Vorzuge gereichen, wenn er sich mit solchen Sachen, die allenfalls für Künstler gehören, abgiebet, und darinnen den Stein der Weisen zu finden vermeynet. Den gerühmten Nutzen dieser Künste glaubet ja ohnedieß keine Christenseele, ausser ihrem Anhange, den Leuten vom verwöhnten Geschmack; sie mögen so viel Bücher davon schreiben, wie sie wollen. — Die Münzen und Gemmen studieren, nach ihrer Sprache, was für ein seltsamer Ausdruck! — Ist das nicht ein Studieren! Ja wol —. Etwan wie die Kinder, wenn sie die ihnen in die Hände gegebenen Zahlpfennige und Bilderchens beschauen. — Ich verachte diese Künste, besonders die Münzwissenschaft, an sich nicht. Die alten Münzen haben allerdings ihren Nutzen in der Geschichte. Allein man sollte nur nicht ein so grosses Aufheben davon machen, als wenn die höchste menschliche Weisheit in solchen Dingen bestünde; wie z. B. Herr Klotz, (*) welcher sie bis in den Himmel erhebt, und den Fragmentisten Herder, den er doch im Anfange sehr lobete, eben deswegen tadelt und herunter macht, daß er diese Wissenschaft für überflüßig und unnütze hält. Der Herr Herder,

(*) Im 13 St. der Hallischen gel. Zeit. 1769. 101 und 102 S.

der, im Ganzen betrachtet, ist eben mein Mann nicht; allein in diesem Stücke gebe ich ihm willig meinen Beyfall, besonders, was die neuere Münzwissenschaft und die Gemmenkrämerey betrift. Denn der Nutzen der erstern in der Geschichte ist, da wir bessere Beweis- und Hülfsmittel haben, fast ganz unmerklich und die letztere verfällt offenbar ins Handwerksmäsige. Für Gelehrte ist das eigentlich keine Wissenschaft.

18.

Um mich kurz zu fassen, will ich bey dem Beschlusse dieser Rubrik annoch folgende mir so eben eingefallene Werklein zusammen nehmen, welche von den unnützen Beschäftigungen unserer heutigen Gelehrten ebenfalls deutliche Beyspiele abgeben können.

1) Lieder nach dem Anakreon (vom Herrn Gleim.)

Wer mit dem Inhalt der Lieder des alten ästhetischen Zotenreißers, Anakreon, bekannt ist, der wird auch leicht schliessen können, was er in diesen Liedern nach dem Anakreon, welche von einem so würdigen Nachfolger herrühren, zu suchen habe. Wein und Liebe werden gewiß nicht vergessen seyn. Die sind nun einmal die fast allgemeine ästhetische Losung in unseren Tagen, und es scheinet beynahe, als wenn unsere so genannten besten Köpfe Deutschlandes nicht das mindeste schreiben könnten, ohne dergleichen Dinge mit unterzumischen. Man sage mir doch den Nutzen, den die gelehrte Welt davon

zu gewarten haben soll? Ist etwan unsere ästhetische Jugend nicht schon in dergleichen Liebes- und Bachuswitz erfahren genug? — Was für eine unanständige und unwürdige Beschäftigung für jemand, der sich einen Gelehrten nennet, und was für unnütze Tändeleyen, die so gar ins Kindische fallen! Man lese unter andern das in diesem Werklein enthaltene Tafelgespräch; ob es gleich, wie leicht zu erachten ist, von unsern heutigen witzigen Kunstrichtern auf eine unverdiente Art gelobet wird. (*) Der Witz ist darinnen so elend und erbärmlich, daß man mit dem Verfasser, wegen seines schwachen Geistes, wegen seiner ausgewitzelten Gemüthskräfte und Einsichten, eher Mitleiden haben, als auf ihn zürnen sollte. Es sind doch nichts als Schnurren von Liebe und Wein. — Man lasse ihn Schnurren machen, wie er will. Deraleichen ästhetische Schnurrenmacher gehören ja auch mit zur besten Welt.

2) Ruhnkens Tractat: *de doctoribus umbraticis*,

wird, wie gewöhnlich, von unsern witzigen Kunstrichtern, wiewol zur Ungebühr, ebenfalls sehr erhoben, da doch nicht abzusehen ist, was damit für Nutzen gestiftet werden soll. Viele neue Wendungen und Verzierungen, aber, der Sache nach, wenig oder gar nichts Neues! Alte verlegene Sachen

im

(*) u. a. im gel. Art. des 164, 166 St. des Hamb. Korresp. 1767.

im neuen Gewande! — Der ehemalige Professor Janus zu Wittenberg hat bereits im Jahr 1720. daselbst eben dergleichen Schrift unter dem Titel: Commentarius de doctoribus umbraticis in 8. herausgegeben. Ohne Zweifel hat der Herr Ruhnken dieses nicht gewußt, oder vielmehr nicht geglaubt, daß die Janusische Schrift unsern heutigen Gelehrten und Kunstrichtern, die in der gelehrten Geschichte selten über zehen Jahre zurück denken können, noch bekannt seyn sollte; sonst würde er seiner Abhandlung wol einen andern Titel gegeben haben! —

3) Schrebers ökonomisch botanische Beschreibung der Gräser, mit den Abbildungen nach dem Leben durch Kupferstiche; eine periodische Schrift.

Ein nach Verhältniß ziemlich theures, dem Nutzen nach aber ganz geringes Werk; ungeachtet ich die übrigen bekannten Verdienste des Herrn Verfassers keinesweges bestreiten will. —— Das Vergnügen möchte etwan noch mehr Antheil daran haben. — Da die Welt mit dergleichen Werken, woran gesunde Hände und Augen des Verfassers, Verlegers und Druckers und der Griffel des Kupferstechers den vornehmsten Antheil haben, zu unsern Zeiten, so zu sagen, tagtäglich recht überschwemmet wird, so sollte man billig Anstand nehmen, derselben durch dieses und andere ähnliche Bücher noch mehr Last aufzulegen. Wenn das Geld dafür ausgegeben, und das Buch gebunden ist, so wird es durchgeblättert, auf den

Rück gestellet, und dienet der Bibliothek in Ansehung des äuserlichen Ansehens zur Zierrath. Das ist aber auch mehrentheils alles. — Wenn ich fragen darf — wie alt gedenket denn wol der Herr Verfasser zu werden, um dieses Werk zu Ende zu bringen, wenn mit allen dergleichen Grasarten und andern dahin gehörigen Gewächsen so verfahren werden sollte? Seine Nachfolger und Fortsetzer können sicher noch bis ans Ende der Welt fortschreiben, ehe sie damit fertig werden. — — In ein allgemeines Kräuterbuch gehören diese Dinge allenfalls; allein von einer jeden Art oder von jedem einzelnen Geschlechte ein eigenes Werk zu schreiben, zumal von solchen gemeinen Dingen, die so bekannt sind, das ist doch wol eines Theils zu eigennützig, andern Theils aber bey der ohnedieß grossen Büchermenge ziemlich überflüßig. —

4) Zeitvertreib beym Kaffee in moralischen und witzigen Erzehlungen scherzhafter auch tragischer Begebenheiten, aus dem Französischen zusammen getragen, von Gottfried Rudolf Weidnern. Leipzig 1768. in 8.

Eigentlich sollte es, meinem Erachten nach, heissen: Schauplatz lust- und lehrreicher, wie auch jämmerlicher Mordgeschichte, aus dem Harsdörfer, Zinkgräf, Ziegler und andern Deutschen und Französischen Anekdotenkrämern zusammen getragen, für müßige und leere Köpfe, denen die Zeit, aus Mangel der Geschäfte, des Verstandes und

ande-

anderer Fähigkeiten, zu lang wird und die nicht selbst zu denken im Stande sind ꝛc. — Das fehlet in der That noch, den Müßiggängern, Plasstertretern und Bankdrückern, noch mehrere Nahrung und Gelegenheit zum Faullenzen zu verschaffen, und ihre ohnedieß ungeheure Anzahl zu vergrössern! Als wenn wir nicht so schon genug dergleichen unnütze Lasten des Erdbodens unter uns hätten! — Solche unberufene Schriftsteller und Sammler sollten von Rechtswegen als schädliche Geschöpfe, die den Müßiggang zu befördern suchen, unter den Mitgliedern des gelehrten gemeinen Wesens nicht geduldet, sondern vielmehr alle und jede vor ihren Sammeleyen gewarnet werden. Allein daran denken unsere Herren Kunstrichter nicht, sie loben dergleichen Sächelchen, besonders, wenn sie hier und da etwan einen witzigen und drolligen Einfall finden, noch dazu auf die unverschämteste Weise; ja, sie machen es selber nicht anders, wenn sie Gelegenheit zum Sammeln und Ausschmieren haben. — Was Wunder, daß die Zahl der Müßiggänger und unnützen Mitglieder des gelehrten gemeinen Wesens von Tag zu Tage eher zu- als abnimmt!

5) *Nouvelle bibliotheque de campagne, ou choix d' episodes curieux et intereſſans, tirés des meilleurs Romans, tant anciens que modernes*, 3. *volumes*, 1769. in 8. (*)

Ein

(*) Siehe Leipziger gelehrte Zeit. 1769. 100. St. 795. S. wo es theils gebilliget, theils getadelt wird.

Ein eben so vortreffliches Werkchen, als das vorige, wie aus dem Titel schon abzunehmen ist! Reicher Stoff zum Zeitvertreib, Zeitverderb wollte ich sagen, für unsere so genannten Genies, Leute vom Geschmack, oder müßige Köpfe!

6) Wie die Alten den Tod gebildet? Eine Untersuchung vom Herrn Lessing. Berlin 1769.

Was ein Lessing schreibet, das muß doch wol gut und schön seyn; das ist die allgemeine Formel unserer modesüchtigen Kunstrichter, womit sie ihrem beyfälligen Urtheil von diesem oder jenen Modewerklein das Gewicht zu geben vermeinen. (*) — Es ist also nicht zu verwundern, daß auch dieses Werkchen, wie seines Gleichen, von unsern witzigen Herren so wohl aufgenommen worden! — Dergleichen Dinge, besonders, wo von den alten Künsten die Rede ist, werden nun einmal unter die gangbaren Waaren gerechnet, welche man, so bald als möglich, zu debitiren suchen muß, ehe sie aus der Mode kommen. Das gehöret zum Handel. Den verstehen unsere gelehrten Kaufleute vortreflich. Ein Kaufmann ohne Eigennutz ist aber nicht zu gedenken; wer will es also ihnen verargen, daß sie auf die Beförderung des Handels, zu ihrem und ihrer Mitgenossen Vortheil, so eifrig bedacht sind! Darinn bestehet ja ein grosser

Theil

(*) S. u. a. das 26 St. des Hamb. Korresp. 1769. im gel. Art.

Theil ihrer Pflichten. — Soll ich aber kürzlich meine Meynung von diesem Werklein sagen, so glaube ich, daß die gelehrte Welt dabey nichts eingebüßet haben würde, wenn es gänzlich unterblieben wäre. Es wird darinnen eine Frage aufgeworfen, auch mühsam und weitläuftig beantwortet, die, ausser etwan dem Herrn Klotz und seines Gleichen, niemand zu wissen verlanget hat, oder anderen Erörterung wenigstens niemanden, ausser diesen Herren, etwas gelegen ist. Um des Herrn Klotzens und seiner Genossen willen aber dergleichen weitläuftige Untersuchungen zu schreiben, das möchte doch wol keine hinlängliche Ursache seyn, so viele andere Gelehrte, welche der Mode wegen sich das Werklein anschaffen müssen, und die hernach, wenn sie es gelesen haben, ihr Geld gereuet, dadurch in Kontribution zu setzen. — — Heißt das nicht mit allem Rechte eine überflüßige und unnütze Beschäftigung? Ich schätze den Herrn Lessing, wegen seiner übrigen Verdienste hoch; nur mit solchen Sachen muß er künftig daheim bleiben.

7) Hero und Leander, ein prosaisch Gedicht in 3 Gesängen. 1770. in 8.

Der Stoff dazu ist eine bekannte Erzehlung aus dem Musäus, welche der Verfasser in ein Heldengedicht eingekleidet hat. Ein Heldengedicht? — — Es ist leicht zu erachten, daß ein solches Werklein von unseren ästhetischen Herren Kunstrichtern sehr ausposaunet wird.

wird. (*) Ein Heldengedicht — Ja, in einem Heldengedichte lieget eigentlich die höchste Staffel der menschlichen Erkenntniß verborgen! — — Das ist eben der erhabenste Gegenstand eines göttlichen Genies, der höchsten Weisheit, womit man sich der Gottheit nähern kann. — So lautet ohngefehr das Urtheil, und die allgemeine Losung unsers ästhetischen Kunstrichterchors. — Wer sollte nicht darüber erstaunen, wer sollte nicht diesem beypflichten, dem Urtheil solcher Geschmackbeherrscher? — Immerhin, mag es thun, wer nur will. — Ich habe noch nicht gelernet, meine Vernunft unter dem Gehorsam der Aesthetik gefangen zu nehmen. Ich bleibe dabey, daß dergleichen Werklein allezeit unter die entbehrlichen Dinge gezehlet werden müssen. Man schreye mich immerhin als einen geschmacklosen Ketzer aus, wie man will! — Ich frage dagegen, worinnen der Nutzen bestehen solle? So lange man mir diesen nicht in der That zeiget, und das wird wol nimmermehr geschehen, so lange kann ich mich auch nicht überreden, daß in dem Heldengedichte, und andern dergleichen gerühmten ästhetischen Dingen eine Art von göttlicher Weisheit verborgen liegen, oder zur Verfertigung eines Heldengedichts eine so hohe Stufe der menschlichen Weisheit und Erkenntniß erforderlich seyn solle; zumal, wenn der Stoff,

(*) u. a. in dem 4 St. der Leipz. gel. Zeit. 1770. 47 und 48 S.

Stoff, wie hier, aus heidnischen Quellen geschöpfet wird, welcher auf unsere Zeiten so wenig, und noch weniger passet, als auf die ersten Zeiten der Erzväter. — Glücklich würden wir seyn, wenn der ganze Musäus mit allen seinen Fratzen verloren gegangen wäre! — Wozu ist es also nöthig, solche alte Schnurren aufzuwärmen, und eine neue Brühe darüber zu giessen? — Doch unsere armen Aesthetiker — wo wollten sie denn sonst Stoff zum Schreiben hernehmen, wenn ihnen solche Quellen nicht offen stehen sollten! — Sie sind freylich wol zu entschuldigen! — — Ihre Natur hat sich einmal dazu gewöhnet. Man nähme ihnen gewiß das Leben. — Wer wird aber so grausam seyn! — Ey, so schreibet doch von nun an bis in Ewigkeit!

8) F. R. C. Langens Briefe für Kinder 1767. in 8. (*).

Auch dieses scheinet mir eine ziemlich überflüßige Arbeit zu seyn. Ich sehe wenigstens nicht ab, wozu es dienen solle, so zu schreiben, wie die Kinder schreiben würden, wenn sie Briefe an einander schrieben; z. B. vom heil. Christ, und andern dergleichen kindischen Sachen! — Es kömmt mir eben so vor, als die Gleimischen Kriegeslieder, worinnen man mit Willen die Sprache der Preußischen Grenadirer angenommen hat. Soll einem Schrift-

(*) Werden recensiret im 92 St. der Leipz. gel. Zeit. 1768. 737 S.

Schriftsteller dieses frey stehen, so kann man mich auch nicht tadeln, wenn ich in der Sprache der Musketirer, Husaren, Landsknechte, Marketender, der Bauren, Kossaten, Tagelöhner, der Bergleute, Jäger, Halloren, und anderer barbarischen Mundarten, jetzt wie ein Tyroler, dann wie ein Dithmarse, Pommerinke ꝛc schreibe. Es verstehet sich von selbst, daß auch sodann ein Husaren- oder Landsknechtfluch, oder ein Tyrolisches Bauren-bon mot, eine Zote, mit unter laufen darf. — Man schreibe doch so, daß solches dem meisten Haufen, und nicht nur einigen wenigen nutzbar wird, und wenn man nachahmen will, so ahme man das Beste, oder wenigstens das Gute nach; sonst ist und bleibt dergleichen Arbeit allezeit eine unnütze und vergebliche Beschäftigung. — Die Einwendung, daß die Kinder dadurch frühzeitig zum Geschmack angeführet werden, ist von keiner Erheblichkeit. Eines Theils haben sie in solchen zarten Jahren nothwendigere Sachen zu betreiben, wovon sie durch diese schmackhaften Dinge nur abgehalten werden, und andern Theils ist und bleibt es doch nur ein kindischer Geschmack. Man sollte ihnen dafür andere nützlichere, jedoch faßliche Sachen, und solche Briefe in die Hände geben, wodurch sie in der Jugend schon zu ernsthaften Dingen, und einem gesetzten Wesen angeleitet werden; damit sie nicht dermaleinst die Zahl der Gecken, die in unsern Tagen ohnedieß schon bis ins Unendliche angewachsen ist, noch vermehren helfen, indem sie Leute von Geschmack wer-

werden wollen. — — O! tändelhafte Zeiten!

9) Klotz *de verecundia Virgilii.*

Ein sehr lehrreiches Werkchen! — Wer verlanget es denn zu wissen, ob der Herr Virgil schamhaftig oder züchtig gewesen sey, oder nicht? Oder, woher wissen Sie denn dieses, mein Herr Klotz! da doch ein so langer Zeitraum zwischen uns und dem Virgil verflossen ist? Hat uns etwan die Geschichte davon etwas hinterlassen? Ich weiß von nichts. — Ja, seine Schriften bezeugen es. — Ey die bezeugen auch wol das Gegentheil. — Doch, wenn auch dieses nicht wäre. — Von den Schriften eines Verfassers auf seine Sitten, und so umgekehrt zu schliessen, ist gewiß ein sehr trüglicher und mißlicher Schluß. Die Erfahrung lehret zu unsern Zeiten leider! tag-täglich das Gegentheil. Sie, Herr Klotz, bezeugen ja durch ihr Beyspiel selbst das Gegentheil. Wenn man einige ihrer Schriften, und besonders die Vorrede zu dem 1766ten Jahrgange der Hallischen gelehrten Zeitungen, wie auch den Aufsatz in dem 23ten St. des Hamb. Korresp. vom J. 1769. im gel. Art. an den Herrn Wittenberg, ihren Busemsfreund, liesset, so sollte man denken, daß sie kein Wasser je betrübet, oder, daß sie gar keinen Gefallen an gelehrten Zänkereyen, an ungeziemender und anzüglicher Schreibart hätten; da Sie doch, wie aus Ihren vielen, so ungesitteten als schmähsüchtigen Recensionen, wie auch aus Ihren übrigen kritischen Hader- und Lästerschriften zu ersehen ist, der

Bescheidenheit und Höflichkeit schon längst gute Nacht gegeben haben, und gerade eben derjenige sind, der dergleichen grobe, niederträchtige, und in aller Absicht strafbare Schreibart in die heutige Kritik zuerst eingeführet hat. — Wie? wenn sich jemand nun dereinst in den Sinn kommen lassen wollte, aus den angezogenen wenigen Stellen Ihre Vertheidigung zu übernehmen, und einen Traktat de urbanitate et verecundia Klotzii, zu schreiben; wie jämmerlich würde nicht die Nachwelt dadurch betrogen, und der Verfasser dadurch zum offenbaren Lügner werden! — Sehen Sie, mein Herr Klotz! so verhält es sich auch mit Ihrem gedachten Werkchen, de verecundia Virgilii. — O! wären Sie doch damit zu Hause geblieben! — Eben eine solche Beschaffenheit hat es

10) mit Ihren *vindiciis Horatii Flacci*. — Man lasse doch diesen alten Patriarchen gemacht und geschrieben haben, was er will, man mag ihm dieses oder jenes vorwerfen oder vorgeworfen haben, was man nur will; was ist der gelehrten Welt daran gelegen? Die Wahrheit wird doch wegen eines so entfernten Zeitalters niemals recht an den Tag kommen, und daher Ihre unternommene Vertheidigung allezeit eine so unnütze als ungewisse Sache bleiben. Und wenn denn auch die Wahrheit einigermassen heraus gebracht werden könnte, so entstehet hiebey die Frage: ob es nicht dessen ungeachtet ein Streit de lana caprina ist? Mich deucht immer, der Gegenstand ist zu geringfügig

fügig und unbeträchtlich, als daß er einer solchen mühsamen und ängstlichen Untersuchung würdig seyn sollte.

Aesthetische Pralereyen.

I.

Daß die Wissenschaften die Sitten feiner, weicher und geschmeidiger machen, ist ein von den Weltweisen, Sittenlehrern und Schriftstellern als unumstößlich angenommener Satz, welcher aber zu unsern Zeiten gar sehr seinen Abfall leidet. Demuth, Bescheidenheit, Höflichkeit und Mäßigung sind solche Eigenschaften, die man aus obigem Grunde vorzüglich in dem gelehrten Stande suchen und antreffen müßte, wenn auch dieselben gleich aus allen andern Ständen verbannet und, so zu sagen, von dem Erdboden gänzlich vertrieben seyn sollten. Allein die Erfahrung lehret leider! zu unsern Zeiten gerade das Gegentheil; besonders bey unsern so genannten schönen und witzigen Geistern, bey den Kunstrichtern und überhaupt bey denenjenigen, welche vorzüglich aus den freyen Künsten und schönen Wissenschaften ihr Hauptwerk machen. An Statt der Demuth ist Hochmuth und Pralerey, an Statt der Bescheidenheit, Ungezogenheit, an Statt der Höflichkeit,

Grobheit, und an Statt der Mäßigung, Stolz und Ungebundenheit eingekehret; und bey nahe sollte man glauben, daß obiger Lehrsatz nunmehro seine Anwendung gänzlich verloren habe. — Unser Wissen ist Stückwerk — Diese biblische Wahrheit sollten vornemlich die Gelehrten beherzigen. Das würde sie nicht nur an ihre eigene Unvollkommenheit erinnern, sondern sie würden auch dadurch um so eher im Stande seyn, die Demuth, diese einem Gelehrten so nothwendige Tugend, selbst auszuüben, und, wie es ohnedieß ihre Pflicht erfordert, dadurch andern, und besonders Ungelehrten, ein gutes Beyspiel zu geben. — Aber wie wenig wird dieses von unsern heutigen Gelehrten, vornemlich von den so genannten schönen und witzigen Geistern, Dichtern, Aesthetikern und Kunstrichtern beobachtet! Was für ein stolzes, aufgeblasenes und hochmüthiges Wesen herrschet nicht sowol in ihrem Betragen, als in ihren Schriften, besonders, wenn von den Vorzügen ihrer neumodischen Lieblingswissenschaften die Rede ist! Was für übertriebene Pralereyen und Großsprechereyen machen sie nicht von dieser und jener öfters ganz entbehrlichen, oder doch ziemlich unerheblichen Sache, nicht anders, als wenn dazu göttliche Eigenschaften und Einsichten erfordert würden! Wenn man es aber recht bey Lichte besiehet, so heißt es mehrentheils: parturiunt montes &c. Zum Beyspiele soll uns jetzt des Plinius Naturgeschichte dienen. Wenn wir von der schönen lateinischen Schreibart abstrahiren, was

für

für unzählige Fabeln, Hirngespinste, abergläubische Legenden und Unwahrheiten sind nicht darinnen enthalten! Gleichwol wird in des Herrn Gatterers historischer Bibliothek (*) ein solches unerträgliches Aufheben davon gemacht, daß man nicht anders glauben sollte, als daß uns darinnen göttliche Offenbarungen aufbehalten wären. Unter andern wird gesagt, daß derjenige, welcher das so genannte unsterbliche Werk des Plinius heraus geben wollte, ein Kenner der ganzen Natur seyn müsse ꝛc. Das lasse ich mir gepralet seyn! — Im Grunde ist dadurch eben so viel gesaget, als daß die Herausgabe des Plinius für Menschen eine ganz unmögliche Sache sey. — Denn man sage mir doch, wo ein solcher Kenner der ganzen Natur anzutreffen ist? Quantum est, quod nescimus! — O, ihr armen Erdenklöße!

2.

Wir haben heute zu Tage bekanntermaßen keine Geschichtschreiber mehr, sondern lauter Schilderer, Charakteristen. Die historischen Schriften unserer witzigen Genies sind dergestalt mit Schilderungen, Betrachtungen, Charakteren, und andern blumigten Zierrathen durchwebet, daß es beynahe unmöglich ist, die eigentliche Geschichte von dem Wuste der Gedanken, Betrachtungen, Folgerungen und Einfälle der Schrift-

(*) Im 2 Bande 331 S.

steller zu unterscheiden; zumal, da es nicht mehr Mode ist, die Quellen anzuzeigen. Diese Sucht scheinet nun einmal fast allgemein geworden zu seyn, und wird schwerlich anders, als durch die Länge der Zeit, welcher alle Moden, und also auch diese, unterliegen müssen, geheilet werden können. Möchten doch unsere witzigen Herren schildern, so viel sie wollen, die Geschichte wird dennoch Geschichte bleiben, und die Nachwelt wird unsere ehrlichen alten unästhetischen Geschichtschreiber immer zu rechter Zeit wieder hervor suchen, wenn der ganze Plunder unsrer heutigen schildermäßigen Geschichtschreiber und Schriftsteller schon längst zu ihrem Ursprunge, in ihr Nichts zurück gekehret ist. Man gönnete unsern Herren Witzlingen und Schilderern gar gerne ihre Freude, nur sollten sie nicht mit einer so stolzen und pralhaften Mine von sich und ihrer so überflüßigen als tändelhaften Kunst sprechen. Denn jedermann weiß es doch ohnedieß schon, daß es weiter nichts, als leere und formelmäßige Ausdrücke ohne Gedanken sind. Auch ihr Pralen und Aufschneiden könnte man ihnen zu Gute halten, so lange sie noch in menschlichen Schranken stehen bleiben. Aber daß sie so gar anfangen, sich und ihren Kunstgenossen solche Eigenschaften beyzulegen, die nur dem höchsten Wesen eigen sind, das ist doch beynahe unausstehlich und höchst ekelhaft zu lesen; ja ein Beginnen, das von Rechts wegen nicht ungeahndet bleiben sollte. Ein Beyspiel macht die Sache deutlicher. In keiner Schrift gibt man sich mehr Mühe, die schildernde Schreibart

art in der Geschichte anzupreisen, als in des Herrn Gatterers historischer Bibliothek; und wer ein rechtes Muster von einer übertriebenen Lobeserhebung dieser unerheblichen Kunst lesen will, den verweise ich auf den 3ten Band, 216 und 217 S. Ich würde dem Recensenten auch dieses gar gerne vergeben, und mit der heutigen Mode aus christlicher Liebe entschuldiget haben; allein wenn es daselbst unter andern heißt:

» Hier wird ein Philibert (welcher die Schweizerische Geschichte schildermäßig beschrieben
» hat) Wunder thun ꝛc.

so wird es mir derselbe nicht übel nehmen, wenn ich solches für eine Art von Gotteslästerung halte, es mag im Spaß oder im Ernst geschrieben seyn. Auch der Einwand, daß dieses nur uneigentlicher, ästhetischer und oratorischer Weise zu verstehen sey, kann hier keine Entschuldigung abgeben. GOtt ist zu heilig und zu gerecht, als daß er solchen Stolz, Uebermuth und Leichtsinn an seinem Geschöpfe gleichgültig ansehen sollte. — — Irret nicht, GOtt läßt sich nicht spotten. — Wir haben Mosen und die Propheten, und bedürfen keiner Wunderwerke. — Was — ruft mir der Aesthetiker, der Witzling entgegen, gehet mich das an, du kömmst mit deiner Sittenlehre 50 Jahre zu spät! Weißt du denn nicht, daß ein schöner Geist und ein Schöpfer gleichgültige Wörter sind? Sollte also ein schöpferisches Genie nicht die Kraft haben, Wunder zu thun? — — Gut — worinn bestehen denn eure Wunder? etwan darinn,

daß ihr vermöge eurer Schilderungskunst aus einem Tyrannen einen guten Regenten, aus einem Bösewicht einen redlichen Mann, aus einem Ungläubigen einen Mann von Talenten, und so umgekehrt, oder eine nicht geschehene Sache als geschehen, und eine geschehene als nicht geschehen machen und schildern könnet? — Ey, wenn dem so ist, wenn ihr es also verstehet — Glück zu, ihr Wundermacher! — Ich habe nichts dawider. — —

3.

Immerhin mögen sich unsere so genannten Genies und schönen Geister auf ihre vermeynten Wunderwerke einbilden, so viel sie wollen; es sind doch nur Worte ohne Bedeutung, ästhetische Wunder, die wie ein Irrwisch von ferne zwar einem Lichte ähnlich sehen, die aber, je näher man ihnen kömmt, desto unmerklicher werden, und ehe man sichs versiehet, aus dem Gesichte der Menschen verschwinden, da sie kaum entstanden sind; die, wenn es aufs höchste kömmt, die Dauer ihrer Kunst, der Aesthetik selbst, erreichen, und mit derselben binnen kurzer Zeit, wenn diese aus der Mode gekommen seyn wird, wieder untergehen müssen. — Allein wenn im 3ten Bande der gedachten historischen Bibliothek des Herrn Gatterer a. d. 34 S. so gar behauptet wird,

„ daß ein Geschichtschreiber sich und seine Leser
„ durch eine Nachahmung auf gewisse Art der
„ Gottheit nähere, in deren Verstande nichts
„ vergangenes, nichts zukünftiges, sondern alles

„ gegen-

„gegenwärtig, nichts abstraktes, sondern alles „individuell, alles anschauende Erkenntniß sey; so mache ich aus Verdruß und gerechtem Eifer über solche kühne, unerträgliche und strafbare Pralerey das Buch zu, und rufe mit der ganzen christlichen Kirche aus: o! ihr Herren Aesthetiker, ihr Herren Schönfärber, euer Verstand und euer Witz macht euch rasend! Geschwind zum Doktor und Barbirer, 50 Unzen Blut weg, oder die Nervenentzündung ist unvermeidlich. — Bey meiner Treu, ich weiß doch auch ein wenig, wie hoch ein ehrlicher Kerl allenfalls steigen kann; allein, was zu viel ist, das ist zu viel.

4.

Doch bey nahe wird es gar zu toll. — — Man gehet nunmehro so weit, daß man so gar des Montesquieu l'esprit des loix, dieses blos aus witzigen Einfällen, Betrachtungen und Raisonnements, sonderbaren Meynungen und kühnen Muthmaßungen, ohne die gehörige juristische und philosophische Kenntniß, und ohne die erforderlichen Gründe, zusammen gewebtes, ziemlich entbehrliches Werklein, mit dem Mosaischen Gesetzbuche verglichen wissen will; wie solches der Herr Doktor und Professor Leß zu Göttingen, für den ich sonst alle gebührende Hochachtung habe, in seinem Beweis der Wahrheit der christlichen Religion, Göttingen 1768. gewunschen hat. (*)

(*) S. Hallische gel. Zeit. 1768. 95 St. 759 S. wo diesem Wunsche, wie leicht zu erachten ist, beygetreten wird.

Die weise, undurchdringliche, und aus dem unendlichen Rathe und Willen GOttes herrührende Absicht und Einrichtung mit dem schwachen, seltsamen und überwitzigen System eines Menschen, eines Witzlings zusammen zu halten, ist das nicht eben so viel, als wenn ich Christum mit dem Belial zu vergleichen mich erdreuste? — Was für ein überkühnes und strafbares Unternehmen ist das nicht von unsern jetzigen Gelehrten, die einem elenden und seichten Montesquieu dadurch implicite göttliche Eigenschaften zugestehen! Wie soll da die Ehrfurcht für das höchste Wesen bestehen, wenn man einem zerbrochenen Rohrstab solche Einsichten und Verdienste zutrauet! — Kloget mit mir, ihr Christen! ihr habt es Ursache, und beseufzet den Verfall eurer Religion, der nothwendig daraus entstehen muß! Was soll endlich noch daraus werden? Mein Verstand stehet bey nahe still! — — Wenn ein Klotz, Hausen, Basedow, Jakobi, Mendelsohn, und andere witzige Spötter dergleichen gewünschet und geschrieben hätten, so würde es noch zu ertragen seyn. Ihr transitorischer Ausspruch hat wenig zu bedeuten. Allein ein Leß, ein Doktor und Professor der Gottesgelahrheit, auch Universitätsprediger, dieser gesetzte, ehrwürdige und ernsthafte Mann — — Das ist doch ganz ausserordentlich paradox, und höchstbeklagenswürdig. — — Geschiehet dieses am grünen Holze, was will am dürren nicht geschehen. Hier lege ich die Hand auf den Mund.

§.

Wenn unsere Herren Witzlinge keinen weitern Stoff zu Pralereyen ausfindig zu machen wissen, so müssen die Alten ihnen solchen hergeben. Durch die Alten verstehen sie schlechtweg die alten Griechischen u. Römischen Schriftsteller. Die Alten zu kennen, und ein grosser, schöpferischer, göttlicher Geist zu seyn, das sind bey ihnen gleichgeltende Redensarten. Wer aber die Alten nicht kennet, ist, nach ihrer Sprache, ein Duns, ein einfältiger Kopf, ein elender Scribent. Im Grunde betrachtet, ist es weiter nichts, als ein Blendwerk, wohinter sie ihre eigene Schwäche vor den Unwissenden zu verbergen suchen. Es ist also kein Wunder, daß sie sich auf solchen Alterthumskram so viel zu Gute thun, und so große Pralereyen von ihrer gerühmten Kunst ausposaunen. Unter andern heisset es im 3ten Bande der Gattererischen historischen Bibliothek, bey Gelegenheit, da das Schulmagazin ꝛc. recensiret wird, a. d. 325 S. also:

„Man muß nie beym allgemeinen bleiben, nicht „nur aus dem System moralisiren, sondern das „Herz treffen, zugleich aber den Verstand überzeugen. Den Schlüssel zu dieser Kunst haben „die Alten. — — Diese, (nemlich die Alten) studire man, um mit einer vollkommenen Kenntniß der Welt aus der Geschichte aller Zeiten mit einem durchbohrenden Blick in „alle Winkel und Falten des menschlichen Herzens, und mit der schärfsten Beurtheilungskraft,

„kraft, gleich einem Plutarch, Sittengemähl„de zu charakterisiren — —

Das lasse ich mir einen durchdringenden Blick seyn, der bohren kann. Ohne Zweifel hat ein guter Tubus dazu gehöret, um die Winkel und Falten auch andere verborgene Gemächer des menschlichen Herzens zu durchforschen. Bey uns wissen wir jetzt von diesen Bohrern nichts. Wenige Herren Aesthetiker besitzen dergleichen nur als eine Seltenheit in ihrem Antiquitätengemach. — Schade, daß die Bohrfabriken nicht mehr in solchem Stande sind, als bey den Alten; ewig Schade, daß diese Kunst beynahe verloren gegangen ist, oder doch vermuthlich binnen kurzen ganz verloren gehen muß; weil nur noch so wenig Bohrer übrig sind, die sich nothwendigerweise endlich auch abnutzen, und dadurch der Bohrkunst selbst, weil sie anjetzt so stark getrieben wird, ihre Endschaft geben werden. — Was für Pralereyen! — Den Schlüssel und das Schloß wäre ich doch begierig zu sehen. — Sollten sie in so langer Zeit nicht verrostet seyn? — — O! glückliche, beneidenswürdige Schlösserkunst! — Scheinet es doch beynahe, als wenn wir zu unsern Zeiten die wahre Weisheit, ohne die alten Schriftsteller gar nicht erkennen könnten, sondern, daß solche vielmehr einzig und allein nur bey den Alten anzutreffen wäre! Ist denn nichts gut, schön, gründlich, als was die Alten geschrieben, vorgenommen und uns hinterlassen haben? — Wie stimmet aber das mit unsern heutigen so gerühmten aufgeklär-

klärten Zeiten und mit den auf ihren höchsten Gipfel gestiegenen Wissenschaften überein? Ist das nicht ein offenbarer Widerspruch? Eines muß nothwendig erlogen seyn. — Soll ich aber meine Meynung aufrichtig entdecken, so ist alles beydes nicht wahr. — Worte, Pralereyen, weiter nichts. Man erwähle sich immerhin die Alten zum Muster, man wird dadurch eben so wenig ein anderer Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Ernesti, Schurzfleisch, Konring ꝛc. werden, als wenn man alle unsere so genannten Genies und grossen Geister vom Anfange bis zum Ende durch und durch studiret, und sie, so zu sagen, in succum & sanguinem eingesogen hat. — Schöne Moral, wo das Christenthum nicht zu Hülfe kömmt! Die Erfahrung lehret leider! mehr als zur Gnüge, daß die Alten nichts weniger, als gute, thätige Moralisten gewesen sind. Das Christenthum nur allein ist vermögend, dergleichen hervor zu bringen. Wir wissen ja aus der Geschichte, daß die Alten, ihrer gleißnerischen und ästhetischen Moral ungeachtet, dennoch die grössesten Barbaren waren. Was für Grausamkeit übten sie nicht im Kriege, wie auch gegen die Gefangenen und Sklaven aus! Die Kämpfe der Menschen mit wilden Thieren, die ganz unmenschlichen und mehr als viehischen Schwelgereyen, Unzüchtigkeiten und Ausschweifungen bey ihren Luperkalien, Bachanalien und andern Festen der Wollust, so gar in ihren Tempeln, dergleichen und anderer Unfläthereyen sich selbst die grössesten Philosophen und Sittenrichter

theil-

theilhaftig machten, legen das klåreste Zeugniß davon ab. — Bleibet doch zu Hause mit eurer so gerühmten Weisheitskunst der Alten, ihr Herren Schönfärber! Es ist und bleibet doch nur eine heidnische Moral. Bietet uns das Christenthum keine andere Gründe und Hülfsmittel dazu dar, o! so werden wir nimmermehr zu einer ächten Sittenlehre gelangen, wenn wir auch gleich die alten Moralisten ganz auswendig gelernet hätten, und in der Sittenmahlerey der Alten, wie z. B. die nackte Venus, den geilen Pan, den unzüchtigen Priap, ästhetisch vorzustellen, noch so erfahren wären. — Auch mit eurem Plutarch werdet ihr wenig Ehre einlegen. — Der hat nur gemahlet und geschrieben, wie seine Helden hätten seyn sollen oder können, nicht aber, wie sie gewesen sind. — Er ist, wie die mehresten Alten, ein Fabelhans und Schilderer, er wird es auch wol bleiben.

6.

Mit menschlichen Einsichten und Eigenschaften sind unsere so genannten grossen Genies schon lange nicht mehr zufrieden gewesen, sie haben auch schon, wie aus unterschiedlichen vorhin hier beygebrachten Beyspielen erhellet, in die göttlichen Reservaten und Vorrechte Eingriffe gethan. Eine Kenntniß der ganzen Natur, Wunder, die Herzen durchbohrende Blicke — Das ist noch nicht genug. — Auch die Allwissenheit suchen sie sich zuzueignen. So sagt z. B. der theure Klotz

im

im 33 St. der Hall. gel. Zeit. 1759. 258 S. wo des Lepicie kritisches Verzeichniß der Gemählde des Königes in Frankreich, aus dem Französischen übersetzt, und mit einer Vorrede von ihm versehen angezeiget und, wie der Stief- und Pflegevätterlichen oder Vormundschaftlichen Liebe nach, leicht zu erachten ist, sehr erhoben wird, unter andern:

„der Verfasser wisse den Gedanken der Künstler nachzuspüren ꝛc.

Es fehlet nichts mehr, als daß er das Wort erforschen, welches ohne Zweifel durch das nachspüren gemeynet seyn wird, noch hinzugefüget hat. — Unnütze Beschäftigung! Man spüre so lange nach, wie man will, man wird doch nie auf den rechten Grund kommen, wenn uns die Geschichte nicht davon etwas aufbehalten hat. — Sollte aber, wie es wahrscheinlich ist, durch diesen Ausdruck gar so viel verstanden werden, daß unsere so genannten grossen Genies, vermöge der sich beygelegten schöpferischen Kraft, eigentlich wahrsagen, und die Gedanken der Künstler ohne Quellen und Gewähr wirklich angeben könnten; auf was für eine verwegene, strafbare und verdammliche Pralerey würde das nicht hinaus laufen? Hieße es nicht offenbar auf die Allwissenheit, diese blos göttliche Eigenschaft, Anspruch gemacht, wenn ich das erforschen will, was der Künstler bey Verfertigung des Stücks gedacht hat? — Wozu soll denn anders das Nachspüren helfen, wenn ich nicht die Meynung habe, etwas zu erforschen? Ist aber diese Meynung, dieses Wollen nicht schon eine

Art

Art von Kühnheit, von Frevelmuth, von Versündigung gegen das höchste Wesen? — Ja, so wähnt vielleicht ein unästhetischer Sterblicher mit unheiligen Händen und unerleuchteten Sinnen, der das Göttliche der Kunst nicht einzusehen vermag; für ein grosses und schöpferisches Genie, das in die göttlichen Eigenschaften hinein zu schauen gewohnt ist, würde das aber zu niedrig und zu sklavisch gedacht seyn. — Sehet, was für erhabene Eigenschaften uns die Kenntniß der Kunstwerke gewähret! Glück zu, ihr Herren Allwisser! Weissaget mir doch, was es damals für Wetter gewesen ist, oder was der Künstler bey Verfertigung des Kunststücks gegessen und getrunken habe? Einem Allwisser muß dieses ja was leichtes seyn. Wer jenes weiß, kann dieses auch wissen. — Doch, wie verstummet ihr! — Wartet ein wenig — Ich will euch besser sagen, was der Künstler dabey gedacht habe? Er dachte: wenn das Stück doch nur erst fertig wäre, damit ich ein Stück Geld bekäme. — Mich hungert und dürstet. — Ich werde sodann auf den Weinkeller gehen — und desgleichen. — — Merket ihr nun, daß es auch möglich sey, ein Allwisser zu werden, ohne ein Aesthetiker, ein schöner Geist zu seyn? —

7.

Wie schwer hielt es nicht in vorigen Zeiten berühmt zu werden! Zu unsern Zeiten aber ist nichts leichter als dieses. — Ein Witzling darf nur ein einziges Werklein geschrie-

schrieben haben, das den Beyfall seiner Mitgenossen erhalten hat, so bald beeifern sich unsere witzigen Kunstrichter um die Wette, seine Verdienste bis in den Himmel zu erheben, und ihn den grössesten Lichtern in der gelehrten Welt, die jemals gelebet haben, an die Seite zu setzen. Man muß in der That erstaunen, wie geschwind es damit zugehe, einen grossen Namen zu erlangen; und es ist nichts seltenes, daß wir öfters denjenigen, den wir gestern kaum dem Namen nach kenneten, heute schon auf einer der höchsten Stuffen, nahe am Throne des Apollo im Tempel des ewigen Nachruhms sitzen sehen. Es trift hier mit Wahrheit ein, was Kanitz singet:

— — „Der Reichthum wird verschwendet,
„Und manchem Leib und Seel' um die Gebühr verpfändet,
„Daß die Unsterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
„Der als ein Erdenschwamm sich kaum hervor gethan. — —

Man untersuchet weder Gründlichkeit noch Nutzen und Nothwendigkeit der Schrift, man läßt sich unbekümmert, ob sie aus des Verfassers eigenen Gedanken und Erfindungen hergeflossen, ob sie auch etwas Neues in sich halte, oder ob sie vielmehr mit einiger Abänderung und neusüchtiger Umkleidung, wie es fast durchgängig geschiehet, aus andern genommen sey? Wenn nur das Werk-

lein in einer schönen, blendenden neumodischen Schreibart geschrieben ist. Für Beyfall, Lob und Ehre darf er gar nicht sorgen; sein Name ist bereits im Tempel des ewigen Nachruhms angeschrieben, und ihm die Unsterblichkeit als sein Eigenthum eben so gewiß zugetheilet, als es Feder, Tinte und Papier, wie auch gesunde Hände und Finger waren, womit er das unsterbliche Werk zu Stande brachte. Aber wol zu verstehen, daß es nur eine ästhetische Unsterblichkeit ist, die sich nur auf 20 Jahre, als so lange ohngefehr diese ästhetische Mode dauren möchte, erstrecket. —

Kein Jahrhundert kann wol so viele grosse Leute, so viele herrliche oder so genannte beste Köpfe aufzeigen, als unser jetziges, besonders seit zehen bis funfzehen Jahren. Wer wollte also im mindesten noch daran zweifeln, daß wir in aufgeklärten Zeiten leben! Wer sich solche unheilige Gedanken einfallen lassen wollte, der würde nicht werth seyn, daß er im 18ten Jahrhunderte gelebet hätte; ein Fluch, der alle Verwünschungen übertrift! Doch, man verzeihe mir, wenn ich immer noch ein wenig unglaubig bin. Wer kann sein Temperament ändern! Man verdamme mich und meinen Zweifelmuth, wie man will! Das Wollen und der Vorsatz ist wol da, aber nicht das Vollbringen. — Ich glaube immer noch, es müsse doch wol ein Unterschied gemachet werden unter einem großen Gelehrten, und unter einem so genannten Genie, einem Gelehrten nach dem Geschmack, oder schönen witzigen Geist;

und

und ich werde mich auch so bald nicht überreden lassen, daß man ohne die gehörigen Verdienste, Einsichten und Fähigkeiten auf einmal, und, so zu sagen, aus dem Stegereife, ein berühmter Mann werden könne. Neue Wahrheiten und Systeme zu erfinden, neue Entdeckungen im Reiche der Gelehrsamkeit zu machen, gründliche Erfahrung zu haben, die Ehre GOttes gegen die Feinde und Spötter der christlichen Religion erhaben und freymüthig zu vertheidigen, die Laster und Thorheiten gründlich zu bestreiten, und überhaupt solche Werke zu schreiben, wodurch die Einsichten und der allgemeine Nutzen der gelehrten Mitbürger, und dadurch zugleich das Heil seiner Nebenmenschen verbessert und befördert werden kann; das und andere mehr sind ohngefehr diejenigen Stücke, welche eigentlich das wahre Verdienst eines Gelehrten ausmachen. Wie selten trift man aber dergleichen bey unseren heutigen so genannten grossen Geistern und besten Köpfen an! Werke des Witzes dienen allenfalls zum angenehmen Zeitvertreib, zum Vergnügen müßiger und unarbeitsamer Köpfe: aber, wie geringe ist der Nutzen davon auf das allgemeine Wol der Menschen! Und was für ein schwaches, unerhebliches Verdienst ist es also nicht für einen Gelehrten, sich in Werken des Witzes hervor zu thun! Will man einen solchen Witzling zu einem großen berühmten Mann machen, und ihn, so zu sagen, um einer einzigen witzigen Schrift willen vergöttern, was für ein Ruhm, was für eine Benennung soll denn für einen Wolf, Leibnitz,

Neuton, Konring ꝛc. übrig bleiben? — Es sind ästhetische, windige Pralereyen, weiter nichts. — —

Was für eine unerhörte Praleren, was für eine niederträchtige Schmeichelen ist es also nicht, wenn der Herr Riedel, welcher, wenn er erst zu reiferen Jahren und mehrerer Erfahrung gekommen seyn wird, immer noch ein guter Kunstrichter werden kann, im 2ten Bande seiner so genannten philosophischen Bibliothek so gar den Moses Mendelsohn, wegen seines Phädon, dieser bekannten bloß witzigen und aus andern, mit neumodischer Veränderung und Umschmelzung zusammen gestoppelten Schrift, mit dem Plato vergleichen will! Ich bedaure in der That den Herrn Riedel, der unter allen unseren heutigen witzigen Kunstrichtern immer noch eine so gute Hofnung eines künftigen gesetzten Gelehrten, und unpartheyischen Kunstrichters von sich äusert, und sich, wie es scheinet, seit einiger Zeit von einer gewissen ungesitteten und niederträchtigen Kritikerzunft abgesondert hat, daß er sich durch die Mode unsers gaukelhaften Zeitalters zu einem, seiner Achtung so verkleinerlichen und nachtheiligen Schritte, hat verleiten lassen. — Plato und Moses Mendelsohn — was für ein ungeheurer Absprung, was für ein seltsamer Kontrast! Aus Verdruß legte ich das Buch aus der Hand, worinnen ich doch sonst so gerne las, und wünschte nichts mehr, als daß Herr Riedel solche Recension nie geschrieben haben möchte. — —

Ein

Ein gewisser Recensent (*) hat daher vollkommen Recht, wenn er sich über solche unzeitige und unschickliche Vergleichung also ausdrückt:

„Es ist uns besonders unerträglich vorgekom„men, den Herrn Moses mit dem Plato ver„glichen zu sehen. Gesetzt, die Schreibart des „Herrn Moses von philosophischen Sachen ist „noch so schön, weil man es doch einmal so ha„ben will; was kann denn um des Himmels „willen für eine Vergleichung seyn zwischen ei„nem alten Weltweisen, der ein eigenes System „erfunden hat, und einem Schriftsteller, der „nichts weiter thut, als daß er über bekannte „Sätze aus der Baumgartischen Metaphysik „eine Brühe giesset?

Gewiß ein zwar kleines aber sehr treffendes Gemählde von den Mendelsohnischen Verdiensten; und ich unterschreibe das Urtheil um so williger, weil ich in langer Zeit kein richtigeres, zuverläßigeres und unparteyischeres über dergleichen witzige Schriftsteller gelesen habe. — Da siehet man, was für ein Unterschied sey zwischen den Gedanken und dem Urtheil eines von Vorurtheilen befreyeten Geistes, und zwischen dem Urtheil und dem voreiligen Geschwätz eines durch den ästhetischen Mo-

(*) In dem 42. St. der Hamb. Nachr. aus dem R. d. Gel. 1769. 357. u. ff. SS. wo das 2te St. der Riedelischen Bibliothek recensiret, und, ausser der gedachten Stelle, gelobet wird.

deschimmer geblendeten witzigen Kunstrichters! — Ich glaube doch nimmermehr, daß der Herr Moses sich durch solches schmeichelhafte Lob werde verführen lassen, auf die Stelle neben dem Vater Plato im Tempel des Ruhms einen Anspruch zu machen? — Man ist daselbst gewohnt, etwas scharf nach der Legitimation zu fragen, und das gewöhnliche examen rigorosum, diese verzweifelte Pedanterey, und noch dazu in lateinischer und Griechischer Sprache; wenn nur diese und die verdammten Schlüsse nicht wären! — Doch ich traue ihm in der That mehr Demuth zu, als seinen Lobrednern; weil er von seinen eigenen Fähigkeiten am besten überzeuget seyn muß. — Soll ich ihm wolmeynend rathen, so entferne er sich ja nicht von der Gesellschaft unserer heutigen populären Philosophen, denen im Vorhof des Tempels ihr Aufenthalt um deswillen angewiesen ist, damit sie die Stiegen des Tempels rein halten können. — Denn jene Stelle neben dem Plato ist ohnedieß schon längst besetzt, und es wird auch im Tempel schwerlich ein Plätzchen für ihn übrig bleiben.

Ueber=

Ueberflüßige gelehrte Fragen.

1.

Es ist seit einiger Zeit unter den Gelehrten sehr zur Mode geworden, allerhand gelehrte Fragen zu thun, die sich theils von selbst beantworten, theils aber von solcher Beschaffenheit sind, daß an deren Beantwortung der gelehrten Welt eben so viel und öfters noch weniger gelegen ist, als an der Untersuchung, ob Adam aus einem rothen oder schwarzen Erdenkloße geschaffen sey? ob Kayser Heinrich, der Vogler, in der Schlacht bey Merseburg mit den Hunnen einen schwarzen oder weissen Hengst geritten habe? und dergleichen mehr. Die Ursache von dieser Mode ist leicht einzusehen. Fragen ist ja allezeit viel leichter, als antworten und erörtern; und dergleichen Fragen geben doch noch immer eine gute Gelegenheit ab, zuweilen ein unnützes Buch mehr zu schreiben. Und wenn kein anderer unsere unnützen Fragen beantworten will, so beantwortet man sie selber. — Sehet, wieder neuer Stoff, die gelehrte Welt mit einem überflüßigen Werklein zu beschenken; belästigen, wollte ich sagen! Ueberdieß sucht man sich dadurch das Ansehen eines tiefdenkenden und aufmerksamen Gelehrten zu geben, und den Ruhm bey Kurzsichtigen davon zu tragen, daß man die Verbesserung der

Wissenschaften, durch Berichtigung solcher vermeyntlichen gemeinnützigen Fragen, einzig und allein zu befördern suche, und keinen Satz, keinen Fall und Zweifel im Reiche der Gelehrsamkeit unbemerket und unerörtert vorbey gehen lassen könne. Im Grunde sind es weiter nichts als Quisquilien, Untersuchungen de lana caprina, Fragen, die niemand wissen will, die sich von selbst auflösen, oder deren Beantwortung schon längst vor der Frage ihre Wirklichkeit und Daseyn gehabt hat.

So wirft z. B. Alembert in seinen melanges de literature, d'histoire, et de philosophie die Frage auf:

„ob die Inschriften in Französischer oder Lateinischer Sprache zu machen sind?

und beantworte sie also:

„in derjenigen Sprache, welche die in der Aufschrift auszudrückende Nachricht am kürzesten „anzeiget. (*)

Und was ist das für eine Sprache? Die lateinische Sprache. Da haben wirs. — Gewiß ein sehr gründlicher Ausspruch, eine sehr triftige Bewegursache! — Also werden wir künftig wol die Inschriften in Chinesischer, Hebräischer oder gar Runischer Sprache machen müssen? Denn diese sind doch in der That viel kürzer, als die lateinische

(*) S. das 23. St. der Hallischen gel. Zeit. 1768. 178. S.

sche Sprache. — Im Ernste wollte ich die Runische hierzu wol am allergeschicktesten halten. Wer die alten Runensteine einigermaßen kennet, der wird mir nicht nur hierinnen vollkommenen Beyfall geben, sondern auch mit Recht die ganz auserordentliche und doch nachdrückliche Kürze dieser Sprache mit mir bewundern müssen. — Was sollte uns also abhalten, künftig die Runische Sprache auf Inschriften und Denkmälern einzuführen? Die Runische ist die kürzeste. — Ich habe die eigene Antwort des Herrn Alemberts, eines so grossen Geistes für mich, dem wird man doch nicht widersprechen? — — Freylich, mein lieber Herr Alembert! an die Runische Sprache haben Sie wol niemals gedacht, weil Ihnen diese vielleicht kaum dem Namen nach bekannt ist. Allein das schadet nichts. Sie haben Sich mit Ihrer eigenen Antwort geschlagen, und mir dadurch im voraus schon Recht gegeben. Es soll die Runische seyn. Ja es soll — —

Doch warum nicht lieber in der Landessprache, theurer Mecänat! Ich dächte, das wäre wol die vernünftigste Antwort, die aus der Natur der Sache selbst herfließet! — Inschriften und Aufschriften dienen nicht allein zu einem Beweise und einer Nachricht von dieser und jener Person oder geschehenen merkwürdigen Sache, sondern die Nachwelt soll auch dadurch zugleich von dem Geschmack, von der Eigenschaft, den Sitten, Gewohnheiten und der Beschaffenheit der Wissenschaften desjenigen Volks, von dem die In-

schriften herrühren, vornemlich aber von der Art, der Eigenschaft, der Güte und dem Werthe der Landessprache unterrichtet werden. Wie kann aber dieses geschehen, wenn ich die Denkmäler in einer fremden Sprache hinterlasse? Es ist gewiß eben ein so seltsames Beginnen, als die zu unsern Zeiten eingerichtete Thorheit, das Bildniß unserer Regenten in Römischer Tracht, und mit lateinischer Inschrift auf Deutschen Münzen zu prägen. — Wie leicht kann es sich nach Verlauf einiger 100 bis 1000 Jahre nicht zutragen, daß jemand, der kein sonderlicher Münzkenner ist, eine solche Deutsche Münze, wenn die Jahrzahl und andere Unterscheidungszeichen etwan unkenntbar geworden sind, für eine ausländische und Römische ansiehet, oder wenigstens in Zweifel geräth, wofür er sie halten soll! — Gewiß, ein solches thörichtes Beginnen kann der Nachkommenschaft unmöglich einen vortheilhaften Begriff von dem Geschmack und der Beschaffenheit der Wissenschaften in den jetzigen Zeiten beybringen! — Wo bleibt vollends der Patriotismus, diese zur wahren Größe und Ruhme eines Volks so nothwendige Eigenschaft? Die Römer waren in diesem Stücke klüger. Denn eben darum machten sie die Inschriften nicht in Griechischer oder Gothischer, sondern in ihrer eigenen Sprache. — —

Auch der Einwand, der von dem Vorzuge der lateinischen, als der gelehrten Sprache, hergenommen ist, kömmt in keine Betrachtung. Ein anders ist, die gelehrte Sprache studiren, sich in

Schrif-

Schriften damit beschäftigen, und ein anders, Inschriften darinn machen. Von dem erstern werden ja ohnedieß viele Bücher die Nachwelt überzeugen; wozu braucht es noch der Inschriften? Und gesetzt, aber nicht zugegeben, in der lateinischen Sprache könnte man sich am allerkürzesten ausdrücken; folget denn daraus, daß man darum auch alle und jede Inschriften in allen Ländern in lateinischer Sprache machen müsse? — Es ist ja nicht alles gut, recht und nachahmlich, was kurz ist, es muß auch richtig, vollständig, deutlich, verständlich, genau, und keiner ängstlichen Auslegung unterworfen seyn. Und mich deucht immer, hier wird sich die lateinische Sprache auf einer eben nicht vortheilhaften Seite darstellen! —

Um aber zu zeigen, daß ich doch auch gelernet habe, zu fragen, und vielleicht mit mehrern Grunde, so will ich hier die Frage aufwerfen:

„in welcher Schrift (nicht Sprache) die Inschriften zu machen sind?

und beantworte sie also:

„in derjenigen Schrift, welche am wenigsten „runde, krumme, gewölbte und verzogene Züge hat, und daher am leichtesten zu zeichnen „und in Stein zu hauen ist.

Was ist das aber für eine Schrift? Das ist unstreitig die Runische, welche mehrentheils aus geraden Strichen bestehet. Eine Schrift von geraden Strichen ist aber immer viel beständiger und dauerhafter, als eine solche, welche viele runde,

und

und gewölbte Züge hat, die durch die Länge der Zeit leicht verlöschen und unkennbar werden, und daher beym Lesen oder Abzeichnen nicht so leicht wieder herzustellen sind. Die alten Runensteine legen für meine Meynung ein unverwerfliches und unläugbares Beweisthum ab. Der kalte Norden selbst ist nicht einmal im Stande gewesen, sie zu zerstören und zu zernagen; wie dauerhaft würden sie vollends nicht in Frankreich, Italien und Egypten gewesen seyn! — Die Inschriften müssen also von nun an in Runischer Schrift gemachet werden. Wer kann mir wider diesen Schluß etwas einwenden?

2.

Ich habe oben (*) schon gesaget, daß sich Johann August Starke habe einfallen lassen, in einer Dissertation: character Davidis ad regulam poeseos lyricae examinatus, so sich in seiner sylloge commentationum et observationum philologico-criticarum, im I. Vol. befindet, den GOtt Davids mit dem Zevs zu vergleichen. — Wozu der übertriebene Witz nicht die Menschen verführen kann! Dieß Werklein wird recensiret in den Hall. gel. Zeit. vom J. 1770. im 1. St. 3. S. — — Ich wundere mich darüber nicht, daß Herr Starke, als ein rüstiger Witzling, solche Vergleichung gewa-

(*) Nemlich im 4. Art. der Rubrik: unnütze gelehrte Beschäftigungen.

gewaget hat, aber darüber wundere ich mich doch ganz ausserordentlich, wie sich die Hallischen Herren Recensenten so haben überwinden können, dieser Vergleichung ihren Beyfall zu versagen, da sie doch sonst so leicht geneigt und gewohnt sind, alles dasjenige, was nur im mindesten nach dem Heidenthume schmecket, und zur Beförderung der Gleichgültigkeit in Religionssachen etwas beytragen kann, mit beyden Händen zu ergreifen, und aus vollem Halse anzupreisen. — —

So vieles Lob sie also für diesesmal verdienen, daß sie eine solche, dem GOtt der Christen zum Nachtheil gereichende sündliche und strafbare Vergleichung tadeln, so sehr wäre doch zu wünschen gewesen, daß sie auf der andern Seite sich nicht mit so vielen unnützen Dingen und überflüßigen Fragen beschäftiget hätten, deren Erörterung der gelehrten Welt eben so vielen Vortheil stiftet, als das fünfte Rad am Wagen! Wozu soll z. B. die unnütze Frage und Untersuchung:

„ob Zevs, der beym Homer seinen Wagen be-
„spannet, und nach dem Ida herabfähret, ein
„Gemählde sey, oder eine fortschreitende
„Handlung?

Was für eine lehrreiche Erörterung wird da nicht heraus kommen? — Man lasse doch den alten Courtisan Zevs gefahren oder geritten seyn; es mag ein Gemählde, oder eine fortschreitende Handlung seyn; wird die Welt etwan gelehrter dadurch werden? Ich glaube es schwerlich. — Mit eurem verwünschten Mahlen! Man möchte bey nahe

in

in der Einbildung selbst zum Mahler werden, weil man fast von nichts, als von mahlen höret und lieset; und gleichwol sehe ich keinen einzigen Gecken, der einen Pinsel angreifet. Ich finde kein Gemählde im Homer, und wenn ich gleich 1000 Argusaugen, und den allergrößesten Tubum zu Hülfe nähme. — Homer ist ja kein Mahler gewesen; er hat ja nicht gemahlet, sondern geschrieben. Man mache doch den alten Patriarchen nicht mit Gewalt zum Handwerker oder Künstler, wofür er sich niemals ausgegeben hat. — Fanget doch einmal an, Deutsch zu reden, daß euch jeder Christenmensch verstehen kann! Ein Dichter hat doch wol den Rang vor dem Mahler? — Und wie, wenn nun jemand dessen ungeachtet diese fortschreitende Handlungen mahlen wollte, welches doch wol niemanden verwehret ist, würde es nicht auf solche Art gleichwol ein Gemählde seyn? Wozu also solche unnütze Distinction? Bleibet doch damit zu Hause! — —

Und was soll denn endlich diese Frage für einen Nutzen haben:

„ob Gemählde auch der Ode wesentlich sind
„oder nicht?

Ein Gemählde und ein Gedicht sind doch noch immer sehr weit von einander unterschieden; wie kann denn das eine ein wesentliches Stück des andern seyn? Wir haben ja meines Wissens keine gemahlete, sondern geschriebene Oden. Der Mahler mag noch so geschickt seyn, er wird doch nimmermehr eine Ode zuwegebringen, wenn er nicht zugleich

gleich ein Dichter ist. In solchem Falle ist er aber kein Mahler, sondern ein Dichter. Muß denn allerwegen gemahlet seyn! — Das arme Mahlen, wenn das nicht wäre, wie oft würden die Dichter stumm, und ihre Federn stumpf werden! Das Mahlen muß sich wol recht leiden lassen. Es ist hohe Zeit, daß eine andere Kunst an die Reihe kommt, von der die Dichter ihren Stoff erborgen! — Etwan die Leineweberkunst. — — Man versuche es! Weben, wirken, spulen — würde ja auch nicht übel klingen! — —

3.

Was Diodor für eine Stelle unter den Geschichtschreibern habe?

Ueber diese ganz unerhebliche Frage hat der Herr Eyring eine eigene Abhandlung geschrieben, welche sich im 4ten Bande der Gatterischen historischen Bibliothek befindet. Ich habe mich oben schon erkläret, (*) daß die Untersuchung dieser Frage gewiß eine eben so unnütze Beschäftigung sey, als des Herrn Eyrings ganz weitläuftig gerathene Abhandlung vom Plane des Diodors. Was ist der gelehrten Welt daran gelegen, zu wissen, was die Herren Kunstrichter diesem alten Geschichtschreiber für einen Rang anzuweisen für gut finden! Es kömmt ja darauf an, ob

(*) Im 10ten Art. der Rubrik: unnütze gelehrte Beschäftigungen.

ob er selbst auf einen gewissen Rang Anspruch gemacht habe? Ohne Zweifel aber hat er wol niemals daran gedacht, daß sich die Kunstrichter nach einem so langen Zeitraum dereinst noch erst über seinen Rang und Würde zanken würden, sonst hätte er vielleicht selbst einen namhaft gemacht.

Noch überflüßiger aber ist die in dieser Abhandlung enthaltene Untersuchung der Frage: was Diodor bey Schreibung seiner Gedichte für einen Vorsatz gehabt habe? Es ist in der That eine rechte Lust, zu lesen, wie sich der Schilderer, Herr Eyring, bemühet, die Erörterung dieser vermeynten Hauptfrage herauszubringen! Ewig Schade um die schöne Zeit, das Papier und die Kosten, die auf diese überflüßige Arbeit verwendet sind! Ohne Zweifel hat Herr Eyring nur die Stärke seiner Einbildungskraft und seinen Witz im Errathen zeigen wollen? Denn weiter ist gewiß kein Nutzen abzusehen; denjenigen, den die Herausgeber der gedachten Bibliothek vom Verleger ziehen, und welchen sie bloß der Mode unserer Zeiten zu verdanken haben, etwan ausgenommen. — — Was liegt mir denn daran, den Gedanken und den Vorsatz des Schriftstellers zu errathen, das doch allezeit, wenn ich noch so gut rathen kann, eine mißliche und ungewisse Sache bleibt? Wenn ich nur weiß, was er uns wirklich in Schriften hinterlassen hat, so kann ich ihm den Plan, den Rang, den Vorsatz und die Gedanken gar gerne schenken. — Wie oft geschiehet es nicht noch tag-täglich von unsern heutigen neumodischen Schrift-

Schriftstellern, und so genannten besten Köpfen, daß sie sich aus langer Weile hinsetzen, etwas anfangen aufzuzeichnen, nach und nach damit fortfahren, ohne im geringsten einen Plan oder Vorsatz, und ohne einigen andern Endzweck, als die Vertreibung der langen Weile gehabt zu haben! Vielleicht, denken sie, werden sich einmal einige Stündchen finden, das Geschriebene in Ordnung zu bringen, und etwas weiter auszuführen. Diese Stündchen finden sich aber niemals. — So bleibt das Werklein, wie es ist. Wer kann sich hierbey einen Plan, Endzweck und Ordnung gedenken? — Wie, wenn es dem Herrn Diodor eben so ergangen wäre! — Sollte dergleichen etwan was seltsames seyn? Antwortet mir hierauf, ihr Herren Schilderer!

4.

Wer gewillet ist, sich recht herzlich zu erbauen, der lese folgendes Werklein: Heydenhans Untersuchung, ob Horaz von der schimpflich genommenen Flucht aus der Schlacht bey Philippis frey zu sprechen sey: Küstrin 1754. Eine sehr tröstliche Materie und lehrreiche Frage, wovon der gelehrten Welt ohne Zweifel ein sehr helles Licht aufgehen muß. — Wer kann wol eine solche Beschäftigung tadeln, die die Rettung der Ehre eines Nebenmenschen, und noch dazu eines der grössesten poetischen Kirchenväter zum Gegenstand hat! Kommet her, ihr Musen! flechtet einen Kranz von ewigem Epheu,

schmücket das Haupt und die Schläfe dieses Vertheidigers jenes Patriarchen mit unverwelklichen Lorbeeren! — Warum säumet ihr so lange, den Verdiensten eines solchen Ehrenretters Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen? Begleitet ihn in vollen Chören zum Tempel des ewigen Nachruhms, und zündet ihm köstlichen Weihrauch an, dessen süsser Dampf die Nase des Apollo mit lieblichem Geruch erfüllet! — O! ihr unempfindlichen Musen! Unsterbliche Verdienste so späte zu belohnen, das ist gewiß ein untrügliches Kennzeichen von der Undankbarkeit unserer Zeitgenossen! So rufen diejenigen aus, welche Verdienste zu schätzen wissen! — — Aber — Arme Sterbliche, denen die Natur die Gabe der ästhetischen Empfindung und Begeisterung versaget hat. — — Was kann ich dafür, daß ich von ihr nicht mehr ästhetische Talente empfangen habe, diese Verdienste einzusehen! Laßt doch den ehrlichen Horaz gemacht haben, was er will; man mache ihm Vorwürfe, wie man will; es mag unter seinem linken Knopfloche beschaffen gewesen seyn, wie es will; was kann uns das helfen? Meinetwegen mag er ein Herz wie ein Zweygroschenbrod, oder wie eine Linse gehabt haben; es gilt mir gleich viel. Gesetzt, daß er auch wirklich das Hasenpanier ergriffen habe, ich verdenke es ihm nicht, denn es ist halsbrechende Arbeit im Kriege, und vornemlich in der Schlacht. Ich lobe ihn vielmehr, daß er dadurch der Welt als ein ehrlicher Kerl länger zu dienen und nutzbar zu seyn gesu-

chet

chet hat. — Ist es nicht besser, mehreren Schlachten beywohnen zu können, als sich auf einmal wie ein Hundsfot von einem ungehobelten Knadaften, der kein ästhetisch verstehet, in das Gras strecken zu lassen? Er konnte dennoch ein braver Kerl bleiben. Denn dazumal hatten die Soldaten die Ehre noch nicht in dem Buckel, wie zu unsern Zeiten, sondern im Gehirne. Daher ging man behutsamer bey solchen Gelegenheiten zu Werke, um die Ehre nicht zu verlieren. War diese einmal weg, so konnte sie niemals wieder erlanget werden. Durch den Prügel kann man sie aber anjetzt leichtlich wieder herstellen. — — Und wol dem Menschen, welcher sich im Zorne mäßigen und besinnen kann! Er hätte vielleicht in der Hitze etliche von dem Gegentheil erwürgen können, worüber er sich nachher wegen seines zarten Gewissens, leicht Gedanken gemacht haben würde. Diese Leute hatten ihm aber ohne Zweifel nichts zu Leide gethan; warum sollte er denn ein Würgengel ohne Noth werden? Sein Beruf war, mit der Feder, mit Liebe und Wein zu fechten, und nicht mit dem Schwerdte. Ein jeder bleibe bey dem, was er gelernet hat. Der gute Mann hat recht gethan — Es lebe der brave Horaz, und sein edelmüthiger Vertheidiger, Herr Heydenhan!

Geschmack.

I.

Eine Sache, die gar zu häufig und zur Ungebühr gebrauchet wird, muß endlich nothwendig, wo nicht ihre Kraft und Wirkung verlieren, doch wenigstens abgenutzet werden, und in Abnahme gerathen. Eben so verhält es sich auch mit den Modewissenschaften und Modewörtern. Unter allen uneigentlichen Scharwenzelwörtern, womit unsre so genannten Genies und schönen Geister um sich zu werfen pflegen, wird wol keines so häufig und so oft gebrauchet, als das Wort Geschmack. Derjenigen Sachen, von denen es gesaget wird, sind eine so zahlreiche Menge, und die Vieldeutigkeiten dieses Worts ist so groß, daß man seinen eigentlichen Begriff fast nicht mehr bestimmen kann. Wenn es damit so fortgehet, so muß es nothwendig unter diejenigen Wörter gerechnet werden, die ohne Bedeutung sind, und dergleichen wir leider in unsern witzigen ästhetischen Zeiten eine nicht geringe Anzahl haben. — So lange das Wort noch in seiner eigentlichen Bedeutung, nemlich von der Zunge, dem Gaumen und dem Schlunde, oder in einem richtigen uneigentlichen Verstande, d. i. von der Fertigkeit, das Schöne, Anständige und

Gebräuch-

Gebräuchliche ohne Vernunftschlüsse zu finden, zu erkennen und anzuwenden, gebrauchet wurde, so lange hatten wir auch noch einen Geschmack, oder wußten wenigstens noch, was Geschmack war. Allein, seit dem man anfieng, es bey so häufigen Gelegenheiten in einem ganz unrichtigen und unanalogischen, uneigentlichen, auch falschen figürlichen Verstande zu nehmen, seit der Zeit hat der rechte Geschmack immer mehr und mehr abgenommen, und zu unsern Zeiten möchten wir wol bald sagen können, daß wir fast gar keinen Geschmack mehr haben. Nicht nur alle und jede Wissenschaften, die ernsthaften und tiefsinnigsten, ja selbst die Gottesgelahrheit und Weltweisheit nicht ausgenommen, sind anjetzt dem Geschmack unterworfen, sondern man braucht das Wort auch von allen und jeden sowol lebendigen Geschöpfen, als leblosen Sachen und Dingen, womit wir umgehen, und die wir vorzüglich und beständig gebrauchen, wie z. B. der Geschmack in Kleidern, Schuhen, Stiefeln, Kutschen, Pferden, Häusern ꝛc. und an Statt, daß wir sonst nur mit dem Gaumen und der Zunge schmeckten, so sitzt der Geschmack nunmehr fast in allen Gliedern des menschlichen Körpers. Wir schmecken so gar mit den Fingern, mit den Augen, Ohren, mit dem Herzen, Bauche, den Beinen und Füßen, und wer weiß, welcher Theile sich der Geschmack endlich noch bemeistern wird. Mit einem Worte: unser ganzer Körper ist nunmehr zum Geschmack geworden, was Wunder also, daß wir den eigentlichen Geschmack nicht mehr anzuge-

ben wissen! Der Geschmack herrschet im Schlafen, Träumen, im Beten, Singen, Tanzen, Fechten, in der Schlacht, im Kriege, im Heirathen, im Sterben, und GOtt weiß, wo noch mehr — Wissenschaften, Einsichten, Lehrart, das Schreiben, das Lesen, alles wird durch den Geschmack regieret, welcher sich in die Stelle der Gründlichkeit, der Richtigkeit, der Beweise, der Schlüsse eingedrungen hat. Kurz um, die ganze Natur ist vom Geschmack überströmet, so daß die Menschen bis an das Knie allerwegen darinnen waden müssen. Der Geschmack hat sich mit allen Dingen, mit allen unsern Sinnen, Handlungen und Beginnen vermischet. — Ich will den sehen, der ihn davon wieder absondern soll. Und was das Seltsamste ist, so verschwindet gleichwol der rechte Geschmack von Tage zu Tage immer mehr und mehr aus unsern Augen, je geläufiger er auf unserer Zunge ist. Ein sicherer Beweis von dem Lehrsatze: wenn von einer Sache am meisten geschrieben und geredet wird, daß es so dann, wie z. B. mit Aufhelfung der Handlung, des Gewerbes und der Nahrung — am allerwenigsten zu bedeuten, und daß eine Sache durch den übermäßigen Gebrauch endlich nothwendig ihren Untergang zu erwarten habe. — —

Frage: Was ist nun Geschmack? Antwort: Alles, alles — — weiter kann ich nichts bestimmen. Gehe hin und lerne Geschmack. — Wo soll ich ihn suchen? In der ganzen Welt. — Schlechter Trost, weite,

lang-

langwierige aber vergebliche Reise! — Mit Recht kann man ausrufen: Glückliche, geschmackvolle Zeiten, aber auch zugleich geschmacklose Zeiten!

2.

Daß auch so gar die Religion, diese so majestätische und allerernsthafteste Sache, leider! in unsern Zeiten dem Geschmacke unterworfen seyn müsse, davon finden wir unter andern ein unverwerfliches Zeugniß in den Hallischen gel. Zeit. auf das J. 1768 im 81. St. 642. S., wo Patzkens Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, recensiret werden. Der Recensent, welches vielleicht Herr Klotz selbst ist, sagt daselbst:

„Der apokalyptische Euthusiasmus drohet jetzt „dem guten Geschmack in der Theologie und „der vernünftigen Religion zum großen „Schaden.

Ist der Geschmack, wie leider! mehr als zu sehr am Tage lieget, ein so veränderliches, unbestimmtes und schlüpferiges Ding, so kann man leicht schliessen, wie eine solche Religion und Theologie beschaffen seyn müsse, die von demselben beherrschet wird! Gewiß, eben so veränderlich und modemäßig, wie der Witz und die ästhetischen Tändeleyen überhaupt! — Der Grund jenes verkehrten kunstrichterlichen Ausspruchs ist leicht einzusehen. Alles, was nach der Bibel und besonders nach der Offenbarung schmecket, kann wol eben keine Sache für unsere geschmackvolle Theo-

logen und Witzlinge seyn, die sich überhaupt mit den Gedanken, wie es mit ihnen dereinst in der Ewigkeit beschaffen seyn werde, als einer unangenehmen Erinnerung, nicht gerne beschäftigen! Bey der vernünftigen Religion, das ist: unserer neuen heidnischen geschmückten Religion, ist freylich nicht so viel zu bedenken, als bey der christlichen! Nicht mehr zu seyn — ein schwarzer und tödtlicher Gedanken für einen Christen, aber zugleich ein beruhigender und einschläfernder Trost für einen Freygeist, Naturalisten und Materialisten; weil dieser glaubt, daß er auf solche Art weiter keinen Richter und keine Verantwortung befürchten dürfe. — Nur Schade, daß euch dermaleinst euer Geschmack-glaube nicht schützen wird. — Süsse Träume, o! ihr elenden Geschöpfe!

3.

Immerhin mögen sich unsere witzigen Herren auf den Geschmack so viel zu Gute thun, als sie wollen. So lange sie den Gebrauch und Einfluß desselben auf die so genannten schönen Wissenschaften und freyen Künste im engsten Verstande, das ist, auf die Dichtkunst, Mahlerey, Tonkunst, auf die Werke des Witzes ꝛc. einschränken, so habe ich nichts dawider. Mit diesen Wissenschaften verhält es sich eben so, wie mit dem Geschmacke der Zunge im eigentlichen Verstande. Ein Gericht nach Französischer Zubereitung, das Mode ist, muß gut schmecken, es mag auch ein so elendes Gefräß seyn, als es nur will. Wann neunzig es

betheu-

betheuren, daß es gut schmecke, so dürfen der ein- bis neun und neunzigste nicht einmal eine saure Mine dazu machen, als wenn es ihnen nicht gut schmeckte, ohne sich dem Spotte aller Geschmackthoren und dem Vorwurfe, daß sie nicht zu leben wüßten, auszusetzen; gesetzt, daß man auch den Fraß ohne Ekel kaum ansehen, geschweige verschlingen könnte. Eben so: diejenige Schrift, das Buch, den Ausdruck, den neunzig Klotze, Nikolais, Riedele, Gleime und andere Witzlinge loben, und mit ihrem Beyfalle preisen, dürfen der ein- bis neun und neunzigste nicht tadeln, es mag auch noch so elend beschaffen seyn; woferne sie sich nicht dem allgemeinen Gelächter und dem Muthwillen jener Witzlinge, samt dem Vorwurfe eines seichten Kopfs, eines elenden Skribenten aussetzen wollen. Denn es ist nun einmal so Mode. — Gut — — Aber in die ernsthaften Wissenschaften sollte doch von Rechts wegen der Geschmack keinen Einfluß haben. Diese verlangen Gründlichkeit, feste Grundsätze, unwandelbare Lehrgebäude, überzeugende Beweisthümer, einen richtigen, deutlichen, gesetzten, ungeschmückten und ungekünstelten Ausdruck. — Das alles sind aber Sachen, womit sich Geschmack und Witz gar nicht vertragen können; und es ist daher nicht zu verwundern, daß jene ernsthaften Wissenschaften von diesem zu unsern Zeiten so reissenden Geschmackstrohme endlich fortgeschwemmet, und mit Unrath überdecket werden. Die Folgen liegen auch leider! bereits genugsam am Tage. Ueberall Witz, Aesthe-

tik, Seichtheit und Popularität, aber keine Gründlichkeit, Ernsthaftigkeit, Gewißheit und Gelehrsamkeit. — —

Doch so vieles Unheil nur immer der Geschmack in den ernsthaften Wissenschaften anrichten mag, so ist doch alles das noch nichts gegen den Schaden, den er in der Geschichte zu Wege bringet. In der Theologie, Philosophie z. B. bleibt doch immer der Grund von diesen Wissenschaften und das Wesentliche davon zurück, wenn auch dieselben ganz und gar mit Geschmack und Witz durchwürzet seyn sollten. Es betrift allenfalls Nebendinge, die diesem Uebel ausgesetzet sind; das Wesen der Wissenschaften wird doch eigentlich nicht verändert, und sie bleiben noch immer diejenigen, die sie vorhin gewesen sind, ob sie gleich hin und wieder durch den Geschmack sind zernaget worden. Aber die Geschichte kann am allerwenigsten damit bestehen. Ihre Natur ist den Werken des Witzes ganz entgegen. Sie muß die Dinge so erzehlen und beschreiben, wie sie wirklich geschehen, oder von glaubwürdigen Leuten aufgezeichnet sind, ohne Kleister, Flittergold, Schminke und andere Zierraten. Denn sie hat bloß Wahrheiten und Sachen aus dem Reiche der Wirklichkeit und Erfahrung zu ihrem Gegenstande. Der Geschmack aber beschäftiget sich nur allein mit der schlüpferigen Mode, mit uneigentlichen, hyperbolischen, allegorischen Dingen, mit Werken des Witzes, und Sachen aus dem Reiche der Wirklichkeit sowol, als aus dem Reiche der Erdichtung

und Fantasie. Alles dieses aber ist der Wahrheit und Wirklichkeit gerade entgegen gesetzt. Wie wollen also diese letztgenannten Dinge mit jenen bestehen können! Sie müssen nothwendig ihren Abschied nehmen. Sind aber Wahrheit und Wirklichkeit weg, so ist auch dadurch das Wesen der Geschichte zugleich selbst verdrungen; sie wird in eine andere Wissenschaft verwandelt, und verdienet den Namen der Geschichte von geschehenen Dingen nicht mehr. Die Fabel- und Schilderungskunst tritt in ihre Stelle. Dahin ist es nunmehro auch leider! zu unsern geschmackvollen und schilderreichen Zeiten bey nahe gekommen; und wenn es noch zehen Jahre damit so fortgehet, so ist allem Ansehen nach die eigentliche Geschichte mit Strumpf und Stiel ausgerottet. Das sind die Früchte von dem so genannten herrschenden Geschmack. Schlechte Aussicht in die Zukunft für uns und unsere Nachkommen. Wir wissen bey nahe nicht mehr, was Geschichte, Roman und Fabel ist, und wie sie von einander unterschieden sind; wie sollen sie unsere Nachkommen unterscheiden können! Jämmerlich werden sie betrogen werden. Einfälle und Schilderungen, aber keine geschehene Dinge werden sie zu lesen bekommen! — —

Man macht zwar zu unsern Zeiten ein sehr großes Aufheben von dem historischen Geschmack, wie z. B. in Gatterers historischer Bibliothek im 1. St., besonders in den Aufsätzen, wo von der historischen Kunst gehandelt wird. Wenn man es aber recht bey Lichte beschauet, so läuft

alles

alles auf bloße Ruhmredigkeiten und Pralereyen hinaus. Man zeige doch den Nutzen, den die Geschichte davon hat. Im Gegentheil lieget, wie die Erfahrung lehret, der Schaden, der ihr dadurch zugefüget wird, offenbar genug am Tage. Man siehet nur auf die Worte und den Ausdruck; man schildert, muthmaßet, kritisiret und moralisiret; aber über die Sachen gehet man hinweg. Was Wunder, daß die Geschichte endlich in eine Fabel übergehen muß! Gleichwol hat man von seiner geschmackhaften Kunst eine sehr hohe Einbildung, und suchet sich und derselben dadurch ein Ansehen zu verschaffen, daß man andre gute Geschichtschreiber verachtet und niederschläget. Und damit dieses bey der witzigen Welt desto besser in die Augen fallen möge, so bemühet man sich, die guten Geschichtschreiber, vornemlich die Deutschen, auf eine sehr geringe Anzahl herunter zu setzen; ja man will, so zu sagen, denjenigen, die sich mit der schildernden Schreibart nicht abgeben, lieber gar den Namen eines Geschichtschreibers absprechen, und ihn bloß einigen wenigen Gelehrten, worunter doch die mehresten fast nur Witzlinge sind, beygeleget wissen. So weit ist es bereits mit dem Stolze unserer historischen Schilderer gekommen! — Aber gemach! meine Herren! Sollten denn, ausser Ihren ästhetischen Lieblingsgeschichtschreibern, gar keine gute Deutsche Geschichtschreiber mehr anzutreffen seyn? Ich dächte doch, daß unsere ehrlichen alten Deutschen Schriftsteller, ein Lindenbroch, Clerikus, Spangen-

genberg, Bünting, Goldast, Hortleder, Scharschmidt, Pufendorf, Kranz, Chyträus, Leukfeld, Lucä, Olear, Sagittar — — diesen Namen noch wol verdienen sollten; ja gewiß noch eher, als jene flüchtigen und schilderreichen Herren, die uns Statt der Geschichte mit Einfällen, Betrachtungen und unzeitigen Sittenlehren beselben! Und gesetzt, daß auch in diesen und andern alten Deutschen Geschichtschreibern, nach damaligen Zeitumständen, hin und wieder etwas von Wunderwerken, abergläubischen und andern dahin gehörigen Dingen vorkommen sollte, so sind doch dieses nur Nebensachen, welche der Glaubwürdigkeit der eigentlichen Geschichte, so im Buche enthalten ist, und von solchen Fabeln leicht abgesondert werden kann, an sich nichts benehmen können, und daher der Geschichte bey weiten nicht so gefährlich sind, als unsre jetzige ästhetische Hirngeburten, witzige Einwebungen, und schilderhafte Ausbrüche, welche das ganze Wesen der Geschichte verunstalten. — Aber schlimm genug, daß man nicht einmal mehr den Geschichtschreiber von dem Schilderer, von dem Roman- und Fabelschreiber, unterscheiden will und kann! Gehet es damit ferner so fort, so werden wir ohne Zweifel bald wieder in jene mythologischen Zeiten zurück fallen, welche eben Schuld daran sind, daß die Geschichte mit der Fabel vermischet worden. Will man durchaus nichts mehr lesen, was nicht in der Modesprache geschrieben ist; oder will man denn mit Fleiß jene alten Deutschen Schriftsteller

verken-

verkennen, und thun, als wenn vor uns gar keine Geschichte da gewesen wäre? Wo habt ihr schönen Herren! denn den Stoff zur Geschichtbeschreibung anders her, als aus ihnen, aus den alten Chroniken und Geschichtbüchern? Oder habt ihr ihn etwan aus dem Aermel geschüttelt, wie den Witz? Entweder es geschiehet aus Vorsatz, daß ihr dieses nicht wissen wollet, oder aus Unwissenheit. Und mich deucht immer, mit dem letztern wird wol der rechte Fleck getroffen seyn? — Freylich beschäftigen sich unsere witzigen Herren nicht gerne mit Schriften, die älter als 10 Jahre sind; wie sollten sie also unsere ehrlichen alten Deutschen Geschichtschreiber kennen! Ja wol, man kennet dieselben entweder nicht, oder man stösset sich an die alte Deutsche Sprache, und siehet über die Sache selbst hinweg. Gerade, als wenn unsere Vorfahren hätten wissen können, wie die Sprache nach 100 und mehreren Jahren beschaffen seyn würde; oder, als wenn man es ihnen übel nehmen könnte, daß sie nicht eben in einer so geblümten, unbestimmten, modemäßigen und buntscheckigten Sprache geschrieben haben, als jetzt Mode ist. — Man schildert dagegen zu viel, man beschäftiget sich vornemlich mit dem schönen Ausdrucke, und vergisset darüber die Sache selbst. Was Wunder, daß die Geschichte endlich ihr ernsthaftes und majestätisches Ansehen verlieret, und sich in das Gewand des Romans, der Fabel, der Mythologie verhüllet, wo sie bey nahe unkennbar wird. — — Immerhin man mag sich auf die alten Griechischen

und

und Römischen Geschichtschreiber und Schriftsteller berufen. Ihre Religion, ihre Gesinnungen, Einsichten und ihre ganze Eigenschaften waren, so zu sagen, von Fabeln zusammengesetzt; man hält es ihnen daher zu Gute. Aber müssen wir denn durchaus ohne Unterschied und überall den alten Römern und Griechen alles nachmachen, und ihre wahre Affen werden? Das Gute ahme von ihnen nach, und nicht das Thörichte. — Das ist ein schöner historischer Geschmack! Worte, aber keine Sachen. Hätten wir doch lieber gar keinen Geschmack in den Wissenschaften, besonders in der Geschichte!

Unzeitige gelehrte Verbesserungen.

I.

Dünke dich nicht selbst allein weise und geschickt zu seyn; denn Eigendünkel hat viele verführet. Eine sehr bewährte Lebensregel, die man vielen unserer heutigen Sonderlinge und unzeitigen Verbesserer, besonders dem Herrn Basedow, mit Rechte zurufen kann. Dieser Mann träumet von nichts, als von neuen Verbesserungen, Aussichten, Wahrheiten und Erfindungen. Wenn man es aber beym Lichte besiehet, so sind es nichts, als eigensinnige

Gril-

Grillen, gelehrte Schwärmereyen, Enthusiastereyen, oder, auf das gelindeste davon zu urtheilen, milzsüchtige Ausbrüche. Bald ist ihm hie und da ein neues Licht aufgegangen; bald hat er dieses, bald jenes zu tadeln; öfters stehet ihm die ganze Welt nicht an; mit einem Worte: er will alles reformiren, und fast mehr als einen zweyten Luther, Kalvin ꝛc. vorstellen. In seiner so genannten Vorstellung an Menschenfreunde, und vermögende Männer ꝛc. 1768 in 8., verlanget er unter andern, daß die Schulen, Gymnasien und Universitäten von Grund aus umgeschmolzen werden sollen. Ja er hat so gar einen Plan von einem Elementarbuche angefüget, woraus man, so zu sagen, die Wissenschaften im Spielengehen erlernen soll. Ist das nicht eine herrliche Erfindung für unsere Zeiten, wo man die Bequemlichkeit in Erlernung der Wissenschaften so sehr liebet! Ohne Zweifel werden sie unsre witzigen und geschmackvollen Herren mit offenen Armen ergreifen, und dem Herrn Erfinder den feurigsten Dank dafür weihen! — Nach dem Plane das Werk zu beurtheilen, wäre wol zu voreilig gewesen. Glück zu! rief ich, Glück zu der gelehrten Welt! Wenn es aber nur besser wird, als seine übrigen Schriften, besonders sein Lehrbuch der schönen Wissenschaften, dachte ich bey mir selber! Denn in diesem ist in der That nicht wenig Verwirrung, Unrichtigkeit und ästhetische Schwärmerey anzutreffen. Und siehe! meine Muthmassung hat mich nicht getäuschet, da nunmehro der

Anfang

Anfang dieses wundervollen Werks erschienen ist. — Doch, wie ist es möglich, daß solche Kindereyen, solche wahre Kleinigkeiten, solche alte abgedroschene Kunstgrifflein zu unsren erleuchteten Zeiten Beyfall, Liebhaber und Unterstützung finden können! Abermals ein Beweis des Lehrsatzes, daß keine Sache so schlecht und thöricht sey, die nicht ihre Liebhaber und Vertheidiger finden sollte. — —

Er giebt ferner in dieser Vorstellung an Menschenfreunde ꝛc. die Idee oder den Plan von einer Kasualscholastik an. — Sehet, wiederum eine ganz nagelneue Wissenschaft! — Gewiß daran fehlet es uns noch! als wenn wir nicht so schon genug neue und überflüßige Wissenschaften hätten, das Reich der Gelehrsamkeit vollends verwirrt zu machen! Was ist doch das für ein Ding, Herr Basedow? Kann man es nicht Deutsch geben? Ich möchte mir wol eine richtige Definition davon ausgebeten haben. Die Endungen in al, in astik, istik, kommen mir eben so verdächtig und windig vor, wie die in iren, *ana*, und desgleichen. — —

Ueberhaupt herrscher in dieser Vorstellung ꝛc. ein recht seltsames Gemisch vom Son-

derbaren, Eingebildeten und Grillenmäßigen; und es ist nur zu verwundern, wie der Verfasser mit dergleichen schnurrichten Aussichten und Vorschlägen bey einigen sonst wirklich gelehrten und einsichtsvollen Leuten Beyfall, Gehör und Beyhülfe hat finden können. Denn daß solche von Klotzen (*) auch andern witzigen Geistern und Kunstrichtern so gelobet und angepriesen werden, das geschiehet aus keiner andern Ursache, als weil Herr Basedow, eben wie sie und ihres Gleichen, ein Sonderling in der Religion ist.

2.

Es geschiehet nicht aus Gewohnheit oder sprüchwortsweise, daß wir unsere Zeiten erleuchtete Zeiten nennen; denn wo so viele Verbesserungen und Verschönerungen in allen und jeden Wissenschaften vorgenommen werden, wer sollte nicht mit Recht und Wahrheit sagen können, daß unsere Zeiten erleuchtete Zeiten wären! Wie viele Verbesserer und Reformatoren stehen nicht an so vielen Orten auf! Man verbessert Religion, Philoso-

phie,

(*) S. das 49 St. der Hall. gel. Zeit. 1768. 385 u. ff. SS.

phie, Geschmack, Geschichte, auch andre Wissenschaften, und reiniget das Reich der Gelehrsamkeit von allem Unrath und Schlacken, welche bisher verursachet haben, daß wir über das geläuterte Gold und die ächten Diamanten, ohne solche zu finden, hingestolpert sind. — Haben wir nun bereits in unsren Tagen solche Glückseligkeit erlanget, was für glückliche, erleuchtete und vollkommene Zeiten werden nicht erst unsre Nachkommen erleben, wenn es, wie nicht zu zweifeln ist, mit diesen Verbesserungen so fortgehet! Elende Geschöpfe, denen die Natur die Talente versaget hat, diese Vorzüge recht einzusehen! Und ach! wie unglücklich bin ich nicht, daß ich es noch nicht dahin habe bringen können, den fatalen Zweifelmuth gegen diese gerühmten Vorzüge abzulegen! — — Vielleicht ist er aber, darf ich es wol sagen? nicht ganz ungegründet. — Ich mag meine Meynung für dieses mal nicht weitläuftiger von unserer heutigen Reformationssucht äusern. Wer aber Belieben tragen sollte, sich mit mehreren davon zu unterrichten, und solche gleichsam mit einem Blick zu überschauen, den verweise ich auf das 8te Stück der Hamburg. Nachr. aus dem Reiche der Gelehrs. vom Jahr 1768. 656—659 S., wo des Herrn Merkels Sendschreiben an die ökonomische Gesellschaft zu Pe-

tersburg recensiret wird. Die Gedanken, die der Recensent, er sey wer er wolle, daselbst äusert, sind vollkommen richtig. Sie enthalten eine, zwar kurze, aber wohlgetroffene Abbildung von der Beschaffenheit unsrer heutigen so gerühmten Reformation der Wissenschaften, und verdienen, angemerkt und ohne Vorurtheil beherziget zu werden. Herr Klotz und seines Gleichen, Herr Nikolai und seine Gesellen, werden, wie ich schon im Geiste sehe, freylich wunderbare Gesichtsschnitte machen, wenn sie dieses lesen. Was, werden sie ausrufen, in den Hamburgischen gelehrten Nachrichten soll was Gutes stehen? Diese von jedermann verworfenen Blätter anzuführen, was für ein barbarischer Geschmack! — — Doch immerhin, schreyet, wie ihr wollet, was kann ich dafür, daß ich in diesen Blättern, sowol am angezogenen als anderen Orten, so viel Nützliches und Gutes finde, und vielleicht mehr, als in unseren so hochberühmten Deutschen und anderen Bibliotheken! Ich nehme die Wahrheit und Gründlichkeit, wo ich sie finde, es mag sie ein Ziegra, oder sonst jemand geschrieben haben. Das Vorurtheil des Ansehens und der Mode blendet mich nicht. Was gehen mich die gelehrten Zänkereyen, Anzüglichkeiten und der Handwerksneid an, die der Herr Klotz, der Herr Nikolai und ihres Glei-

Gleichen gegen die Verfasser dieser Blätter auf eine so ausgelassene Art von sich äusern! Sie haben es in der That nicht Ursache. Ich denke immer noch, die Herren sind zu flüchtig, zu seicht und zu jung, als daß sie sich mit dem versuchten Herrn Ziegra, mit dem ich übrigens in ganz keiner Verbindung und Bekanntschaft stehe, messen könnten! — — Nur ein klein wenig Selbsterkenntniß ihr Herren! wünsche ich euch! Lernet von dem Pfau in der Fabel den prächtig gemahleten Fächer sinken zu lassen, und auf eure Füße zu schauen. — — Was für eine Demüthigung für solche große Geister!

3.

Daß in unsren heutigen blos witzigen und seichten Zeiten auch die allerungereimtesten Vorschläge und die lächerlichsten Schnurren öfters Beyfall finden, solches siehet man an dem Beyspiel der Basedowischen so genannten neuen Aussichten und Erfindungen, besonders seines berüchtigten Elementarbuchs. Es hat dasselbe wider alles vernünftige Vermuthen nicht nur unterschiedliche Liebhaber und Beförderer, sondern auch noch dazu eine ganz ansehnliche Unterstützung an Gelde gefunden, dergleichen

sich andere nützlichere und rühmlichere Unternehmungen nicht rühmen können. Man muß sich in der That darüber verwundern, wie es möglich sey, daß unsre so genannten starken und grossen Geister, welche sich mit ihren Einsichten schon längst über die Wolken in den Himmel geschwungen haben, und in ihren Gedanken nicht hoch genug steigen können, sich auf einmal von ihrer Höhe herablassen, und sich als Beförderer und Herolde solcher wahren Kleinigkeiten und einfältigen Erfindungen, die fast die Erfindungen eines Just Winkelmanns (*) und eines Mag. Tilemann

(*) In seiner Cæsareologia, sive quartæ monarchiæ descriptione, welche neuerlich im Jahr 1698. in 12. zu Leipzig heraus gekommen ist, wozu gewisse vom Verfasser erfundene Kupfer und Tafeln gehören, welche dem Gedächtniß in der Geschichte zu Hülfe kommen sollen. Z. B. damit mir die Namen Julius Cæsar und Valerianus wieder einfallen sollen, so gedenke ich mir bey dem erstern eine Ule (Eule), welche in dem Käse mit den Klauen scharret, und bey dem letztern die Worte: er sagt zu seinem Sohn *vale* und ritt auf einer *anus* hinweg, und dergleichen feine Sächelchen mehr.

lemann Olearius (*) in der Schwachheit über-troffen, und beynahe dem bekannten Lesebuche mit Bildern (**) ähnlich sind, darstellen können! Wie kann das mit unsren heutigen so genann-ten geläuterten, aufgeklärten, bis zum Eckel delika-

(*) In seiner ohne seinem Namen zu Halle im Jahr 1630. in 12 herausgekommenen und bereits sehr selten gewordenen Deutschen Sprachkunst; in welcher er nicht nur zu den Buchstaben, sondern auch so gar zu den verschiedenen Zeiten (temporibus) der Zeit-wörter sehr schnackische Bilder und Figuren erdacht hat, damit die Kinder solche desto besser fassen und behalten sollen. So stehet z. B. bey dem i ein Igel, Blutigel, bey dem a ein Aal, bey dem ö eine Oel-bulle mit dem Stöpsel, nemlich dem e, bey dem w ein Wurm, bey dem z zwo Schlangen — — die Zeiten aber werden durch verschiedene Stellun-gen, Lagen und Bewegungen des menschlichen Lei-bes abgebildet, welche öfters sehr schnurricht aus-sehen.

(**) Welches gewisse Sprüche enthält, worinn die Nennwörter und Namen der Dinge nicht durch Buchstaben, sondern durch ihre eigene Figuren ausgedruckt sind, welche aber die Kinder beym Lesen eben so aussprechen müssen, als wenn die Worte selbst da stünden.

ten und geschmackvollen Zeiten bestehen? Es ist wahr, diese Verwunderung ist in der That gegründet; allein sie wird gar bald verschwinden, wenn man sich nur die Mühe geben will, der eigentlichen Ursache näher nachzuspüren. Man siehet nemlich die Basedowischen Bemühungen als ein dienliches Mittel zu Untergrabung der christlichen Religion an, als worauf die Absicht unserer witzigen Herren vorzüglich mit gerichtet ist. Daß der Herr Basedow ein Sonderling in der Religion ist, und viele irrige Lehrsätze und heterodoxe Meynungen behauptet, ist eine bekannte und aus der gelehrten Geschichte unserer Zeiten uns im frischen Andenken schwebende Sache, wovon auch seine Schriften die unverwerflichsten Zeugnisse ablegen. Er, der Herr Basedow, will in seinem so genannten Elementarbuche unter anderen, daß man in den Schulen von Christo, dem Erlösungswerke, und der geoffenbarten Religion überhaupt gar nichts lehren, sondern diese Sorge andren überlassen solle. Und warum denn? Damit auch diejenigen, so keine Christen sind, als Juden, Türken, Heiden, Kalmucken — Nutzen von den Schulen haben können. — Also ihr einfältigen Deutschen Christen! warum habt ihr nicht schon längst eure Schulen auf solchen Fuß eingerichtet; damit die Heiden und Heidengenossen, die Kreter und Araber,

die

die Lappen, Hottentotten, Cherokesen, Kalmucken, die Giagas und andere aus der Wüste Lybiens, ihre Kinder zu euch herein hätten schicken können? Wie ansehnlich, berühmt, schülerreich und frequent würden nicht jetzt eure Schulen seyn; und wie wenig Ursache würdet ihr also haben, über die Abnahme derselben, wie doch jetzt so häufig geschiehet, Klagen zu führen! — —

Hat aber auch wol jemals eine von diesen Völkerschaften Verlangen getragen, ihre Kinder in unsere Schulen zu bringen? Ey das ist eine andere Frage. — —

Ist das nicht ein vortreflicher Vorschlag zu Ausbreitung der Wissenschaften, und ein sicherer Weg, ohne Umschweife dazu zu gelangen, den uns der Herr Basedow zeiget? Ja wol, aber auch zugleich ein unfehlbares Mittel, die christliche Religion nach und nach gänzlich auszurotten! Denn, wenn in den Schulen von der geoffenbarten Religion, worinn doch der Grund aller menschlichen Weisheit und Erkenntniß enthalten ist, nichts mehr gelehret werden soll, wo und wenn eher soll denn die Jugend darinn unterrichtet werden; da nach zurückgelegten Schuljahren, vollends bey geringeren Leuten, nicht weiter oder doch sehr wenig

daran gedacht wird, auch weiter keine Gelegenheit darzu vorhanden ist? — —

Sehet hier nun die wahre Ursache, warum dergleichen Schnurren von unsern witzigen Herren gelobet und angepriesen worden, und warum sich starke und schwache Geister, die doch sonst einander so sehr entgegen gesetzet sind, gar wol mit einander vertragen können! Eine Veranlassung und einen Vorschlag, zu Ausrottung der christlichen Religion vor sich zu sehen, das ist für unsere witzigen Geister, deren ganzes Thun und Absichten dahin gerichtet sind, eine gar zu reizende und erwünschte Gelegenheit, als daß sie nicht solche mit beyden Händen ergreifen, und einen Schriftsteller, den sie, wenn er die christliche Religion geschonet hätte, keiner Achtung gewürdiget haben würden, aus vollem Halse loben und unterstützen sollten. Der Religion Feind, der schönen Heren Freund; Das ist die heutige ästhetische Losung. — — Doch immerhin mögen sie solche Schwärmereyen anpreisen, wie sie wollen; ein gesetzter Christ wird sich dadurch nicht aus seiner Fassung bringen lassen. Es giebt GOtt lob! noch immer redliche und gewissenhafte Leute, denen der Schaden Josephs zu Herzen gehet, die die Sache der Religion gegen solche Anfälle und

Un-

Untergrabungen vertheidigen, und andere davor warnen. Dahin gehöret vornemlich der Herr Purmann, welcher den Herrn Basedow mit seinen vermeynten neuen Aussichten und Verbesserungen sattsam zu rechte gewiesen hat; (*) wie auch der Verfasser der im 58ten St. der Hamb. gel. Nachr. 1769. befindlichen Recension des Anfangs von Basedowischen Elementarbuche. — — Soll ich meine aufrichtige Meynung von dem Herrn Basedow ohne Vorurtheile, ohne Spott und ohne Verläumdung, gerade heraus sagen? — — Man muß ihn als einen ehrlich Irrenden und schwachen Kopf bedauren. Denn sich zu viel mit ihm abzugeben, das hieße eben so viel, als seine ohnedieß sehr flüchtige Feder zu reizen, uns noch mehr mit dergleichen neuen Aussichten zu plagen, da dieselbe so schon genug durch das unverdiente und übertriebene Lob der Kunstrichter gereizet wird. — — Doch die christliche Religion wird dennoch bleiben, und GOtt wird dieselbe ferner zu beschützen wissen, wenn auch gleich noch tausend Basedows und seines Gleichen aufstünden, und von unsren witzigen Kunstrichtern auf den Schultern zur Schau

im

(*) S. das 34 St. der Hamb. gel. Nach. 1769. 292 u. ff. SS.

im Triumph herum getragen würden. — — Dergleichen Erscheinungen sind den Auftritten in den Schauspielen gleich, welche nur eine kurze Zeit dauren, und von denen es, ehe man sichs versiehet, heist: jam fabula acta est!

E N D E.